Anthr. 90-1

<3660864156001 5

<3660864156001 5

Bayer. Staatsbibliothek

Liebsch

Anthr. 90.—1

R

Medic. Anthropol.

p. 371.

Grundriß
der
Anthropologie

physiologisch und nach einem neuen Plane

bearbeitet

von

Dr. Wilhelm Liebsch,

ausübendem Arzte und Privatlehrer der Medizin zu Göttingen, der Nacheiferungs-Societät der medizinischen Wissenschaften in Moskau und einiger anderen gelehrten Gesellschaften Mitgliede.

Γνωθι σεαυτὸν!

Erster Band.

Anthropographie und Anthropohistorie.

Göttingen,
bei Vandenhök und Ruprecht
1806.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sr. Wohlgebohren

dem

Herrn

Christoph Meiners

Königlich Großbritannischen Hofrathe, ordentlichen Professor der Philosophie u. s. f.

und

Sr. Wohlgebohren

dem

Herrn

Joh. Fried. Blumenbach

Königl. Großbritannischem Hofrathe, ordentlichem Professor der Medizin u. s f.

mit

der innigsten Verehrung und dem lebhaftesten
Gefühle

ihrer mannigfaltigen Verdienste

um die Anthropographie und Anthropohistorie

gewidmet

von dem Verfasser.

Vorrede.

Unter dem bescheidenen Titel eines Grundrisses, darf, wie ich hoffe, dieser Versuch einer Anthropologie, es wohl wagen, so vielen Versuchen gleiches Namens, entweder an die Seite, oder gegenüber zu treten. Ich vermuthe indeß, man werde ihm beide Stellen nicht streitig machen; die erstere nicht, weil der Literator, unter derselben Rubrik, auch allemahl denselben Inhalt voraussetzt, die andere nicht, weil man bei näherer Ansicht finden wird, daß in diesem Werke wirklich ein ganz neuer Gesichtspunkt aufgestellt, und mit diesem ein neuer Plan und eine neue Bearbeitung der Anthropologie vereiniget und verfolgt worden sind.

Aber das Neuere ist nicht immer das Bessere, und so entsteht sehr natürlich die Frage: wie

wie sich dieser Versuch zu den übrigen, schon erschienenen Anthropologien verhalte, und wodurch er sich denn eigentlich vor denselben auszuzeichnen bemüht sei? Diese Frage müssen wir vollständig und ausführlich beantworten, damit der Leser und Kritiker den richtigen Gesichtspunkt nicht verfehlen, aus welchem unsere Arbeit wünscht beurtheilt zu werden.

Was ist Anthropologie? fragt gewiß jeder Gelehrte, welcher mit den Schicksalen dieser Wissenschaft einige Bekanntschaft gewonnen hat. Folgt man der Etymologie, so kann man unter diesem Worte schwerlich etwas anders verstehen, als die **Kenntniß oder Lehre vom Menschen**. Menschenkenntniß also überhaupt wäre es, welche der Sprachgebrauch uns berechtiget, mit dem Namen Anthropologie zu bezeichnen. — Aber wie vielfach ist die Menschenkenntniß? wie mannichfaltige Seiten bietet der Mensch unserer Untersuchung dar? Wahrlich, wir würden uns im Unendlichen verliehren, wenn wir in diesem Buche an die Unternehmung uns wagten, eine allseitige Menschenkunde mitzutheilen. **Der Mensch vereiniget in sich ein Universum**, sagen mit mir die Anhänger der neuesten Philosophie; obgleich in einem ganz andern Sinne, als ich, auf die Thatsachen, meines philosophisch aufgeklärten Bewußtseyns gestützt, diese Behauptung wage. Allein es ruht gewiß, nach einer philo-

philosophischen Ansicht, im Menschen die ganze Natur, welche eben nichts anders ist, als die Außenwelt d, h. alle Gegenstände der menschlichen Sinnlichkeit, nach den Gesetzen des menschlichen Geistes beurtheilt. Denn nur der Geist des Menschen ist es, welcher uns die ganze Natur und die Einsicht in alle Verhältnisse ihrer Thätigkeit aufschließt; in ihr erblicken wir uns, und in uns erblicken wir die Natur. Daher geht alle Naturkenntniß immer aus vom Menschen, und kehrt in ihn wieder zurück; alles also, was Naturwissenschaft heißt, verdiente, in dieser Hinsicht, Anthropologie genannt zu werden. Aber wozu nüzt es dem endlichen Verstande, die, für ihn so wohlthätigen, bestimmten Gestalten des Wissens zu verwirren und in ein Chaos aufzulösen, in welchem er selbst versinkt? Wenn auch alle Strahlen der gesammten Naturthätigkeit im Menschen sich gleichsam wie in Ein Centrum vereinigen, so verlohnt es sich doch wohl der Mühe, diese einzelnen Strahlen an und für sich kennen zu lernen, und das Ganze, welches wir im Menschen mit einem Blicke überschauen, in seine Theile zu zerlegen? Und nichts anders ist doch wohl die Aufgabe der organischen und unorganischen Physik, von welcher die Anthropologie (Physik des Menschen) nur einen Theil ausmacht?

Werfen wir nun ferner einen Blick auf alle übrige Wissenschaften und Künste, welche von dem Gebiete der Naturkunde auszuschließen sind, was erblicken wir denn anders, als Producte der Thätigkeit der menschlichen Vernunft durch die Natur? Und vereiniget sich nicht in der menschlichen Geistesthätigkeit die Natur mit der Vernunft in einem immerwährenden Conflikte? Und was folgt hieraus? Nichts weiter, als daß alle Wissenschaften und Künste, als Erzeugnisse und Wirkungen des menschlichen Geistes, ebenfalls zur Anthropologie gehören, wenn man dieß Wort in der allerweitesten Bedeutnng nimmt. So gewiß aber alle Wissenschaften und Künste nur in Beziehung auf den Menschen etwas bedeuten, und bloß verschiedene Seiten desselben oder gleichsam Metamorphosen seines Einen Geistesthätigkeit darstellen: so gewiß würden wir indeß dadurch wenig oder gar nichts gewinnen, wenn wir sie alle unter die einzige Kategorie der Anthropologie ordnen und dem Verstande seine Rechte streitig machen wollten. Denn dieser dringt auf Ordnung und Ordnung thut dem menschlichen, also beschränkten, Geiste wohl. Auch ist der Mensch etwas anderes, als die übrige Natur, welche er, nicht allein von seiner vernünftigen, sondern auch von seiner sinnlichen Individualität scheidet.

Es muß, dem zu Folge, Wissenschaften geben, die sich bloß mit der Individualität des Menschen zunächst beschäftigen, und nur diese verdienen im Grunde, in der Reihe der anthropologischen Wissenschaften zu stehen. Indeß ist, selbst nach dieser Idee, das Wort Anthropologie nicht gegen Vieldeutigkeit gesichert. Denn von welcher Seite sollen wir nun wieder die menschliche Individualität auffassen, um eine Anthropologie, als bestimmte Wissenschaft, zu gewinnen? die vernünftigste Antwort auf diese kritische Frage wird sich hoffentlich aus folgenden Reflexionen ergeben.

Der Mensch steht, als Naturwesen, mit allen Kräften und Thätigkeiten der ganzen Natur in der innigsten Verbindung und Wechselwirkung, wie sich dieß aus dem Zusammenhange des Naturganzen von selbst einsehen läßt. Er, als Ganzes, als individuelle Totalität, erleidet durch die Kräfte der ihn umgebenden Natur, von deren Einwirkung er sich nicht losreissen kann, sehr mannigfache Modificationen, durch welche er erstlich den bestimmten Typus seines Organismus und seiner Gestalt erhält und zweitens selbst in diesem Typus mancherlei Veränderungen unterworfen ist, die von der, auf die mannigfaltigste Art modificirten, äußern Naturthätigkeit herrühren.

Wir

Wir können also zuerst den Menschen betrachten, so wie er aus der Hand der schaffenden Natur hervorging, und auf das reflectiren, was eben diese gütige Mutter, fast ohne sein Zuthun, aus ihm machte, und da er in jedem Himmelsstriche, auf jedem Flecke des Erdbodens, bei allen seinen, eigenmächtig unternommenen oder erzwungenen Wanderungen, unter ihrem wichtigen Einflusse steht: so dürfen auch alle die besagten Modificationen ihres Einflusses nicht übersehen werden. Dieß würde also der erste Gesichtspunkt seyn, aus welchen wir den Menschen zu betrachten berechtiget sind. Wir fassen ihn aber hier, wohl gemerkt, als Ganzes auf, als lebendiges Wesen, und nehmen schlechterdings keine Trennung desselben, in einen apodiktisch bestimmten Körper und in eine eben so apodiktisch bestimmte Seele an, eine Trennung, welche, nach unserer Ueberzeugung, eben so gemein, als unphilosophisch ist *a*).

Der Mensch steht aber ferner mit Wesen seines Gleichen, mit Menschen selbst, in Verbindung und Wechselwirkung; er lebt in Gesellschaft, mit seines Gleichen, treibt Geschäfte mit ihnen, wird von ihnen mannigfaltig bestimmt, und er wirkt auf sie wieder auf vielfache Art thätig zurück. Dadurch

a) Die Beweise dieser Behauptungen lassen sich nur aus einer gesunden Philosophie ableiten.

durch erleidet er nun ebenfalls mehr als eine Modification seines Daseyns, zumal seiner geistigen Thätigkeit: denn der Mensch kann nur, als Mensch, auf seines Gleichen wirken; alle andre Wirkungen sind thierisch oder gehören der ganzen Natur an. Faßt man diese Modificationen des menschlichen Wesens, entweder für sich allein, oder mit den vorigen verbunden, auf: so erhebt man sich zum zweiten Gesichtspuncte, aus welchem der Mensch beurtheilt werden muß. Diesem Gesichtspunkte zu Folge wird man natürlich auf die Frage getrieben: welche Veränderungen denn das Menschengeschlecht durch die wechselseitige, menschliche, Einwirkung erlitten habe? Und da schon die Wirkungen der äußeren Natur auf den Menschen so mannigfaltig sind, so muß auch nach diesen die eigentlich menschliche Einwirkung sich mehr oder weniger richten. Daher die nothwendige Verbindung oder vielmehr die nothwendige Succession beider Ansichten des Menschen.

Den Menschen vereiniget endlich die Vernunft oder Freiheit, oder wie man sonst den göttlichen Funken nennen will, welchen der Kultivirte und noch mehr der philosophisch Aufgeklärte in sich selbst entdeckt, mit einer höheren Welt, die wir durch ideale Ueberzeugung, d. h. durch vernünftigen Glauben, anerkennen. Dadurch entsteht alsdann

dann eine dritte Art von Wechselwirkung des Menschen mit einer Außenwelt, die ihm keine Sinne offenbaren, sondern die seine Vernunft allein ihm eröffnet; er zeigt sich als ein freies, vernünftiges, moralisches Wesen. Und dieß ist der dritte Gesichtspunkt, aus welchem der Mensch betrachtet werden kann.

Nach diesen drei Gesichtspunkten aber muß es nun auch drei verschiedene Fächer von Kentnissen geben, welche sich alle, nur in verschiedener Hinsicht, mit dem Menschen beschäftigen, und anthropologisch im weitesten Sinne des Wortes genannt zu werden verdienen.

Von dem ersten Gesichtspunkte aus wird die Frage aufgeworfen: was ist der Mensch in so fern er, als Kind der Natur, und durch ihre Einflüsse mannigfaltig modificirt, in allen Regionen und Klimaten der bewohnten Erde, sich als organisches Individuum im Allgemeinen behauptet? Die Beantwortung dieser Frage gibt die **Physik des Menschen** oder die eigentliche **Anthropologie**, von der indeß, unseren Principien gemäß, die Untersuchung über die subjective oder geistige Thätigkeit des Menschen nicht ausgeschlossen werden darf; vielmehr ist es diese Form des organischen Wirkens, welche sich in dem menschlichen Individuum, auf der höchsten Stuffe, zeigt, und welche daher, vor al-

allen übrigen, allgemeiner verbreiteten, Formen der organischen Thätigkeit, Gegenstand der Anthropologie zu werden verdient. Indeß werde ich hierüber nachher ausführlich mich erklären, wenn ich das Verhältniß der Anthropologie zur Physiologie überhaupt entwickle.

Betrachtet man das menschliche Geschlecht von dem zweiten Gesichtspunkte aus, so sucht man eine Antwort auf die Frage: was hat der Mensch im Kampfe mit der Natur und unter der Wechselwirkung mit seines Gleichen aus sich gemacht? Auf wie mancherlei Stufen der Kultur befinden sich die verschiedenen Völker des Erdbodens? Welches sind die Aeußerungen und Producte dieser verschiedenen Kultur; Sitten, Gewohnheiten Denk- Gefühls- und Handlungsarten u. s. f. der Menschen aus allen Himmelsstrichen und von allen Graden der Kultur? Wie weit näherte sich jedes Volk dem Ziele der Menschheit oder wie weit verlohr es sich von diesem Ziele? Diese und mehrere ähnliche Fragen sind es, deren Beantwortung uns einen Inbegriff von Kenntnissen liefert, der sich füglich mit dem Nahmen einer Geschichte der Menschheit belegen läßt, zu der aber die Anthropologie, in der obigen, und wie ich glaube, richtigen Bedeutung des Worts, nur als Einleitung dient; daher verliehrt sich diese auch wirklich mit dem

letz

letzten Abschnitte der Anthroponomie in die Geschichte der Menschheit.

Die Beantwortung der dritten Frage endlich: **was soll der Mensch, als solcher thun?** Was ist seine Bestimmung u. s. f.? verliehrt sich in die Moralphilosophie, die man auch wohl mit dem Nahmen einer **moralischen oder teleologischen Anthropologie** *b*) bezeichnet hat; wie recht oder unrecht, das kann uns, für unseren gegenwärtigen Zweck, gleichgültig seyn. Es genügt uns, die verschiedenen Hauptgesichtspunkte, aus denen der Mensch sich betrachten läßt, und die aus denselben hervorgehenden Fächer von Kenntnissen, von denen bloß das erstere, nähmlich die Anthropologie, in diesem Buche verarbeitet werden soll, unterschieden zu haben.

Indeß müssen wir, nebst der Verdeutlichung unserer Idee einer Anthropologie, zugleich auf die Ideen anderer Schriftsteller über diesen Gegenstand Rücksicht nehmen, und durch vernünftige Beurtheilung derselben begreiflich zu machen suchen, in wie ferne sie von der unsrigen abgehen und warum sie der wahren Idee einer Anthropologie widersprechen.

Da-

b) Z. B. Hr. Ith in dem Versuche einer Anthropologie oder Philosophie des Menschen nach seinen körperlichen Anlagen. 2. Auflage. Winterthür. 1803. §. 20. S. 59-60.

Damit man mich also nicht mißverstehe, erkläre ich sogleich, daß meine Anthropologie, so isolirt, als sie dasteht, den Plan einer Physiologie, so wie ich mir ihn gedacht habe, unmöglich verdeutlichen kann, wenn ich nicht noch folgende Bemerkungen hinzufüge.

Durch alle Physiologie will man doch nichts weiter, als die Gesetze des Lebens entdecken und bestimmen; allein so vielerlei Formen des Lebens es gibt, so vielerlei Modificationen der Gesetze des Lebens muß es auch geben, wenn auch dessen Principien sich überall gleich sind. Physiologisch aber entdecken wir drei Hauptformen des Lebens, das vegetabilische, thierische und menschliche Leben. Untersuchen wir also erstlich, welches die allgemeinsten Principien des Lebens sind, in welchen Verhältnissen diese gegen die Außenwelt, stehen, in wie verschiedenen Gestalten sie auftreten, so gewinnen wir eine allgemeine oder philosophische Physiologie. Verfolgt man die Resultate dieser letztern weiter, so entwickelt sich der Keim einer speciellen Physiologie, von welcher die Anthropologie bloß die höchste Stufe darstellt. Indeß vermochte ich, meinen geringen Kräften gemäß, jetzt lediglich die Grundzüge einer allgemeinen Physiologie (welche in meinen Aphorismen ausführlicher dargestellt werden sollen), und die Anthropologie selbst der Beurtheilung des Publicums vorzu-

legen. Die Zwischenglieder also zwischen der allgemeinen Physiologie und der höchsten Stufe der speciellen, konnte ich nur andeuten aber nicht ausführlich mittheilen; diese würden aber den nothwendigen Zusammenhang zwischen beiden gezeigt, und meine Behandlung der Anthropologie gerechtfertigt haben.

Denn so wie wir die Principien des Lebens in unserer menschlichen Natur zuerst entdecken, und mit dieser uns durch die ganze organische Natur verbreiten: eben so kehren wir auch, in der speciellen Physiologie, wieder zum Menschen zurück, wenn wir die höchsten Functionen der organischen Thätigkeit entwickeln wollen, und so bildet der Gang unserer physiologischen Untersuchungen nothwendig einen Kreislauf, indem wir das Leben in seinen verschiedenen Formen und die Gesetze dieser Formen beurtheilen.

Da nun unter diesen Lebensformen die eigentlich menschliche die allerhöchste ist, so versteht es sich wohl von selbst, daß die Anthropologie an und für sich bloß ein Fragment einer vollständigen Physiologie ausmacht, also bloß in systematischer Verbindung mit den übrigen Theilen der Physiologie, ein Ganzes bildet. Werden diese daher vorausgesetzt, so bedarf es auch keiner ferneren Rechtfertigung, daß ich in die Anthropologie bloß die Eigenheiten

des

des Menschen als eines Naturwesens und dessen Geschichte aufnehme, indem sie gleichsam nur als Schlußstein des ganzen Gebäudes der Physiologie aller lebendigen Wesen angesehen werden muß. Denn alle übrige Functionen und Organe, welche der Mensch mit einer großen Zahl von Thieren gemein hat, müssen schon in den vorhergehenden Theilen einer, Alles umfassenden, Physiologie, abgehandelt werden, da wir immer von den niedrigsten zu den höchsten Formen des Lebens aufsteigen, und folglich die höchste Modification des Lebens, welche der Gegenstand der Anthroponomie ist, alle unter ihre liegenden bereits, als bekannt, voraus setzt, auf welche nur in so fern Rücksicht darf genommen werden, als sie sich auf die subjective oder geistige Thätigkeit durch organische Wechselwirkung, beziehen.

Nach diesem Plane einer, das Ganze der Natur umfassenden, Physiologie, mußte dieser Versuch der Anthropologie ganz natürlich den Zuschnitt und die Gestalt gewinnen, in welcher sie auftritt, und eben so natürlich von allen vorhandnen Lehrbüchern der Anthropologie mehr oder weniger sich entfernen. So wenig ich aber dem Vorwurfe eines Reformators in dieser Wissenschaft ausweichen kann; eben so sehr muß ich meinen Vorgängern Unbestimmtheit des Begriffes der Anthropologie und eine unrichtige Behandlung derselben vorwerfen und um diesen, gewiß überlegten Vorwurf zu rechtfertigen, bedarf

es bloß einer kurzen Uebersicht dessen, was man Alles mit dem Nahmen Anthropologie belegt hat.

Es ist wirklich der Anthropologie eben so ergangen, als der Philosophie. Viele führten das Wort im Munde, ohne an dessen Bedeutung zu denken, und ohne den Gegenstand einer Wissenschaft, welche den Nahmen: Anthropologie mit Recht verdient, gehörig zu fassen und zu bestimmen.

Bald dachte man sich unter diesem Worte nichts weiter; als Physiologie des Menschen; aber was für eine Physiologie? Eine solche, die auf ein jedes Hausthier so wohl als auf den Menschen passen konnte, kurz, die den gewöhnlichen Zuschnitt hat, und gerade den besten Beweis liefert, daß man um das Ganze der Natur sehr wenig bekümmert war. Eine Physiologie, welche gerade diejenigen Functionen des menschlichen Organismus, welche ich vorzugsweise zur Anthropologie rechne, und zu rechnen befugt bin, entweder mit einer unbegreiflichen Oberflächlichkeit (z. B. die Sinne) behandelte, oder aber den, auf ihre precäre Existenz stolzen, Psychologen übergab; die denn ihrer Seits nicht selten kühn genug wahren, zu versichern, daß sie, mit ihren empirischen Analysen und Zersplitterungen der Seelenkräfte, dem menschlichen Geiste auf den Grund gesehen hätten, und durch diese Versicherung die armen Physiologen in ihren frommen Aberglauben noch mehr

bestärkten *d*). Gewiß also kann Anthropologie nicht die eben geschilderte, in der Hauptsache fehlerhafte, Physiologie seyn, wenn sie überall noch etwas bedeuten soll.

Ferner stellte man unter dem Titel einer „medicinischen Anthropologie" eine Physiologie auf, welche durch und durch mit anatomischen Beschreibungen verwebt war. Auf diesem Wege wandelten mehrere angesehene Männer, ein Metzger, Müller, Gruner, Voß, Usteri und Loder. Man kann sich, wie ich glaube, keinen besseren Begriff von einer solchen Anthropologie machen, als wenn man ihre Definition mit den eignen Worten eines Loder hört; „Die medicinische Anthropologie, sagt er *e*), ist die Lehre von der Beschaffenheit und dem Nutzen der Theile des menschlichen Körpers im gesunden Zustande. Sie begreift also die Anatomie und Physiologie in sich, von welchen die erste nur die Beschaffenheit der Theile, die letztere aber ihren Nutzen oder ihre Verrichtung angibt". Es wird wohl kaum meiner Erinnerung bedürfen, daß wir mit einer Anthropologie des besagten Inhalts nichts anders erbeutet haben, als eine gemeine specielle Physiologie, unter einem erborgten und überdieß höchst unrecht gewählten Titel. Denn ich kann versichern, daß

d) Bekanntlich waren mehrere Psychologen in neuern Zeiten noch der Meinung, daß Philosophie nichts weiter sei, als Physiologie.

e) S. dessen Anfangsgründe der med. Anthropologie Einleitung. Weimar 1793.

ich z. B. in dem Loderschen Handbuche nicht eine Sylbe von dem Allen gefunden habe, was ich nach einem richtigen Begriffe, zu den Gegenständen der Anthropologie rechnen muß, und umgekehrt, daß der gegenwärtige Grundriß den allergrößten Theil der in jenem Handbuche abgehandelten Materien, nicht mit einem Worte berührt, und doch bin ich überzeugt, daß mein Grundriß, in Hinsicht auf Vollständigkeit, die Loderſche Anthropologie weit hinter sich zurückläßt. Der Grund hievon liegt sehr nahe, und nahmentlich von der einen Seite in der richtigen Architektonik und Anordnung der einzelnen Zweige der organischen Physik; von der andern Seite aber in der alten verlegenen Idee einer Physiologie, welche keinen Anfang und kein Ende hat; weil sie, bloß einseitig bei dem Menschen verweilend, weder das Ganze der organischen Natur zu umfassen strebt, noch auch das Eigenthümliche des menschlichen Organismus (dessen Organisation und Function) gehörig würdigt und von demjenigen, was er mit fast allen Säugthieren gemein hat, zu scheiden bemüht ist *f*). Ist also eine Physiologie, nach dem gewöhnlichen Zuschnitte, schon an und für sich zu tadeln, so ist sie es noch mehr, wenn sie sich gar als Anthropologie geltend zu machen sucht, und wir können folglich einem Gemische von Anatomie

und

f) Eine fernere Schilderung der Mängel nvd Unvollkommenheiten der gewöhnlichen Physiologien s. in meinen Aphorismen über die allgemeine Physiologie, in der Einleitung.

und Physiologie, so wie beide bisher bestanden, unmöglich den Nahmen der Anthropologie mit Fug und Recht zugestehen.

So wie man aber Anthropologie zu einer bloßen Physiologie, von gemeinem Schlage, machen wollte; eben so hat es auf der andern Seite einigen Philosophen gefallen, unter diesem Nahmen die gewöhnliche Erfahrungsseelenlehre zu verstehen. Indeß habe ich in der allgemeinen Einleitung eben so wohl auf die Gebrechen der gewöhnlichen Psychologie aufmerksam gemacht, als ihr Verhältniß zu einer Anthropologie in der wahren Bedeutung zu zeigen versucht. Ueberdieß faßt auch die Psychologie den Menschen, als Naturwesen, nicht von allen Seiten auf und trennt sich, in ihrer bisherigen Gestalt, zu weit von der Physiologie, als daß sie mit unsrer Anthropologie könnte verwechselt werden.

Man hat endlich die Anthropologie für ein Mittelding von Physiologie und Psychologie angesehen, eine Meinung, welcher vorzüglich Platner in der ersten Ausgabe seiner Anthropologie g) ergeben war. „Man kann, sagt er, Körper und Seele in ihren gegenseitigen Verhältnissen, Einschränkungen und Beziehungen zusammen betrachten und das ist es, was ich Anthropologie nenne". Diese Ansicht der Anthropologie scheint Platner auch in der neu-

g) Anthropologie für Aerzte und Weltweise. Vorrede Leipzig 1772. Vergl. über dieselbe Idee Verdries (de aequilibrio mentis et corporis. Giessae 1726) und mehrere ander e.

neuen Ausgabe *h*) nicht aufgegeben zu haben, obgleich er sich darüber in keiner, mir bekannten, Stelle deutlich erklärt, sondern vielmehr jene erste Ausgabe ausdrücklich verwirft und für ein sehr fehlerhaftes Buch hält. Macht man aber auch mit seiner neuen Anthropologie nähere Bekanntschaft, so wird man, physiologische und metaphysische Grillen (z. B. über einen wahrnehmbaren aber doch unsichtbaren Nervengeist, über ein doppeltes Seelenorgan u. s. f.) abgerechnet, nichts Besseres finden, als eine gewöhnliche Psychologie, in welcher aber die heterogensten Materialien zu einem, nur locker zusammenhängenden, scheinbaren Ganzen verarbeitet sind. Von Anthropographie ist sehr wenig, von Anthropohistorie gar nicht die Rede; und, selbst in Hinsicht auf Anthroponomie, ist die wichtige Untersuchung über die Darstellung des Innern im Aeußeren des Menschen gar nicht berührt worden.

Da ich nun eben sowohl aller Metaphysik gram bin, als ich ein buntes Durcheinander von heterogenen Kenntnissen hasse, weil es den Verstand eher verwirrt, als aufklärt: so kann ich auch der Platnerischen Ausführung der Anthropologie meinen Beifall nicht zuwenden. Ueberwieß liegt bei allen bisherigen Scheidungen und Wiederverbindungen der Physiologie

und

h) Neue Anthropologie für Aerzte und Weltweise. Mit besonderer Rücksicht auf Physiologie, Pathologie, Moralphilosophie und Aesthetik. B. 1. Leipz. 1790.

und Psychologie immer die unverweisliche und irrige Voraussetzung zum Grunde, daß das hypothetische Seelenwesen von dem Körper apodiktisch geschieden sei; hat man indeß keine Befugniß zur Trennung beider Wissenschaften (was ich in der Einleitung bewiesen habe), so ist es auch unnöthig beide vergeblich wieder zusammen zu führen und dieser Verbindung den Nahmen: Anthropologie zu geben. Nach meiner Ansicht also verdient bloß die specielle Physiologie auf der höchsten Stufe Anthropologie genannt zu werden, nicht aber Einiges unter dem Allen, was man dafür ausgab, wenn man nicht den bisher angeführten Gründen und Erläuterungen schlechthin sein Gehör verschließen will.

Wenn man indeß das Wort Anthropologie hin und wieder gemißbraucht hat, um damit die Geschichte der Menschheit, oder die Metapolitik oder die gerichtliche Medizin u. s. f. zu bezeichnen, so sind dieß Freiheiten, welche sich jeder, um bestimmte Ausdrücke besorgte, Schriftsteller schwerlich noch erlauben wird.

Zuletzt müssen wir noch auf zwei Werke aufmerksam machen, die unter dem Titel: Anthropologie erschienen sind; zum Theil, um deren Verhältniß zu unserem Versuche deutlich einzusehen, zum Theil auch, um bei Gelegenheit ein kritisches Wörtchen über sie vorzubringen. Das eine Werk ist von Ith und schon oben angeführt; das andere haben wir dem

gro-

großen Geiste des unsterblichen Kant *i*) zu verdanken.

In der That ist Ith der wahren Idee der Anthropologie näher gekommen, als alle seine Vorgänger und er hat sein Werk mit einem solchen Schätze trefflicher Bemerkungen und einer ausgesuchten Gelehrsamkeit ausgestattet, daß ich gern und mit Danke gestehe, davon Gebrauch gemacht zu haben, wo es füglich geschehen konnte.

Er nennt sein Werk, Philosophie des Menschen nach seinen körperlichen Anlagen; freilich eine sehr unschickliche Benennung, deren Wahl sich indessen erklären läßt, wenn man auf die Zeit merkt, in welche die erste Erscheinung der Ithschen Anthropologie fällt; es war nähmlich die Periode des allgemein verbreiteten Criticismus, wo man die plansten und faßlichsten Dinge zu bephilosophiren und kritisch zu behandeln gewohnt wurde. Und warum soll das Gebiet der Anthropologie nicht auch auf die s. g geistigen Anlagen des Menschen ausgedehnt werden? Warum nicht auf diese vorzüglich sich erstrecken? —

Ferner theilt Ith die Anthropologie in die Philosophie des Menschen physiologisch betrachtet, und nennt diese sehr richtig Anthropologie in der engsten Bedeurung; in die Philosophie der Srele oder die psycholo-

gische

i) Anthropologie in pragmatischer Hinsicht abgefaßt. Zweite verbesserte Auflage. Königsberg 1800.

gische Anthropologie; in die historische und teleologische oder moralische Anthropologie.

Durch dieses Abstechen der verschiedenen Distrikte der Anthropologie, scheint Ith allerdings seinem gewählten Titel zu widersprechen; denn eine Philosophie der Seele kann doch schwerlich in einer Anthropologie Platz finden, welche bloß die körperlichen Anlagen des Menschen auffaßt und diese zumahl so apodiktisch von allem Geistigen scheidet. Allein es findet hier auch bloß die mechanische Psychologie eine Aufnahme; was diese Psychologie aber bedeuten soll, das läßt sich nur alsdann verstehen, wenn man Seele und Körper erst so mißverstanden hat, wie die metaphysischen Psychologen es lehren und fordern.

Nicht Alles aber, in dem Ith'schen Versuche, ist anthropologisch; und die Momente welche in der Anthropologie eine Aufnahme verdienen. möchten etwa folgende seyn: das dritte Hauptstück des zweiten Buches von der Empfindung oder Seelenkraft; das zweite und dritte Hauptstück des vierten Buches von dem Empfindungs- und Sprachvermögen, endlich das fünfte und sechste Buch, von dem Einflusse geistiger Kräfte auf den menschlichen Organismus und die Uebersicht des Menschen im Ganzen. Uebrigens ist dieß Alles so sehr nach den Ansichten der Popularphilosophie durchgeführt worden, und der apodiktische Unterschied zwischen Seele und Leib mit solcher metaphysischen Zuversicht bestimmt, daß sie sogar als die beiden Bestandtheile des-

Men

Menschen beurtheilt werden, und daß nahmentlich die Seele fur eine wahre, reelle und einfache Substanz angesehen wird; lauter Behauptungen welche sich mit den neuen und wahren Fortschritten in der Philosophie schwerlich vertragen. Das Vorzüglichste im ganzen Werke ist, nach meiner Einsicht, die Uebersicht des Menschen im Ganzen.

Ausserdem aber leidet der anthropogologische Versuch von Ith noch an zwei wesentlichen Fehlern; er enthält zu viel und zu wenig in Beziehung auf den wahren Begriff der Anthropologie. Die ganze anatomische Beschreibung des Menschen, welche für den Sachkundigen langweilig, für den Unkundigen aber zu dürftig ist; die ausführliche Abhandlung über den Blutumlauf, die Respiration, Nutrition und das Zeugungsvermögen, Functionen, welche fast allen Klassen organischer Wesen angehören, sind freilich Beweise der physiologischen Kenntnisse des Verfassers, verdienen aber, als überflüssig, in der Anthropologie keine Stelle.

Aber auch die Klage über das zu Wenig, ist gerecht. Denn in dem Ueberflusse der anatomischen und physiologischen Beschreibungen versinken die meisten Eigenheiten der Organisation und der Functionen des Menschen. — Von der Geschichte der menschlichen Gattung ist gar nicht die Rede. — Den Schlaf, das Träumen, Schlafhandeln, den thierischen Magnetismus u. s. f. hat Ith entweder zu leicht oder gar nicht berührt; obgleich diese Zu-

stände dem menschlichen Organismus zum Theil eigenthümlich sind, zum Theil aber bloß in ihm vollkommen beobachtet werden können. Endlich ist der lezte wichtige Abschnitt meiner Anthroponomie, über die Erscheinung des Innern im Aeußern des Menschen, gar nicht zur Sprache gebracht worden.

So viel finde ich nothwendig über die Ith'sche Anthropologie zu bemerken, in so fern sie mit der meinigen soll verglichen werden, und in so fern beide den Zweck einer Wissenschaft welche den Nahmen: Anthropologie verdient, zu realisiren suchen. Zwecke, welche sich auf die Localität oder auch die Individualität des Verfassers beziehen, können unsere Beurtheilung des Ith'schen Werkes nicht modificiren, wenn die richtige Idee der Wissenschaft verfolgt werden soll.

Das, in seiner Art vortreffliche, Werk des unsterblichen **Kant** leidet nur eine entfernte Vergleichung mit meinem Versuche. **Kant** selbst macht einen bestimmten Unterschied zwischen der Anthropologie in **physiologischer** und **pragmatischer** Hinsicht; er hat aber die physiologische Anthropologie zu einseitig bestimmt und die pragmatische allein abgehandelt. Diese letztre ist ferner im Ganzen nichts anders, als eine gewöhnliche Psychologie, durchwebt mit scharfsinnigen und treffenden Bemerkungen, welche auf den Umgang mit Menschen und auf das gesellschaftliche Leben Beziehung haben. Der zweite Theil der Kantischen Anthropologie

aber

aber oder die anthropologische Charakteristik eignet sich beinahe ganz für den letzten Abschnitt unserer Anthroponomie, weil er sich an die Untersuchung anschließt, wie das Innere des Menschen durch sein Aeußeres erkannt werden könne.

Die Kantische Anthropologie mag also immerhin in ihrem ursprünglichen Werth bleiben; mit unserm Versuche hat sie nicht viel mehr gemein, als den Titel, wenn wir den zweiten Theil derselben abrechnen. Denn von einer wahrhaft physiologischen Bearbeitung der Anthropologie hatte Kant noch keine Idee, und im Falle, daß diese auch in ihm erwachte, war er aus eignem Mangel an physiologischen Kenntnissen und bei den damahligen geringen Fortschritten in der speculativen Physik unfähig, sie zu realisiren, wie bereits aus einigen Stellen seiner Vorrede und seines Werkes selbst deutlich einzusehen ist.

Nrchdem wir nun das Verhältniß unserer Anthropologie zu den bishin gelieferten Werken gleichen Nahmens, wie ich denke, genau genug bestimmt haben, müssen wir unsern eigenen Versuch nothwendig auch eines Blikes würdigen, weil er sich nicht, wie die Arbeiten der Anhänger der neuesten Naturmetaphysik, so zu sagen, von selbst ausspricht.

Meine Idee der Anthropologie wird man, nach dem bisher Mitgetheilten, hoffentlich nicht mehr mißkennen; auch gibt der Titel des Werkes schon zu verstehen, daß diese Wissenschaft

von

von mir ist physiologisch bearbeitet worden, und die Verdeutlichung meiner Idee beweist, daß Anthropologie nichts weiter ist, als ein Theil der speciellen Physiologie auf der höchsten Stufe. Faßt man alle diese Erläuterungen mit dem, in der allgemeinen Einleitung, Gesagten zusammen, so kann es auch ebenfalls nicht länger dunkel bleiben, daß meine Anthropologie zugleich nach einem neuen Plane bearbeitet worden ist, dessen Entwickelung man schon im Eingange des Buches selbst findet.

Indeß sind in diesem ersten Bande nur die beiden ersten Theile des Planes ausgeführt worden, und der Leser wird dadurch freilich verhindert, über das Ganze ein gehöriges Urtheil zu fällen, weil er die Anthroponomie bloß im Umrisse übersehen kann. Diese wird aber schnell nachfolgen, da sie beinahe bis zur Hälfte bereits die Presse verlassen hat, und sie macht folglich den zweiten Band der Anthropologie aus. Sie würde zugleich mit diesem ersten Bande erscheinen, wenn es nicht immer mein wissentliches und ernstes Bestreben wäre, an der Ausbildung und Vollendung meiner Werke so sehr zu arbeiten, als es meine Kräfte gestatten. Diese versagten mir aber einige Zeit, wo meine Gesundheit wankte, fast ganz den Dienst, und zugleich wuchs die Arbeit unter meinen Händen, weil sie bis dahin bloß für die Vorlesungen entworfen, und wegen meines ziemlich treuen Gedächtnisses, alle Gegenstände nur mit wenigen Zügen zum Behuf des Vortrages

trages, angedeutet waren. Daß nun ferner die Anthroponomie nicht allein der wichtigste und interessanteste, sondern auch der schwerste Theil der ganzen Anthropologie seyn müsse, wird jeder leicht einsehen, der von dem Umrisse desselben Notiz nimmt.

Ueber diesen ersten Band der Anthroponomie habe ich nur noch Folgendes zu erinnern. Die Grundsätze, welche in der physiologischen Einleitung aufgestellt sind, schließen sich einer Seits an die Principien einer immanenten Naturphilosophie an, und stehen auf der anderen Seite mit der Erfahrung in dem freundschaftlichsten Verhältnisse; ich bitte daher die unpartheischen Kritiker, ihre Aufmerksamkeit darauf besonders zu richten, zumahl da eben diese Grundsätze durch meine ganze Anthropologie durchgreifen, und noch jetzt einen großen Theil Theil meines physiologischen Glaubensbekenntnisses ausmachen.

Die Anthropographie und Anthropohistorie sind es besonders, worin ich meinem verehrten Lehrer, Hrn Blumenbach, das Meiste verdanke. Er ist es, welcher, in neuern Zeiten, in diesem Theile der Anthropologie die Bahn gebrochen, und den Menschen, als Naturwesen, einer größeren Aufmerksamkeit gewürdigt hat. Er ist es, der mit so großen und trefflichen Hülfsmitteln versehen, über manche Theile der Geschichte der menschlichen Gattung die beste Auskunft geben kann. Welcher Sachverständige wird es mir also verdenken, daß ich, in

die

diesem Bande meines Werkes, mich an einen solchen Mann zunächst anschließe? Indessen wird man bei einiger Aufmerksamkeit es auch nicht übersehen können, daß ich die meisten Gegenstände der Anthropographie und Anthropohistorie mit eignem Verstande aufgefaßt, die neueren und geläuterten Ansichten der speciellen Physiologie überall benutzt, und auch mit den übrigen Schriftstellern in diesem Fache einige Bekanntschaft gemacht habe. Was ich in der Geschichte der menschlichen Gattung meinem verehrten Gönner, Hrn Meiners, verdanke, läßt sich bei den einzelnen Rubriken am deutlichsten entdecken. — Uebrigens möchten vielleicht diese beiden ersten Theile der Anthropologie in der Folge einmahl eine, nicht unbedeutende, Umarbeitung erleiden, zumahl wenn gesunde Kritik und belehrende Winke mir dazu die Veranlassung geben. Auch bin ich selbst noch nicht gewiß, ob ich alles, zur Geschichte der menschlichen Gattung gehörige aufgenommen habe. Ueberhaupt ist dieses Feld der Anthropologie so groß und mannigfaltig, daß sich leicht Eines oder das Andere übersehen läßt; was oft derjenige am wenigsten bemerkt, welcher gerade mit der Arbeit sich beschäftiget. —

Endlich ist es noch die Form dieses Werkes, an welche ich erinnern muß. Als trocknes Compendium kann und soll es sich nicht geltend machen; nicht allein, weil ich die Schwierigkeit sehr gut fühle, so wohl überhaupt, als vorzüglich über Gegenstände dieser Art ein Compendium

zu schreiben; sondern auch, weil dieses Buch nicht ausschließlich für Vorlesungen bestimmt ist. Es kann auch für aufgeklärte und nicht ganz unkundige Leser belehrend und unterhaltend seyn. Zu Vorlesungen selbst eignet es sich, seiner scheinbaren Größe ungeachtet: denn diese wird besonders durch die zahlreichen, aber nothwendigen, Citate in der Anthropohistorie verursacht. Und mit einiger Gewandtheit und Annehmlichkeit des Vortrages wird man, bei Gegenständen dieser Art, die Zuhörer leicht anziehen und interessiren können, wenn man, zumahl mit dem Vortrage passende Präparate und die unentbehrlichen Abbildungen verbindet. Uebrigens getraue ich mir, dieses Buch wenigstens zu drei eben so starken Bänden zu verarbeiten, wenn ich nichts mehr zu sagen übrig lassen will.

So übergebe ich denn, nach allen diesen nothwendigen Präliminarien, das gegenwärtige Buch dem Publikum, und empfehle es dessen Aufmerksamkeit und Nachsicht.

Ich schließe mit dem herzlichen Wunsche, daß es sich mehr als einen Freund erwerben, und seine Erscheinung wenigstens nicht als ganz unnütz und überflüssig betrachtet werden möge.

Dr. Wilh. Liebsch.

Göttingen,
den 17. October, 1805.

Anthropologie.

Allgemeine Einleitung.

Begriff, Eintheilung, Verhältniß der Anthropologie zu verwandten Wissenschaften; Hülfsquellen und Nutzen der Anthropologie.

§. 1.

Wenn einmahl die Idee einer Wissenschaft, welche den Nahmen Anthropologie mit Recht verdient, nicht sich selbst aufhebt, und wenn sie in ihrer ursprünglichen Reinheit und mit der nöthigen Klarheit verfolgt wird: so kann die Anthropologie weder mit Physiologie in der gemeinen Bedeutung, noch mit einer Verschmelzung der Anatomie und Physiologie, noch endlich mit der gewöhnlichen und precären Psychologie verwechselt werden; sondern sie ist vorläufig zu bestimmen als ein Inbegriff von Kenntnissen, welche die körperlichen und geistigen Eigenheiten des Menschen umfassen. Ob und wenn diese Kenntnisse ein wissenschaftliches Ganzes bilden werden? Diese Frage wird der Fortgang unserer Untersuchungen zur Gnüge aufklären *a*).

a) Vergleiche über diesen §. die Vorrede, welche Beweise und Erläuterungen der hier aufgestellten Sätze enthält.

§. 2.

Der Mensch also ist der Gegenstand unserer Betrachtung, sowohl in seinen objectiven als subjectiven Verhältnissen: denn beide Seiten des menschlichen Daseyns sind so innig in einander verschmolzen, daß nur die eingewurzelte schulgerechte Methode den unverantwortlichen Versuch wagen konnte, sie gewaltsam von einander zu reissen. Seele und Körper, in der gewöhnlichen Sprache, bilden auch im menschlichen Daseyn nur Ein Leben, das nur von verschiedenen Seiten erscheint, und von der subjectiven Seite aufgefaßt, als geistig, von der objectiven aber, als körperlich beurtheilt wird *a*).

a) Siehe darüber Mehreres in der folgenden physiologischen Einleitung.

§. 3.

Das menschliche Leben aber, in seinem ganzen Umfange, kann die Anthropologie nicht als ihr Object anerkennen, wenn sie ihr Gebiet nicht weiter ausdehnen soll, als ihre ursprüngliche Bedeutung (§. 1.) ihr es erlaubt. Denn im Menschen wiederhohlen sich alle niedere Stufen und Ausdrücke des individuellen Lebens, fast alle Organe und Functionen, die den übrigen Klassen der organischen Körper, und zumahl der unter ihm stehenden Thiere, wesentlich angehören; eine Beobachtung, welche dem menschlichen Organismus, den alten, auch jetzt wieder in einer gewissen Schule beliebten, Titel, **Mikrokosmus**, ausgewirkt hat. Wollte also un-

unsere Anthropologie so weit ausgreifen, so würde sie die gesammte organische Physik in sich aufnehmen, und ihrem Principe untreu werden müssen.

§. 4.

Soll daher die Anthropologie im gesammten menschlichen Leben und Organismus nur dasjenige auffassen, was im Menschen eigentlich menschlich ist, und was die Form seines Organismus vor der aller übrigen Thiere auszeichnet, so muß sie von ihrem Gebiete ausschließen:

1) Die Betrachtung aller Organe und Bestandtheile, welche der Mensch mit dem Thiere gemein hat. Es darf folglich nicht die ganze Anatomie des Menschen hierher gezogen werden, sondern nur die Resultate ihrer Untersuchungen, worauf die anatomischen Eigenheiten des menschlichen Körpers beruhen.

2) Muß sie auch alle Functionen unberührt lassen, welche sich auf die besagten gemeinschaftlichen Organe beziehen. Wer anthropologisch von den Gründen und Bedingungen der Verdauung, Respiration und Secretion handeln, wer die Gesetze des fruchtbaren Beischlafs oder des Blutumlaufes entwickeln wollte, der würde gerade die Eigenheiten des Menschen verkennen und in den Kreis unserer Wissenschaft zum wenigsten etwas Ueberflüssiges aufnehmen. Sowohl von diesen Organen als Functionen kann in einer Anthropologie nur in so ferne die Rede seyn, als sie gewisse, nur im Menschen beobachtete, Eigenthümlichkeiten darbiethen, und die eigentlich

lich menschlichen Functionen entweder bestimmen und beschränken, oder von den letzteren bestimmt und beschränkt werden.

§. 5.

Gegenstände des anthropologischen Studiums sind also:

1) alle die anatomisch entdeckten Eigenheiten der menschlichen Organisation, welche sie vor der thierischen Bildung auszeichnen.

a) Alle Organe, oder wenigstens der eigenthümliche Bau aller Organe, welchen der Mensch vor den Thieren voraus hat;

b) auch diejenigen Theile, die dem Menschen, in der Vergleichung mit den ihm zunächst verwandten Säugthieren abgehen.

2) Die besondern organischen Functionen des Menschen, welche ihn von den ihm nahe stehenden Säugthieren auszeichnen, wie auch die eigenen Gesetze, denen manche seiner an sich thierischen Verrichtungen unterworfen sind. Z. B. Mangel der Brunstzeit, Pollutionen, weibliche Periode u. s. f.

3) Und vorzüglich die Functionen der Geistesthätigkeit, welche wir aber physiologisch, bloß als Entwickelungen der Sensibilität, im wahren Sinne dieses Wortes, auffassen, und die im Menschen bis zur Vernunftäußerung sich hinaufläutern. Eben deßwegen, weil wir die geistigen Thätigkeiten des Menschen nicht transcendental, sondern physiologisch würdigen, müssen wir auf den Zusammenhang dieser

ser Thätigkeiten mit ihren Organen genaue Rücksicht nehmen: denn nur diese Rücksicht auf die Organe erlaubt uns die Functionen der Empfindung und des Denkens unter die Rubrik der Sensibilität einzutragen. Wie sich diese Betrachtungsweise der Geistesäußerungen, als rein organischer Functionen, von der gewöhnlichen psychologischen Ansicht derselben unterscheide, das wird weiter unten deutlicher ins Licht treten.

4) Ist die Frage einer ausführlichen Beantwortung wohl würdig: wie denn im menschlichen Organismus die eigentlich menschlichen Functionen sich nach und nach entwickeln, und wie ferner die jetzt beobachteten Verschiedenheiten des Menschengeschlechts entstanden seyn mögen.

§. 6.

Dieß ist nun der Umriß der Gegenstände, welche die Anthropologie einzeln betrachten, zerlegen und bis auf die letzten Grüude der allgemeinen Physiologie zurückführen muß, so weit eine solche Reduction Statt finden kann. Es ergibt sich aber auch schon aus jenen allgemeinen Bestimmungen des Inhaltes der Anthropologie, daß diese selbst in mehrere einzelne Zweige zerfallen müsse, welche zu einer zweckmäßigen Eintheilung dieser Wissenschaft Veranlassung geben. Diese Eintheilung ist nach meiner Einsicht folgende:

I. **Anthropographie.** Sie beantwortet, wie jede Beschreibung, die Frage nach dem, was da ist? Sie bestimmt den naturhistorischeu Charakter des Menschen und zählt alle Eigenheiten in seiner

ner Organisation und Oekonomie treulich auf, die sie der Natur der Sache gemäß, immer in der Vergleichung des Menschen mit den ihm zunächst verwandten Säugthieren darzustellen sucht. Dieser Theil zerfällt wieder:

a) in den anatomischen, welcher mit den äusserlichen und innerlichen Eigenthümlichkeiten des menschlichen Körperbaues sich beschäftiget

b) in den physiologischen, der die auffallendsten Eigenheiten in den Functionen des Menschen auseinander setzt, und zwar ausführlich

α) in den productiven Functionen, welche der Mensch in ihrem ganzen Umfange mit den Thieren gemein hat, in denen sich aber doch einige merkwürdige Abweichungen nachweisen lassen z. B. das Lebensalter, das langsame Wachsthum u. s. f.

β) im Allgemeinen bloß die Functionen, welche der Sensibilität angehören und die, nur dem Menschen eigne, höchste Stufe derselben bezeichnen. Denn da die höheren Functionen der Sensibilität das eigentlich Menschliche in unserem Organismus begründen: so gehört eine ausführliche Bearbeitung derselben, so wie die Bestimmung ihrer, empirisch zu entdeckenden, Gesetze in die Anthroponomie, von der sogleich weiter die Rede seyn soll.

c) in den nosologischen, welcher uns mit den traurigsten der menschlichen Vorzüge bekannt macht, nähmlich mit den Krankheiten, welche ausschliesslich in unserm Organismus beobachtet

tet sind. Denn, da die Ursachen dieser bestimmten Krankheitsformen, zum Theil auf der ausgezeichneten menschlichen Gestalt, zum Theil auf der besondern Natur und dem gegenseitigen Verhältnisse der organischen Functionen des Menschen beruhen: so ist dieser Zweig der Anthropographie ein sehr natürliches Resultat der vorhergehenden.

II. Anthropohistorie. Sie ist wie der Nahme selbst es lehrt, die eigentliche Geschichte des Menschen als Individuum und als Gattung betrachtet. Sie wirft zuerst die Frage auf: durch welche Stufen und Veränderungen das menschliche Individuum, von dem ersten Augenblicke seines selbstständigen Daseyns an, bis zur höchsten Entwickelung der Humanität emporreift; und durch welche Epochen es von dem Gipfel seines Lebens abwärts wieder heruntersinkt und allmählig in den Schoß der Natur zurückkehrt, aus dem es ursprünglich hervor ging? die Beantwortung dieser Frage würde alsdann die Geschichte und Lebensperioden des individuellen Menschen enthalten. Zweytens aber dringt sich uns die interessante Frage auf: woher denn die natürlichen Verschiedenheiten unseres Geschlechts und die mannigfaltigen Bildungen, in denen sich die menschliche Individualität entwickelt, entstanden seyn mögen? ob sie ursprünglich oder durch die Gewalt der äußern Einflüsse hervorgebracht sind? ob diese Verschiedenheiten also nur Rassen und Spielarten oder von einander getrennte Gattungen sind; ob es endlich nur Eine Menschengattung gibt? Das Resultat dieser anziehenden Untersuchungen liefert die Geschichte der menschlichen

chen Gattung, entwickelt die Hauptunterschiede der Menschenrassen und sucht ihre Ursachen auf: so weit die Erfahrung bis jezt uns Aufschlüsse darüber gibt.

Der dritte und wichtigste, aber auch zugleich der schwierigste Theil der Anthropologie ist

III. Die Anthroponomie, welche die Gesetze erforscht, denen die Functionen der Sensibilität unterworfen sind; welche ihr wechselseitiges Verhältniß, sowohl unter einander, als zu den übrigen Verrichtungen des menschlichen Organismus untersucht und aus diesen Verhältnissen mehrere, dem Menschen entweder eigenthümliche oder doch in ihm deutlicher entwickelte, Zustände abzuleiten sich bemüht. Hier müssen alsdann die Vorzüge des Menschen in ihrer erhabensten Gestalt hervortreten.

Auch dieser Theil muß seiner Reichhaltigkeit wegen in mehrere Abschnitte zerfallen. In dem ersten werden

1) die Functionen der Sensibilität an sich erwogen, und in ihren objectiven und subjectiven Verhältnissen gegen einander bestimmt: Dieß führt auf eine nähere Betrachtung der Geistesthätigkeit und ihrer Aeußerungen, welche man bisher psychologisch nach Belieben vervielfachte und mit dem Nahmen der Seelenkräfte bezeichnete. Der zweyte Abschnitt enthält

2) Untersuchungen über den Zusammenhang dieser geistigen Aeußerungen mit den Hirnorganen und überhaupt allen den Organen,

nen, welche unter der Herrschaft der sensibeln Spontaneität (Willkühr oder Freiheit) stehen. Hieraus ergibt sich die Erklärung mehrerer räthselhaften Zustände des menschlichen Lebens z. B. Schlaf, Traum, Schlafhandeln, thierischer Magnetismus u. s. f. — Als Anhang zu diesem Abschnitte ist der Versuch einer Theorie der Gemüthskrankheiten anzusehen. — Der dritte Abschnitt endlich ist zur Beantwortung der Frage bestimmt:

3) wie das Innere des Menschen durch das Aeußere hervorbreche, oder ob und wie man den Grad, die Beschaffenheit und Modificationen seiner geistigen Thätigkeit aus seinem Aeußern zu erkennen vermöge?

Und zwar

a) Ueber die Arten des Aeußeren, aus welchen man auf das Innere der Menschen zu schließen sich berechtiget glaubt. Dieses Aeußere, der Ausdruck des Innern, stellt sich dar;

α) in der willkührlichen Bewegung.

1) als Sprache

2) als Mimik

oder soll sich

β) darstellen in der beharrlichen Gestalt

1) des Gesichtes — (die Kunst, aus den plastischen Verhältnissen des Gesichts das Innere des Menschen zu lesen, heißt bekanntlich Physiognomik); oder

2) des Schädels (die Kunst, aus den plastischen, also bleibenden, Verhältnissen des Schädels

dels das Innere auszuspähen, ist Kraniognomik *a*).

b) Das Resultat dieser glücklichen oder unglücklichen Versuche ist die anthropologische Charakteristik welche

1) den individuellen Charakter des Menschen, Naturell und Temperament.

2) Den Charakter des Geschlechts

3) den der Gattung zu bestimmen versucht *b*).

a) Man verwechsle nicht die Kraniognomik mit den Gall'schen Aufklärungen der Hirnlehre: denn diese können füglich ohne jene bestehen; sie können immerhin wahr und gegründet, die Kraniognomik aber trüglich seyn.

b) Man übersehe hier nicht, daß bloß von dem natürlichen, nicht aber moralischen Charakter des Menschen die Rede seyn dürfe.

§. 7.

Aus diesem Entwurfe des Inhaltes und der Eintheilung der Anthropologie wird nun jeder Sachkundige leicht ersehen, daß diese Wissenschaft als solche, d. h. in diesem Umfange und Zusammenhange und nach einem solchen umfassenden Plane bearbeitet, noch neu sey. Es wird aber auch ferner jedem von selbst einleuchten, daß von meinem Entwurfe alles Fremdartige ausgeschlossen ist, wodurch die bisherigen Lehrbücher der Anthropologie überladen und verunstaltet wurden. Denn alle tiefere Functionen des Menschen, in denen das nächste, beste Säugthier mit ihm wetteifert, sind kein Gegenstand unseres anthropologischen Studiums,

biums, sondern verdienen nur in so ferne Rücksicht, als sie auf die sensible Thätigkeit entschiedenen Einfluß äußern, sie unterstützen oder beschränken. Aber so sehr neu auch immer diese Idee, dieser Plan und Zusammenhang einer vollendeten Anthropologie seyn mögen, so muß ich doch freimüthig gestehen, daß ich in einzelnen Gegenden derselben, zumahl in den beiden ersten Theilen, schon einen sehr gebahnten Weg fand; daß mir Männer vorgearbeitet hatten, deren Namen ich mit Achtung ausspreche. So frei und unaufgehalten konnte ich aber nicht fortschreiten in der Anthroponomie, wo ich nicht selten anf noch sehr dunkle Regionen traf, die ich indeß nicht Lust hatte, durch das Irrlicht eines schnöden Einfalles noch unsicherer zu machen, so sehr auch jetzt diese Sitte, zumahl bei jungen speculirenden Köpfen, Beifall finden mag. Allein die Anthroponomie ist freilich nicht Jedermanns Sache, da sie die subjectivsten unter allen organischen Functionen zu entwickeln und ihre Gesetze zu erforschen hat, was bei den mehr objectiven Functionen des Organismus leichter gelingt. Sie setzt schlechterdings philosophische Bildung des Geistes, und folglich das, nicht ganz gemeine Talent, voraus, in sich selbst hinein zu schauen, ein Talent, das seit einiger Zeit noch seltener geworden ist, da sich die Philosophie so stark objectivirt hat, daß sie einen unfehlbaren Repräsentanten für sich aufgestellt. Sie erfordert ferner nicht einseitige philosophische Kenntnisse selbst: denn nur mit denen ausgerüstet darf man sich an die Auflösung mancher anthropologischen Probleme wagen, z. B. ob nach dem Tode das Bewußtseyn noch fortdaure? — Von der andern Seite aber macht die Anthropo-

logie überhaupt einen nicht ganz geringen Umfang physiologischer, medicinischer und naturhistorischer Kenntnisse sehr nothwendig, wenn man nicht etwa manche höchst wichtige Facta zu ignoriren wünscht. Alles große Forderungen, welche an denjenigen gerichtet werden, der sich die Bearbeitung dieser Wissenschaft eifrigst will angelegen seyn lassen; ob ich denselben Gnüge leisten werde? das ist eine Frage, die ich selbst am wenigsten richtig zu beantworten im Stande bin. Jeder Versuch, wenn er mit Verstand und Fleiß durchgeführt wird, ist wenigstens tadellos, und es zeigt schon, daß man mit seinem Gegenstande einige Bekanntschaft gemache hat, wenn man mit seiner widerspenstigen Seite nicht unbekannt ist.

§. 8.

Aus dem obigen Abrisse des Inhaltes erhellt ferner, daß unsere Anthropologie, eben so wenig als jede andere, eine Philosophie des Menschen seyn könne, wenn man nicht mit diesem, so oft mißverstandenen Worte, einen argen Mißbrauch treiben will. Alle wahre Philosophie des Menschen ist transcendental und liegt ganz außerhalb unserer Sphäre, über deren Gränzen wir anthropologisch nicht hinausschweiffen dürfen. Die ersten beiden Theile der Anthropologie haben ganz vorzüglich einen durchaus empirischen Charakter, und können auch nicht anders, als empirisch, gefördert und erweitert werden. Von der Anthropographie versteht sich dieß beinahe von selbst. Aber auch der Geschichte des menschlichen Individuums und der menschlichen Gattung müssen überall Beobachtungen und Facta zum Grunde liegen,

aus

aus denen denn freilich eine vernünftige Reflexion die Ursachen der allmähligen Veränderungen ableitet, die der Mensch als Individuum oder als Gattung besteht oder bestanden hat. Auf eine höhere Stufe erhebt sich aber die Anthroponomie, weil sie es allein mit der Subjectivität des Menschen zu thun hat. Indessen verliehrt sie sich, selbst durch die höheren Gesichtspuncte, welche eine speculative Physik ihr darbietet, nicht in das Gebiet der Transcendental-Philosophie, sondern berührt nur dessen äußerste Gränzen. Sie muß also, so wohl was ihre Principien als Resultate betrifft, nahe an dem Gebiete der Elementarphilosophie vorbeistreifen; allein sie bleibt doch immer von demselben entfernt genug, um nicht in die neuesten philosophischen Streitigkeiten verwickelt zu werden. Denn etwas Anderes ist eine physiologische, etwas Anderes eine transcendentale Untersuchung der Geistesfunctionen, und nur die erstere ist der einzige Gesichtspunct der Anthroponomie; wie beide Gesichtspuncte in einem einzigen zusammen treffen? Dieß zu untersuchen, ist nicht die Sorge des Anthropologen. Der Anthropolog darf indessen keine Voraussetzung zulassen, welche den Grundsätzen einer gesunden Philosophie geradezu widerspricht: denn sonst würde er mit einem Grundvorurtheile anfangen und für das Bedürfniß des menschlichen Geistes übel sorgen. Er darf z. B. seine Untersuchungen nicht mit der apodiktischen Unterscheidung des Geistes von dem Körper eröffnen, wie es sich bisher selbst Empiriker schulgerecht erlaubten. Philosophischer Principien kann also die Anthroponomie eben so wenig, als irgend ein Theil der organischen Physik, entbehren; allein das Bedürf-

dürfniß philosophischer Principien macht eine Naturwissenschaft noch nicht zur Philosophie selbst, sondern drückt bloß die nothwendige Forderung aus, alle Erscheinungen und Gesetze der Natur mit den unabänderlichen Gesetzen der menschlichen Geistesthätigkeit in Uebereinstimmung zu bringen. Luftige Speculation bringt eine Naturwissenschaft eben so wenig weiter, als das Aufhäufen von Beobachtungen und Versuchen zu ihrer Begründung hinreicheu.

§. 9.

Die Wahrheit dieser Behauptungen tritt in ein noch helleres Licht, wenn wir zugleich das Verhältniß der Anthropologie zu den ihr nahe liegenden Kenntnissen genauer erwägen. Anthropologie ist nähmlich ein Theil der speciellen Physiologie, die zu ihrer tieferen Begründung eine allgemeine Physiologie voraussetzt. Physiologie überhaupt oder organische Physik ist Reduction aller organischen Functionen der Natur auf Ein Princip, oder sie ist Theorie der Gesetze des Lebens. Die Physiologie schöpft aber ihr Princip oder den Grundbegriff, von dem sie ausgehen und auf den sie in allen ihren Deductionen wieder zurückkommen muß, aus der speculativen Physik überhaupt; dieses Princip aber ist kein anderes, als die Idee des Lebens selbst. Durch die Physiologie hängt also die Anthropologie mit der speculativen Physik, und vermittelst dieser letztern mit der Philosophie überhaupt zusammen. Anthroponomie ist denn die höchste Stufe der speciellen Physiologie, wenn wir die entwickelte menschliche Subjectivität als das Höchste in der Natur anzusehen berechtiget sind.

Denn

Denn so gewiß die subjectiven oder Geistesfunctionen des Menschen Erscheinungen seines individuellen Lebens sind, so gewiß gehört ihre Theorie in das Gebiet der Physiologie, und zwar der speciellen, weil diese das Leben nicht in seinen allgemeinsten Charakteren, Verhältnissen und Modificationen, sondern in seinen einzelnen Functionen auffaßt. Die Anthroponomie muß sich also an die allgemeine Physiologie anschließen und ihre tiefere Begründung von dieser erwarten; und wenn diese sich als Wissenschaft constituirt hat, nur dann erst hat auch die Anthroponomie Hoffnung, als Wissenschaft vollendet zu werden. Diese Vollendung ist das vernünftige Ziel unseres Strebens; man vergesse daher nicht, daß wir nur vernünftig strebend zum Ziele endlich gelangen können. Wie die Anthropographie und Anthropohistorie sich zur Anthroponomie verhalten, das lehrt der richtige Begriff der speciellen Physiologie, welche bei der Erklärung der einzelnen Functionen die Beschaffenheit des organischen Baues nicht aus den Augen verliehren darf, und unsere obige Bestimmung der Anthropologie, welche ein vollendetes Bild der Eigenheiten des Menschen entwerfen soll.

§. 10.

Anthroponomie ist also im Grunde dasselbe, was die bisherige specielle Physiologie hätte seyn sollen, aber nicht seyn konnte. Und warum konnte sie das nicht? Weil sie, ihrem Principe ungetreu, dasjenige sich hatte entwenden lassen, was als ihr rechtmäßiges Eigenthum, allein sie fähig macht, Anthroponomie zu werden. Die Physio-

logie nähmlich und die ganz von ihr abgetrennte Psychologie hatten sich bisher in den menschlichen Organismus so ungleich getheilt, daß die letztere Seele und Geist an sich riß, und der erstern nichts als der todte Körper anheim fiel. Kraft dieser, auf einem metaphysischen Vorurtheile ruhenden Convention, hörte die Physiologie da auf, wo die Psychologie glaubte anfangen zu müssen; oder sie zählte, gleichsam in einem Appendix, eine beliebige Menge von Seelenkräften auf, in welche die gemüthlichen Psychologen die Geistesthätigkeit gewaltsam zersplittert hatten. Aber beide, so unnatürlich von einander gerissene und in dogmatische Käfiche gesperrte, Wissenschaften empfanden bald die Rache der Natur, und geriethen in nicht geringe Verlegenheit, als sie gewahr wurden, daß weder die Seele zum Körper, noch der Körper zur Seele hinüber könne. Allein was halfs; der Vertrag zwischen beiden Wissenschaften war einmahl geschlossen und hatte mit der Zeit an Stärke gewonnen. Man mußte daher auf Mittel sinnen, die unterbrochene, aber natürliche und nothwendige, Verbindung zwischen Seele und Leib wieder anzuspinnen, ohne jedoch den bestehenden Vertrag im Mindesten zu verletzen. Und nun wählten sich beide Wissenschaften Vermittler, die sie im Nothfalle zu Gesandten brauchen konnten, wenn es zwischen Seele und Körper zu Verhandlungen kam. Die Physiologie schuf sich, in ihrer bedrängten Lage, eine Lebenskraft, mit der sie Einer Seits die ihr zugefallene todte Masse beseelte, und anderer Seits mit der abgeschiedenen Seele eine neue Vereinigung zu stiften hoffte. Die Psychologen, welche an den Einwürfen, daß eine Seele an sich,

die ohne Organ wirkt, ein phantastisch ausgesponnenes Unding sey, sich müde gehört hatten, bequemten sich endlich auch, zwischen dem Leibe und der Seele einen feinern oder gröbern Nervengeist als Vermittler anzusetzen. Nun schien das unläugbare, wechselseitige Ineinanderwirken der Seele und des Leibes ziemlich befriedigend erklärt zu seyn; denn obgleich Leib und Seele selbst jetzt nicht in unmittelbare Verbindung treten konnten, so konnten es doch ihre Vermittler, und diese vereinigten sich nicht selten bis zur innigsten Compenetration, indem der Nervengeist in Lebenskraft oder umgekehrt diese in jenen sich verwandelte. Aber wozu nützen uns alle diese ärmlichen Behelfe einer, an metaphysischen Gebrechen, leidenden Speculation? Eine besondere Lebenskraft und ein den Körper mit dem Geiste vereinender Nervengeist sind Fictionen und erweisliche Undinge *a*). Diese schulgerechte und herrschende Ansicht zerstört die schöne Einheit des Lebens, welche die Natur im Menschen uns aufschließt. Leib und Seele bestehen organisch nur in ihrer Entgegensetzung, und Geist ist die höchste Blüthe des Lebens, welche eben so gut als die tiefste Entwickelung desselben vor das Forum des Physiologen gehört. Die Geistesfunctionen können bloß eine doppelte Betrachtungsweise zulassen; entweder eine physiologische, oder eine transcendentale; die dazwischen liegende rein psychologische Ansicht kann immer nur problematisch gelten, und sich niemahls zu einer Wissenschaft gestalten: sondern sie muß erst eine höhere Sanction von der Transcendentalphilosophie erwarten; mit dieser Sanction versehen ist sie aber nicht mehr psychologisch, sondern sie trägt das Ge-

präge der Philosophie, welche das Unveränderliche im menschlichen Bewußtseyn erforscht. Die physiologische Ansicht ist aber von der transcendentalen ganz unabhängig, und stellt die Geistesäußerungen als organische Functionen dar, und zu diesem Zwecke ist die Psychologie durch ihre Entdeckungen, nicht durch ihre willkührlichen Behauptungen, dem Anthroponomen dienstbar. Die Anthroponomie hat auch vor der gewöhnlichen Psychologie entschiedene Vorzüge. Jene geht nicht wie diese, von einer Seele an sich, also von einem Principe aus, welches der Natur durchaus fremd ist, sondern sie gründet ihre bescheideneren Aussprüche auf den philosophisch erwiesenen Gegensatz der Seele und einem Systeme materieller Kräfte, auf dem das Leben einer jeden organischen Individualität in der ganzen Natur beruht. Sie maßt sich keines Weges an, zu erklären, weder was Seele, noch was Materie an sich sey; sie kennt in den organischen Bildungen keine schlechthin todte Materie und keine ausschließlich lebendige Seele; sie kennt beide nur in der Vereinigung. Die Psychologie hat durchaus keine Erklärungsgründe der verschiedenen Gemüthszustände, als etwa höchstens ein hypothetisches Spiel der noch problematischen Gehirnfasern oder ein Hin- und Herfluthen des fingirten Nervengeistes; allein die Anthroponomie hat zwei sehr reelle und unbezweifelte Erklärungsgründe aufzuzeigen, Leben und Organismus, oder die Form, in welcher alles individuelle Leben sich objectiv darstellt. — Wer diese Vorzüge der Anthroponomie genau erwägt, der wird, wenn seine Vernunft nicht von alten, eingebürgerten Vorurtheilen sklavisch beherrscht wird, diese höhere Physiologie sehr gern

an

an die Stelle der schulgerechten Psychologie treten sehen und dieser nur noch die einzige Function nicht verkümmern, in der sie als Propädeutik den jungen Kopf zum Studium der Philosophie vorbereitet *b*).

a) Man sehe über diese fruchtlosen Einschiebsel zwischen Seele und Leib Schelling's Ideen zu einer Philosophie der Natur 1797. Einleitung. S. 62.

b) Ueber die Nachtheile einer, als wissenschaftlich gedachten Psychologie, für die Philosophie S. Bouterwecks Idee einer Apodiktik. B. 2. 1799. S. 54. und dessen Neues Museum. B. 3. Hft. 1. S. 7.

§. 11.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich leicht das Verhältniß, in welchem die Anthropologie und zumahl die Anthroponomie, mit der Physiologie und gemeinen Psychologie stehen. Ueber die letztere ist schon (§. 10) das Nöthige erinnert worden. Die allgemeine Physiologie aber ist die nächste Hülfswissenschaft der Anthroponomie, weil sie zu einem gründlichen Studium derselben unstreitig den Weg bahnt; diese fordert auch so gut, wie jene, ihre Begründung durch die speculative Physik (§. 9.) *a*). Allein selbst alle oder doch die meisten Hülfswissenschaften der Physiologie leisten der gesammten Anthropologie sehr wichtige Dienste. Die Anthropographie kann ohne die Kenntnisse der Naturgeschichte und der Zootomie, so wie ohne Anatomie des Menschen, keinen sichern Tritt thun. Die Anthropohistorie, vorzüglich die Geschichte der menschlichen Gattung, macht einen erstaunlichen Umfang von Kenntnissen nothwendig, wenn man nicht oft die Stelle wahrer, auf die Uebersicht aller bekannten Thatsachen gegründeter, Aussprüche, durch lose Einfälle

fälle zu ersetzen beliebt. Um sich alle diese Kenntnisse aus der ersten Hand zu verschaffen, dazu würde ein halbes Menschenalter gehören. Aber zum Glück fand ich in diesem Theile der Anthropologie manche Vorarbeiter, die mit einer ungewöhnlichen Belesenheit ein gesundes Urtheil verbinden. Die Geschichte der menschlichen Gattung setzt nähmlich überhaupt eine nicht ganz oberflächliche Bekanntschaft mit der politischen Geschichte, mit den allmähligen Veränderungen unseres Planeten, und mit der Völkerkunde voraus; sie erfordert Einsichten in die politische sowohl, als physikalische Geographie, in die Wirkungsart der mannigfaltigen Einflüsse, denen der Mensch in allen Theilen der Erde und unter allen Himmelsstrichen ausgesetzt ist; und die Bekanntschaft mit den cultivirten und rohen Völkern der Erde, so wie mit ihren Umgebungen läßt sich wieder ursprünglich nur durch fleissige Lectüre treuer und verständiger Reisebeschreiber erwerben. — Allein die unendliche Mannigfaltigkeit der einzelnen Thatsachen unter höheren Gesichtspuncten zusammen zu fassen, dieß Geschäft setzt das Studium einer gesunden Physiologie voraus. Menschenkunde endlich, von allen ihren Seiten, setzt die ganze Anthropologie, aber nahmentlich der dritte Abschnitt der Anthroponomie (§. 6) voraus, und wie schwer die sich erwerben lasse, das wissen nur diejenigen gehörig zu beurtheilen, welche den ernstlichen Versuch gemacht haben, den Menschen zu studieren.

a) Daß ich immer bloß eine immanente speculative Physik hier verstehe, mag meine Darstellung Babel's in der neuern Heilkunde 1805. lehren.

§. 12.

§. 12.

Ueberall, wo die Vernunft eine entscheidende Stimme besitzt, legt sie dem Menschen zwei Forderungen dringend ans Herz: Lerne dich selbst kennen und verstehen! Wer sich selbst kennt, in seinem ganzen Umfange, der kennt die Natur; und wer sich verstehen gelernt hat, der hat die Natur verstanden. Denn alle Einsicht in den Zusammenhang des Naturganzen geht von uns selbst aus, und folgt den Gesetzen unsers höheren Lebens. Kennen lernt sich aber der Mensch durch Physiologie und Anthroponomie; verstehen lernen soll er sich durch das göttliche Geschenk einer wahren Philosophie. Diese Reflexioneu zeigen uns die Anthropologie von einer Seite, von der sie unser Interesse und unsere Achtung gewinnen muß. Allein nicht alle Menschen empfinden gleiche Bedürfnisse, zumahl höherer Art. Der natürliche Mensch ist ein bloß praktisches Wesen; er fragt, in so fern er Geschäfte im Staate betreibt, ob eine Sache oder Wissenschaft ihm auch zu diesem objectiven Zwecke nützen könne? Auch von dieser Seite muß indeß die Anthropologie zumahl dem Arzte einige Bemühungen abgewinnen. Schon als integrirender Theil der Physiologie (§§. 9. 10) darf sie darauf Anspruch machen; allein sie wird dem Arzte noch von drei verschiedenen Seiten wichtig, die ich nicht unberührt lassen darf.

1) Sie macht ihn mit den Wirkungen mancher äußern Einflüsse, auf den menschlichen Organismus und dessen Gestalt bekannt; lehrt ihn folglich das Verhältniß des menschlichen Organismus zur mannigfaltig wirkenden Außen-

welt

welt immer tiefer und vielseitiger beurtheilen.

2) Gewährt ihm die Anthroponomie die angenehme Hoffnung, daß sie, bei ihrer weiteren Ausbildung, über die bis jetzt so sehr mangelhafte, Theorie der Gemüthskrankheiten ein höchst wohlthätiges Licht verbreiten werde. Mich wenigstens hat diese Hoffnung so lebhaft durchdrungen, daß ich schon jetzt den Versuch gewagt habe, die verschiedenen krankhaften Gemüthszustände auf allgemeinere Principien zurück zu führen. Der bloße Psycholog mag die krankhaften Erscheinungen des Gemüthes so genau an einander reihen, als er immer will; zu einer Theorie der Gemüthskrankheiten wird er es niemahls bringen: denn es fehlen ihm die nöthigen Erklärungsgründe (§. 10); den empirischen Physiologen dünkt nach dem einmahl eingeschlichenen Vorurtheile, jene Region zu hoch und durch diesen Gedanken wird ihm die Lust vergällt, sein natürliches Gebiet bis an die äußersten Gränzen zu bereisen. Erst dann, wenn eine gesunde speculative Physiologie jenes Vorurtheil zernichtet hat, wird die Physiologie Anthroponomie und der Keim einer Theorie der Gemüthskrankheiten.

3) ist auch die Kunst, das Innere des Menschen in dem Aeußern auszuspähen, und die darauf gegründete anthropologische Charakteristik (§. 6. III. 3.) für den Arzt und überhaupt für jeden Menschen von unwidersprechlichem Nutzen: denn der Arzt muß, wie jeder Mensch, mit Menschen umgehen, die er nicht immer ihrem mo-

moralischen, sondern natürlichen Charakter gemäß handeln sieht und behandeln muß.

Dieß sind in wenigen Worten die interessantesten Seiten, von welchen die Anthropologie jedem denkenden Kopfe sich empfehlen muß.

§. 13.

Aus dem (§§. 8. 9) gezeigten Verhältnisse der Anthropologie zur Physiologie ergibt sich das Bedürfniß einer physiologischen Einleitung, die zum Studium der Anthropologie selbst den Weg bahnen muß. Denn die Anthropologie muß, als specielle Physiologie auf der höchsten Stufe, in ihren Aussprüchen und Erklärungen sich zuletzt auf die Grundsätze der allgemeinen Physiologie berufen, die denn in dieser Einleitung wenigstens so weit angegeben werden müssen, als sie auf unsere Untersuchungen eine deutliche Beziehung haben. Alle physiologischen Streitfragen haben mit unserem Zwecke gar keine Verbindung. Ich theile also nur dasjenige mit, was meiner Ueberzeugung gemäß, nach genauer physiologischer Forschung, als Wahrheit sich bewährt, auf welche dann mehrere meiner anthropologischen Untersuchungen sich unmittelbar stützen. Ich würde diese Resultate meiner physiologischen Arbeiten als bekannt, voraussetzen dürfen, wenn nicht die neue hyperphilosophische Schulsprache Manches, das dem Unbefangenen als klare Wahrheit beinahe von selbst sich darbiethet, so sehr verdunkelte und wenn ich nicht eine schwerfällige Terminologie selbst, die zumahl auf metaphysischen Vorurtheilen beruht, eher für ein Mittel zur Erschweruug als zur Erleichterung des physiologischen Studiums zu halten berechtiget wäre.

Diese

Diese physiologische Einleitung wird also

1) die allgemeinsten Begriffe der Physiologie, Leben, Organismus, Erganisation und organische Systeme zu verdeutlichen haben;

2) das Verhältniß des Organismus zur Außenwelt genau entwickeln müssen: denn auf den Resultaten dieser Untersuchung beruht das Meiste in der Geschichte der menschlichen Gattung und es kommt sehr auf eine richtige quantitative und qualitative Erregungstheorie an, wenn wir in der Erklärung der Verschiedenheiten des Menschengeschlechts glücklich seyn wollen.

3) hat diese Einleitung die allgemeinsten Verhältnisse der Systeme des Organismus gegen einander zu erläutern und zu beweisen. Der Gewinn dieser Untersuchung ist alsdenn:

a) die Uebersicht einer organischen Stufenfolge, welche die Erfahrung schon längst dargethan, aber noch keine Philosophie deducirt hat *a*). Hieher fällt also die Unterscheidung zwischen Pflanze Thier und Mensch, um den letzteren aus dem Gewühle des lebendigen Ganzen der Natur herauszufinden.

b) die Uebersicht des Verhältnisses der einzelnen Systeme des menschlichen Organismus selbst, welche zur Realisirung einer speciellen Physiologie, also auch einer Anthroponomie, unumgänglich vorausgesetzt wird.

a) Wenn man nicht etwa durch die Ableitung, welche Hr Schelling im Entwurfe versucht hat, schon vollkommen befriediget ist.

Be=

Besondere
oder
physiologische Einleitung.

§. 14.
Begriff des Lebens.

Da Leben der Grundbegriff ist, von dem die Physiologie ausgehen, und das Princip, worauf sie am Ende alles zurück führen muß, (§. 9) so ist es das erste und dringendste Geschäft des Physiologen, diesen Begriff aufzuklären, seine Quelle nachzuweisen und ihn gehörig zu bestimmen. Wir schöpfen diesen Begriff aus unserem Bewußtseyn, auf welchem zuletzt alle unsere Wissenschaft ruht, und dieses sagt uns, daß wir Leben weder als besondere Eigenschaft der Materie, noch als Eigenschaft eines von aller Materie apodiktisch geschiedenen und hypothetischen Geistes betrachten, sondern vielmehr das Leben selbst, so wie das Bewußtseyn, als Factum ergreifen müssen: denn nur durch Bewußtseyn erkennen wir unser Leben, und nur lebend sind wir fähig zum Bewußtseyn. Mit diesem unbezweifelbaren Factum verstehen wir unser Leben als den Inbegriff aller Functionen unseres Daseyns

und

und dieses Daseyn selbst erkennen wir als Eins mit unserem Leben *a*).

a) Mehreres über den Begriff des Lebens, dessen Ursprung und Inhalt s. in meiner Schrift: Babel in der neueren Heilkunde. S. 230-244.

§. 15.

So gewiß nun in unserem menschlichen Daseyn Leben und Bewußtseyn zusammen treffen und so gewiß wir das Bewußtseyn als die höchste Stufe unserer lebendigen Thätigkeit anzusehen befugt sind: so sind doch die Functionen, auf denen unmittelbar unser Bewußtseyn beruht, nicht die einzigen, welche die Sphäre unseres Lebens constituiren. Denn in unserem Bewußtseyn finden wir erstlich die freie Subjectivität (Vernunft, Persönlichkeit) vereiniget mit der gebundenen (Sinnlichkeit) in Einer Thätigkeit; und die beiden Hauptfunctionen, welche auf dieser unergründlichen Entgegensetzung beruhen, sind Denken und Empfinden, deren beständiger Conflict die Geistesthätigkeit darstellt. Da nun aber Denken und Empfinden einander entgegengesetzt, und Vernunft das Princip des Denkens, Natur hingegen das Princip der Empfindung ist: so stehen auch Vernunft und Natur einander ursprünglich entgegen. Vernunft ist also ferner das Uebernatürliche im Bewußtseyn, welche Würde sie zumahl als Princip der Moralität behauptet; und sie ist dem zu Folge über alle naturphilosophischen Untersuchungen erhaben: denn in der Idee der reinen Vernunft verschwindet alle Natur; in der Natur aber entdecken wir unser Leben, mit Ausschluß der Vernunft, *a*) als gegründet auf einem

zwey-

zweyten Dualismus, auf dem Gegensatze von natürlicher Subjectivität und Objectivität, welcher auch dann noch beharrt, wenn keine Spur die Vernunft verräth, z. B. im Schlafe, oder in dem Kinde u. s. f, und indem jener transcendentale Gegensatz zwischen Vernunft und Natur sich auflöst in diesen zweyten, der Natur selbst eigenthümlichen, Gegensatz, haben wir den Anfangspunkt in der Beurtheilung des Lebens gefunden *b*). Diese entgegengesetzten Principien nun vereinigen sich in Einer Thätigkeit, auf welcher unser natürliches Daseyn oder Leben beruht *c*).

a) In den Gränzen der organischen Physik kann es am Ende gleichgültig seyn, ob wir die Vernunft für die höchste Stufe des Lebens halten oder von aller Natur apodiktisch scheiden; denn die Würde der Vernunft kann nicht physiologisch, sondern muß transcendental gerettet werden.

b) Dieser Gegensatz führt auch die bekannteren, aber oft gemißbrauchten, Nahmen von Seele und Leib in physiologischer Bedeutung. Seele ist das positive Princip, und in thierischen Bildungen die Willkühr; Leib ein System negativer Principien: und auf der Vereinigung beider beruht das Leben.

c) Seele ist nicht zu verwechseln mit Sensibilität oder Empfindungsvermögen: denn auch in der Pflanze, bis zum Schimmel hinab, muß dieselbe Entgegensetzung herrscheu, ohne daß wir Empfindung darin anzunehmen befugt sind.

16.

Subject und Object, oder Seele und Leib sind in unserem Daseyn unauflöslich in Eins verschmolzen und gerade diese Einheit begründet in uns den Begriff der Individualität. Diese in uns zuerst,

mit

mit vollem Bewußtseyn, entdeckte Individualität finden wir als Naturforscher überall wieder, wo wir in organischen Bildungen ein bestimmtes Mehr oder Weniger von Erscheinungen unseres eignen individuellen Lebens antreffen. So finden wir im Kreise der objectiven Natur eine unendliche Mannigfaltigkeit von Abstufungen und Ausdrücken des individuellen Lebens, die von unserer höchsten Individualität sich bald mehr bald weniger entfernen; und wir lernen die Selbstreproduction der Thätigkeit und ihrer Organe als die allgemeinste Erscheinung des individuellen Lebens anerkennen: von dieser Erscheinung an datirt sich also der Anfang alles individuellen Lebens und mit ihrem Verschwinden erlöscht es. Hieraus erhellet also, daß der Philosoph mit dem Naturforscher sich vereinigen müsse, um den Begriff des Lebens in seinem ganzen Umfange zu verstehen und die Extreme des individuellen Lebens kennen zu lernen *a*).

a) Mehrere Fragen: welche von der allgemeinen Physiologie eine Antwort fordern, z. B. ob wir, kraft unseres Begriffes vom Leben, befugt sind, der individuellen Thätigkeit die Aeußerungen der allgemeinen Naturthätigkeit als Wirkungen des Todten entgegenzustellen? und ob wir den Uebergang der allgemeinen Naturthätigkeit in die individuelle ergründen können? — übergehe ich hier; theils, weil sie den Anthropologen nicht unmittelbr interessiren, theils aber auch, weil in meiner angeführten Schrift a. a. O. die Principien zu ihrer Beantwortnng schon angedeutet und die neuesten Versuche zur Erklärung des Lebens einer Prüfung unterworfen sind. — Indeß dient unser Begriff des Lebens, vermöge dessen es auf der Entgegensetzung des positiven Princips und einem Systeme negativer Principien ursprünglich beruht, weder zur metaphysischen Ergründung des Lebens noch zur Begünstigung derjenigen Theorien, welche das Leben auf ei-

einem chemischen Processe oder einer absoluten Lebenskraft beruhen lassen; mit Einem Worte: wir erklären weder die Subjectivität aus der Objectivität, noch diese aus jener; sondern die Entgegensetzung beider oder die natürliche Virtualität begründet das Leben.

§. 17.

Begriff des Organismus und der Organisation.

Organismus ist die Form des Lebens oder das Gesetz der Vereinigung aller natürlichen Functionen in der Entgegensetzung des subjectiven und objectiven Princips des Lebens und da wir den Organismus als das Gesetz unserer eignen Natur entdecken, so ist er das höchste Gesetz des natürlichen Daseyns, so wie die Individualität überhaupt das Höchste ist, was aus der Natur sich entwickelt. — Der Organismus ist objective oder reale Einheit in der Vielheit, eben deßhalb weil er die Form ist, worin die Individualität sich entwickelt: denn wir können keine organische Natur, kein Thier und keine Pflanze, als solche, d. h. ihr organisches Wesen, das Princip ihrer besondern Mannigfaltigkeit und Einheit zerlegen oder theilen. (§. 16.) Der Organismus ist daher ein reales Ganzes, in dem die Theile aus dem Ganzen entspringen *a*); und, um die Möglichkeit eines organischen Wesens zu denken, ist es nothwendig, das Princip seiner Individualität und Einheit zuerst, oder das Ganze vor seinen (durch Metamorphose entstehenden) Theilen zu denken *b*). Mit diesem dynamischen Begriffe des Organismus fassen wir die lebendige individuelle Natur von ihrer subjectiven und objectiven Seite zugleich auf und laufen

das

daher keine Gefahr, auf eine bloß mechanische Ansicht des Organismus zu gerathen, oder zwischen dem organischen Lebensprocesse und den chemischen Bildungsprocessen keinen Unterschied zu finden; eine Gefahr, der wir schlechterdings nicht ausweichen können, wenn wir lediglich die objective Seite des Organismus ansehen und, den ursprünglichen Gesetzen unserer Geistesthätigkeit entgegen (§§. 14. 15), über jener die subjective vergessen.

a) Nicht aber, wie das Kunstwerk, ein ideales Ganzes, in welchem aus den Theilen das Ganze entspringt. Die Kunst kann nur zusammensetzen und die Einheit, welche sie hervor bringt, ist bloß ideel, liegt nicht in dem hervorgebrachten Dinge, sondern außer ihm, in dem Zwecke und Begriffe des Künstlers. Seine Seele ist die Seele eines andern. Diese Erinnerung nur für diejenigen, welche noch jetzt, wie ältere Physiologen, in Versuchung gerathen könnten, den Organismus mit einem Kunstproducte, einer Maschine oder einem Automat zu verwechseln.

b) Metamorphose, ein Lieblingsausdruck der neuern Schule, zur Bezeichnung der unerklärbaren Formen, in denen das Leben auftritt. — Wem aber dieser Satz paradox vorkommen möchte, den bitte ich, sich an den gallertartigen Embryo zu erinnern, der sich eben so sehr, als der vollendete Mensch, als Individuum oder reales Ganzes behauptet; und doch entwickeln sich erst nach und nach aus diesem ungestalten Ganzen die bestimmteren Formen, also die Theile aus dem Ganzen; also ist die erste Entgegensetzung (§ 15) das Wesentliche des Organismus, dessen mannigfaltige Formen aber bloß verschiedene Ausdrücke desselben Wesentlichen zu nennen.

§. 18.

Die bestimmte Gestalt oder mathematische Begränzung der Materie im Organismus heißt, auf dieser Stufe, **Organisation**, und ist, wie alle Gestaltung, eine Erscheinung der productiven Wirksamkeit, (des allgemeinen Bildungstriebes) der Natur, die auf der allgemeinen Virtualität beruht. Alle Körper aber, folglich auch alle organische Gestaltungen entstehen durch dynamische Combination der Elemente (Schelling's einfache Actionen); und alle organische Gestaltung ist ferner bedingt durch den Uebergang der formlosen Materie zur Festigkeit; folglich ist die objective Erscheinung der oben bestimmten Vereinigung von Kräften (§. 17) in einer bestimmten Gestalt, eine Combination von festen und flüssigen Materien *a*). Denn alle Production organischer Körper setzt (objectiv betrachtet) eine chemische Verbindung voraus, die als Berührung erscheint und als Cohäsion beharret. Es endiget auch ferner der allgemeine Bildungstrieb oder die plastische Tendenz der Materie entweder mit Ruhe, oder mit der Erzeugung der Individualität, die ihren Bildungsproceß selbstständig fortsetzt; jenes ist Krystallisation (chemische Bildung), dieß ist Organisation. Die Ursache der Fortsetzung jenes Bildungsprocesses aber ist mit dem Räthsel des Lebens Eins und dasselbe (§ 16). Allein damit die Individualität ihren Bildungsproceß selbstständig fortsetze und sich bis zur Vollendung entwickle, so ist der oben als Erscheinung nachgewiesene Gegensatz oder Conflict flüssiger und fester Materie als nothwendig anzusehen, und sobald diese objective Bedingung des organischen Le-

bens aufhört, und Festigkeit und Cohäsion ihr Maximum erreichen, muß auch die individuelle Thätigkeit selbst versinken. Denn alle Selbstreproduction hebt an mit der Verwandlung des chemischen Processes in den eigentlichen Lebensproceß oder mit der Assimilation; diese aber, als die erste Folge der wirklich gewordnen Individualität, setzt jene objective Bedingung des chemischen Processes voraus. Alles also, sey es flüssig oder starr, was assimilirt ist, gehört zum organischen Ganzen, ist organisch; organisirt aber ist nur das Starre zu nennen, welches mit einem bestimmten Grade von Cohäsion seine Gestalt behauptet *b*).

a) Eine ausführliche Darstellung des Gesetzes der Formung und Gestaltung S. in Hrn Prof. Bouterwek's Anleitung zur Philosophie der Naturwissenschaften. S. 97.

b) Organisch bezieht sich auf Organismus; organisirt auf Organisation; beide Begriffe aber haben wir (§. 17. und 18) deutlich genug von einander geschieden.

§. 19.

Organ heißt daher jeder feste Theil, in so ferne er in die gemeinsame Thätigkeit des individuellen Organismus mit verschlungen ist und jedes besondre Organ setzt eine besondre Modification der organischen Thätigkeit voraus, welche durch dasselbe repräsentirt wird: deßhalb zieht auch die chemische oder mechanische Zerstörung des Organs die dynamische Zerstörung seiner Thätigkeit nach sich. Einer größeren Mannigfaltigkeit der Organe, welche immer der Beweis einer höher getriebenen Individualisirung ist, entspricht daher auch eine größere Mannigfaltigkeit von Modificationen der Einen Thätigkeit

keit *a*). Da nun diese in bestimmte einzelne Functionen zerlegte Thätigkeit nur durch das Zusammenwirken aller Organe besteht: so verhält sich jedes Organ zur ganzen Organisation wechselseitig als Ursache und Wirkung seiner Thätigkeit. Aus der Gestalt oder den mathematischen Umrissen der Organe, sind nicht ihre Functionen selbst, sondern bloß die mechanischen Verhältnisse der letzteren abzuleiten und diese Verhältnisse dürfen in der Beurtheilung der Functionen durchaus nicht übersehen werden *b*). Die Gestalt des Organs selbst fordert dynamische Erklärungsgründe, die, obgleich bis jetzt nicht zur Gnüge, entwickelt, dennoch vorausgesetzt werden müssen. So wenig durch die Form, als die Mischung eines Organes allein ist dessen Function zu ergründen; denn jede Function des Organismus beruhet auf einem besondern Verhältnisse des subjectiven und objectiven Princips (§ 15.) in der Vereinigung beider, und die Erklärung irgend einer Function aus Einem dieser Principien würde zum physiologischen Materialismus oder Immaterialismus hinführen §. 16. a). Da indessen die Bildung eines jeden Organes mit der Assimilation anhebt und immerwährend von ihr abhängt (§ 18), diese aber einen durch das positive Princip beschränkten chemischen Proceß voraussetzt: so muß auch jede Modification der organischen Thätigkeit in einem bestimmten Verhältnisse zu den chemischen Kräften stehen. Ein vollendetes System der chemischen Kräfte aber, im Verhältnisse zu den organischen Functionen, ist, auf dem jetzigen Standpuncte unserer Wissenschaft, für uns nur eine unendliche Aufgabe, deren befriedigende Auflösung indeß, selbst wenn sie realisirt würde, uns dennoch das Geheim-

niß des Lebens nicht eröffnen könnte: weil jede Function des Organismus unter der unerklärbaren Wirksamkeit des positiven Principes steht *c*). So viel ergibt sich aber aus dem nothwendigen Zusammenhange der organischen Functionen mit chemischen (objectiven) Kräften, daß die vollendete Wirkung eines jeden Organes Integrität des letzteren voraussetzt, und daß zur vollkommenen Realisirung der organischen Thätigkeit in allen ihren Functionen überhaupt ein relatives Gleichgewicht zwischen den entgegen gesetzten Stoffen als nothwendig gedacht werden müsse.

a) Je höher die Individualität, also je näher unserer Subjectivität, desto größere Mannigfaltigkeit der Functionen. — Dieß ist ein, selbst empirisch überall bestätigtes, Gesetz der Organisation. Man werfe nur einen flüchtigen Blick auf die tiefsten und höchsten Thiere, z. B. Polyp, Auster, Wurm und Säugthiere, Mensch u. s. f; ferner auf die Metamorphose der höchsten Thiere selbst, von ihrem gallertartigen unförmlichen Zustande an, bis zur völligen Entwickelung ihrer Individualität.

b) Vorzüglich jetzt ist es nothwendig, hieran zu erinnern, da, bey der dynamischen Tendenz unserer philosophischen Physiologen, diese Verhältnisse nur zu leicht und zu oft übersehen werden. Man denke aber nur an die räumlichen Verhältnisse der Nerven und Blutgefäße, und man wird die Meinung der Alten von dem Drucke der Nerven durch die Gefäße nicht ungereimt finden können.

c) Der neueste, unbefriedigende Versuch eines solchen Systems ist beurtheilt worden in meiner Schrift: Babel in der Heilkunde ꝛc. S. 134-186.

§. 20.

Eine zusammenhängende Gruppe gleichartiger Organe, deren Functionen zu Einer und derselben Modification der organischen Thätigkeit sich vereinigen, stellt ein organisches System dar, daß die Zahl dieser Systeme mit der Steigerung der Individualität zugleich steigen müsse, versteht sich nach (§. 19) von selbst *a*). Allein weder eine willkührliche noch eine, nach anatomischen Gesichtspuncten versuchte, Eintheilung der organischen Systeme kann dem Physiologen genug thun; sondern die Eintheilung der Systeme sowohl, als der organischen Functionen, muß dem Verhältnisse ihrer größern oder geringeren Subjectivität und Objectivität (§. 15) gehorchen. Je näher nähmlich die Functionen eines Systems unserer menschlichen Subjectivität treten, desto subjectiver, und je weiter sie sich von derselben, innerhalb der organischen Wirksamkeit, entfernen, desto objectiver sind sie. Zu der ersten Klasse würden die Functionen der Sensibilität gehören, zu der anderen die Functionen, welche am unmittelbarsten die Selbstreproduction besorgen und die der Organismus, selbst auf der tiefsten Stufe, nicht verläugnet. Weil aber die Begriffe Subjectiv und Objectiv, in dieser Bedeutung, Wechselbegriffe sind, so können auch die verschiedenen Functionen eines einzelnen Systems wieder in subjective und objective zerfallen z. B. die Functionen der Sinnorgane sind im Verhältnisse zu dem Denken oder inneren Hirnthätigkeiten mehr objectiv u. s. f. Auf dieser Ansicht beruht auch die Eintheilung der Organe und Functionen in edle und unedle oder niedere; allein der Adel darf nicht mit

ihrer

ihrer Wichtigkeit verwechselt werden *b*). Am wichtigsten für die Erhaltung des Organismus sind die niederen oder objectivsten Functionen, weil von ihnen die erste Beschränkung der äußeren Einflüsse abhängt, so wie die nothwendige Integrität aller Organe (§. 19). Aus der Verbindung und Verzweigung der einzelnen Systeme erwachsen alsdann zusammengesetzte Organe, die um so vollkommener sind, je mehrere Systeme des Organismus in ihre Bildung hineintreten, und um so edler, je mehr subjective Functionen sie repräsentiren. In den quantitativen Verhältnissen oder dem Vorschlagen eines Systemes in der Bildung der Organe hat die innere Verschiedenheit der letzteren ihren Grund; und auf dem Uebergewicht eines Hauptsystemes beruht die Verschiedenheit der einzelnen Gattungsindividuen *c*). Auf der tiefsten Stufe der Organisation stehen endlich alle feste Theile, welche die gesammte organische Thätigkeit nach innen oder außen begränzen z. B. Knochen — äußre Bedeckungen, Epidermis, Federn, Schalen u. s. f; allein ein unverständiger Einfall ist es, diese organischen Gränzpuncte der Thätigkeit mit der äußern oder unorganischen Natur zu verwechseln *d*).

a) Gewisser Maßen steigt auch mit der Vollkommenheit der Individualität die Mannigfaltigkeit des Baues einzelner Systeme und Organe, wie das zumahl durch Vergleichung der höheren Organe z. B Herz und Gehirn in verschiedenen Thierklassen deutlich ins Auge fällt. Allein dieser Satz leidet seine Ausnahme bey den tieferen Organen.. So ist z. B der Ochs, der vier Mägen hat, keine individuellere Bildung, als der Mensch, dem die Natur nur Einen beschieden hat.

) Edler, als Magen und Herz u. s. f. sind dieser Ansicht zu Folge, Gehirn, Nerven und die Organe der willkührlichen Bewegung, aber bei weitem nicht so wichtig für das Bestehen des Organismus, als jene. Der Verlust eines Auges, oder in niederen Thieren des Gehirns selbst, ein Stich ins Gehirn hat lange so viel nicht zu bedeuten für die Selbstreproduction, als ein Stich in den Magen und noch mehr in das Herz. — Eine solche Eintheilung der Organe des höheren und niederen Lebens machte schon, durch bloße objective Erfahrung geleitet, Xav. Bichat; nur belegte er die Organe selbst mit unpassenden Nahmen; aber das Verhältniß der höheren und niederen Organe gegeneinander hat er zuerst, ohne Vorurtheil und trefflich bestimmt S. Recherches physiologiques etc. An. vijj

c) Auf diesem Verhältnisse der Systeme beruhet auch die Stufenfolge organischer Wesen, die von Kielmeyer u. m. empirisch bereits treffend entwickelt zu werden anfing.

d) Eine Verwechselung, die sich mehrern Physiologen aus der Schule des Hrn. Schelling erlaubten. S. Babel in der neuern Heilkunde. S. 16. u. s. f. Unter diese Beschränkungen oder Gestaltungen der organischen Thätigkeit möchte ich auch das Zellgewebe rechnen, weil es, als das allgemeinste und erste Product des organischen Processes der Reproduction oder Ernährung gewisse Gränzen anweist und den Rest oder Ueberschuß der Nahrung, das Fett — ein Product der Vegetation — in seine Behälter aufnimmt.

§. 21.

Alle Selbstreproduction — die Basis der organischen Thätigkeit (§. 18) — ist gebunden an einen Typus der Organe und durch diese an einen Typus der ganzen organischen Gestalt, der zugleich ein Typus der Gattung wird, wenn die individuelle Reproduction in Zeugungskraft übergeht. Daher gibt es in jeder Gattung d. h. in jedem In-

begriffe gleichartiger Organismen einen Normaltypus *a*), von dem sich indeß die Natur, durch äußre Einwirkungen gelenkt, mancherley Abweichungen erlaubt, die, wenn sie innerhalb einer Gattung ohne Verletzung der organischen Vollkommenheit geschehen, Varietäten heissen, mit Verletzung der organischen Vollkommenheit aber Monstrositäten *b*). Der objective Grund der Erhaltung des bestimmten specifischen Typus ist die Zeugung, die aber eben so wenig diese Beständigkeit des Typus erklärt, als sie selbst zu ergründen ist; deßhalb verliert sich auch der Ursprung der verschiedenen Typen der organischen Gestalt in ein metaphysisches Dunkel *c*).

a) Man vergesse nie, daß die Gattung nur in dem Kopfe des Theoretikers, nicht aber in der Natur existirt und daß es loses Schulgeschwätz ist, was man über das seltsame Verhältniß der Gattung zu den Individuen hier und da zu Tage fördert z. B. die Natur gehe auf Erhaltung der Gattung, aber auf Zerstörung der Individuen aus u. s. f. Wo blieb denn die Gattung des Dudu, als man, nach Morel's Berichte, alle Individuen dieser schwerfalligen Vogelart erlegt hatte? — In unserem Kopfe. —

b) Der Neger und Kaukasier sind Varietäten des Menschengeschlechts, beide also vielleicht von Normaltypus abgewichen; aber sowohl jener als dieser kann, als Monstrum, die Nase auf der Stirne tragen. —

c) Das zuverlässig nur dem Worte nach zerstreut wird, wenn man die unendliche Productivität der Natur auf den mannigfaltigsten Hemmungspuncten Halt machen läßt.

§. 22.

Verhältniß des Organismus überhaupt zur Außenwelt, oder die Erregungstheorie.

In den bisher aufgestellten Sätzen haben wir den Organismus überhaupt an sich betrachtet und auf sein Verhältniß zur Außenwelt keine unmittelbare Rücksicht genommen: weil wir die Principien aller organischen Thätigkeit nach den ursprünglichen Gesetzen unseres Geistes abzuleiten hatten. Da sich diese Ableitung weder dem jetzt herrschenden Ideal-Materialismus gerade zu anschließt, noch irgend eine bekannte Theorie unverändert wiedergibt: so mußte ich ausführlicher seyn, als es im Grunde eine bloße physiologische Einleitung erlaubt; obgleich ich vielleicht hin und wieder zu kurz mich ausdrückte, um nicht mißverstanden zu werden. Bey der gegenwärtigen Untersuchung aber will ich nur die Hauptsätze hervorheben, auf denen unmittelbar ein Einfluß auf die Anthropologie hervorgeht und nur die gewöhnliche Ansicht der Erregbarkeit, nach meiner Ueberzeugung, berichtigen.

§. 23.

Da der individuelle Organismus in Bezug auf die allgemeine Natur gleichsam einen Staat im Staate bildet, indem er sich von ihr losgerissen hat und subjectiv ihr entgegen wirkt: so ist in dieser Hinsicht die individuelle Thätigkeit dem Bestreben der allgemeinen Natur völlig entgegengesetzt. Allein, weil eben die objective Seite des Organismus (§. 17) ihn verhindert, von der, für ihn, äußeren Natur sich ganz unabhängig zu machen, so kann er ihre Einflüsse niemahls schlechterdings aufheben, sondern muß vielmehr, um seine Individualität und

Ein-

Einheit zu behaupten, eine gewisse Abhängigkeit von seiner Außenwelt anerkennen. Indem wir dieses zwiefache Verhältniß der organischen Thätigkeit zur äußern Natur auffassen und uns zu verdeutlichen suchen, denken wir jene in dem Begriffe der Erregbarkeit, welche selbst nichts anderes ist, als das Leben oder die organische Wirksamkeit in ihrer Abhängigkeit von objectiven Kräften betrachtet *a*) Und da diese objectiven Kräfte, vermöge der Principien des Organismus, die organische Thätigkeit nicht vernichten, so heißt Erregbarkeit nichts anderes als die Möglichkeit der Vermehrung oder Verminderung der organischen Thätigkeit durch äußere Kräfte. Unter dem Gesetze der Erregbarkeit steht daher jeder Organismus, weil er auf der oben (§§. 15. 16. 17) entwickelten Entgegensetzung beruht; alle organischen Körper — Pflanze und Thier — sind daher erregbar *b*).

a) Diese Abhängigkeit der ganzen organischen Thätigkeit ist nicht zu verwechseln mit der ursprünglichen Abhängigkeit der Subjectivität von der Objectivität (§. 15), auf welcher die organische Thätigkeit selbst beruht. Nur unter Voraussetzung der organischen Thätigkeit und ihrer Principien sehen wir die äußere, für sie völlig objective, Einwirkung als nothwendig an.

b) So sehr es auch dem Charakter einer physiologischen Einleitung widersprechen mag, so kann ich doch nicht umhin, auch diese Anmerkung über die Erregbarkeit überhaupt hinzuzufügen. Seitdem der Schottische Arzt Brown dieses Wort erfunden hat, um das, für den praktischen Arzt vorzüglich wichtige, Verhältniß des Organismus zu äußeren Einflüssen zu bestimmen, seitdem hat es auch unter den Händen seiner Anhänger und Commentatoren, (empirischer und philosophischer) so mannigfaltige Metamorphosen in seiner Bedeutung erlitten, daß jetzt der phy-

sio-

siologische Anfänger irre wird, wenn er dieses Wort überhaupt nur aussprechen hört. Den bloßen Empirikern ist Erregbarkeit eine bloße Qualitas occulta; dem Philosophen aber gebührt es, die Principien der Erregbarkeit nach philosophischen Principien abzuleiten. Und dieß habe ich bis hierhin, nach meiner Ueberzeugung, zu thun, mich bemüht. Wem es also, nach meiner Darstellung, noch einfallen kann, aus der Erregbarkeit den Organismus selbst abzuleiten, oder ihre so genannten, nachher zu bestimmenden, Factoren mit den Formen des Lebens, Sensibilität und Irritabilität, zu verwechseln, dem ist ernstlich zu rathen, daß er sich mit philosophischen Untersuchungen über diese Gegenstände der Physiologie nicht weiter befassen möge.

Leichter ist es freilich, die beliebten Dogmen irgend einer empirischen oder philosophischen Schule nachzulallen, als sie einer strengen, von Philosophie geleiteten, Prüfung zu unterwerfen, zumahl, da es jetzt Mode wird, in das neueste System der Philosophie sich gleichsam durch einen Sprung zu versetzen. — Genug, Erregbarkeit kann nie etwas bedeuten, als unter Voraussetzung der organischen Thätigkeit selbst, und das Leben ist aus ihr eben so wenig zu erklären, als die Sonne aus dem Lichte.

§. 24.

Erregung ist der wirkliche Act der äußeren hinzukommenden Einwirkung auf die organische Thätigkeit und nicht zu verwechseln mit Production, oder Hervorbringung des Wirklichen, denn durch Erregung an sich kann nichts hervorgebracht werden. Es muß aber einen ersten Act der Erregung geben, welcher mit dem ersten Moment des Lebens zusammenfällt: weil jeder Organismus, gleich bey dem Erwachen seines Daseyns, mit der Außenwelt in das obige Verhältniß (§. 23) tritt; indeß muß dieser erste Act der Erregung

theo-

theoretisch vorausgesetzt werden. Das äußre auf die organische Thätigkeit Einwirkende heißt in der Schulsprache Incitament (Reiz, erregende Potenz) in den Verhältnissen, in welchen es die organische Thätigkeit erhöht *a*). Allein die Möglichkeit der äußeren Erregung setzt das Daseyn der inneren schon voraus, welche nur einer Vermehrung oder Verminderung fähig ist. Man darf sich also nicht einbilden, durch den Begriff der Erregung überhaupt das Leben erklärt zu haben; denn die Nothwendigkeit der Erregung zum Bestehen der Individualität zeigt nicht, wie das Leben von der subjectiven Seite möglich werde. Die Erregbarkeit aber setzt nicht allein die organische Thätigkeit überhaupt (§. 23), sondern auch die qualitativen Verhältnisse derselben (§. 19), auf denen die verschiedenen Modificationen des Lebens beruhen voraus. Erregbarkeit und Erregung sind daher quantitative Begriffe mit qualitativer Basis; und es kann folglich aus denselben keine einzige Modification der organischen Thätigkeit begreiflich gemacht werden, wenn man nicht einen argen logischen Zirkel zu machen Lust hat.

a) Die hier und da vorkommenden Unterschiede zwischen Incitament und Reiz, Erregung und Reizung sind mikrologisch und beruhen auf Mißverständnissen über die Erregbarkeit selbst.

§. 25.

Die organische Thätigkeit ist also, vermittelst äußerer Einflüsse, einer Vermehrung oder Verminderung fähig und die ausführliche Entwickelung dieser Verhältnisse und der daraus abzuleitenden

Ge-

Gesetze gibt die quantitative Erregungstheorie. Was also der Einfluß der Außenwelt auf die organische Thätigkeit wirke, ist uns nicht weiter unbekannt; aber man fragt zweitens: wie die äußeren Einflüsse auf den Organismus wirken? Diese Frage kann nur aus den vorhin aufgezeigten Principien der organischen Wirksamkeit beantwortet werden. Beruht nähmlich das individuelle Leben auf einer unergründlichen Verdoppelung der Naturthätigkeit in der Entgegensetzung der Subjectivität (Seele) mit einem Systeme negativer oder objectiver Kräfte (§§. 15. 16. u. a.): so kann die Erregung oder äußre Einwirkung weder bloße Affection der Objectivität noch bloßes Product der Subjectivität seyn; sondern sie wird möglich und wirklich nur durch Vereinigung beider, oder durch die organische Virtualität. Also weder die erste Ansicht — chemische Erregungstheorie, noch die zweite, immaterialistische Erregungstheorie, — kann unsere Grundsätzen entsprechen; sondern die virtualistische Erregungstheorie, welche mit den unveränderlichen Gesetzen unserer Geistesthätigkeit übereinstimmt, bleibt, als die einzig wahre, übrig *a*).

a) Es ist eine von den wunderlichen Einbildungen der neueren Erregungstheoristen, daß sie sich allein im Besitze der Erregungstheorie dünken; da doch der chemische Physiolog sowohl, als der Anhänger des Systemes der Lebenskraft das Verhältniß des Organismus zur Außenwelt nicht ignorirt, sondern es nur anders bestimmt, als der Virtualist.

§. 26.

So gewiß es nun auch ist, daß die Einflüsse der Außenwelt weder bloß chemisch und mechanisch, noch auch durch Vermittelung einer besondern Lebens-

benskraft den Organismus erregen (§. 25): so gewiß ist es ebenfalls, daß dieser zunächst durch das System der objectiven Kräfte von der Außenwelt abhängig wird; die Objectivität ist daher der unmittelbarste Grund der organischen Receptivität d. h. der Bestimmbarkeit des Organismus durch äußre Einwirkungen. Da ferner die Subjectivität das Princip der Einheit jenes Systems objectiver Kräfte des Organismus ist, und dieses Princip sich gegen die Außenwelt beschränkend äußert (§. 23), so folgt, daß die Energie der organischen Wirksamkeit, welche jene Abhängigkeit aufzuheben strebt, zunächst auf dem positiven Principe des Organismus gegründet sey. Allein die Receptivität ist deßhalb eben so wenig mit der Objectivität, als die Energie der organischen Thätigkeit mit der Subjectivität, zu verwechseln: denn wirklich wird die organische Thätigkeit und deren verschiedene Quantität (Energie) nur durch die Entgegensetzung beider, des positiven und negativen Princips *a*). Da nun die Energie der organischen Wirksamkeit um so stärker ist, je mehr sie die Einwirkungen der Außenwelt, von allen Seiten, bestimmt (beschränkt), und desto schwächer, je mehr der Organismus von den Außendingen beschränkt wird: so versteht es sich von selbst, daß die Receptivität und Energie der organischen Thätigkeit, in allen ihren Modificationen, ein umgekehrtes Verhältniß gegen einander beobachten müssen *b*). Auch ergibt es sich aus dem Bisherigen, daß alles, was den Organismus erregt, nicht unmittelbar, sondern mittelbar, d. h. durch Vermittelung der organischen Thätigkeit zum Reize werde, denn die Erregung setzt zu ihrer

Mög-

Möglichkeit die organische Thätigkeit schon voraus c). Es folgt endlich drittens aus dieser Darstellung des Verhältnisses des Organismus zur Außenwelt, daß, da er immer mit einer bestimmten Sphäre von objectiven Kräften in Verbindung steht, die lebendige Individualität ohne Reiz und ohne ein gewisses Maß von Reizen, sich nicht entwickeln, bestehen und ausdauern könne: denn, wird die äußere Einwirkung, welcher das organische Wesen nie entfliehen kann, nicht durch die Thätigkeit desselben zum Reize, so wirkt sie zerstörend und also ist ein gewisses Maß von Reizen zur Erhaltung der Individualität eben so nothwendig, als die äußere Einwirkung selbst (§. 23).

a) Subjectivität ist freilich das Princip, welches den Organismus über die allgemeine Naturthätigkeit erhebt; aber der Organismus selbst kömmt nur durch die Vereinigung der Subjectivität mit einem Systeme objectiver Principien zu Stande: folglich beruht auch seine verschiedene Energie auf beiden.

b) Da die neue naturphilosophische Schule der Receptivität zu der seltsamen Ehre verholfen hat, sogar das Princip aller organischen Thätigkeit zu werden: so steht die Errinnerung hier nicht am unrechten Orte, daß Reciptivität an sich gar nichts bedeute, sondern nur in Bezug auf die vorhandene organische Thätigkeit und deren Intensität Bedeutung gewinnen könne und daß, nach dieser Voraussetzung, die Formeln über das Wechselverhältniß der Receptivität und Energie der Thätigkeit sich zur Noth auch im Traume finden lassen. Wer aber die Receptivität und Energie der organischen Thätigkeit für die beiden inneren Factoren des Lebens ansieht, und aus ihrem Wechselverhältnisse alle Modificationen des Lebens erklären will; der erklärt aus baren Worten und wohl dem Satten, welchem diese luftige Speise eines losen Formalismus genügen kann. Nach dieser Ansicht wäre dann die Erregung nicht bloß objective Bedin-

dingung sondern wirklich innerer Grund des Lebens. S. Babel in der Heilkunde. S. 269 u. f. w. wo mehrere Verwirrungen über diese Begriffe gerügt und berichtiget sind.

c) Eigentlich ist jede unmittelbare d. h. nicht durch die organische Thätigkeit modificirte Einwirkung, entweder bloß mechanisch z. B. Schnitt u. s. f. oder chemisch z. B. Reizmittel, und eben deßhalb muß aller erregende Einfluß mittelbar seyn. Indeß nennt man auch in einem anderen Sinne diejenige Veränderung des Organismus mittelbar, welche von äußeren Ursachen veranlaßt, aber nicht durch die organische Thätigkeit überhaupt, sondern durch eine besondere Form und Function des Organismus vermittelt wurde z. B. die schwarze Hautfarbe entsteht durch Einwirkung des Klima's, dessen Einfluß der Organismus mehr oder weniger beschränkt; sie ist aber nicht erklärbar, wenn man das Verhältniß und die Qualität der Secretionen und Excretionen übersieht u. s. f.

§. 27.

So viel (§. 23 - 27) mag von dem quantitativen Verhältnisse des Organismus zur Außenwelt zu unserem Zwecke hinreichend seyn; noch interessanter, wichtiger und schwieriger ist aber das qualitative Verhältniß, in dem der lebendige Körper mit der äußeren Natur sich befindet. Der bloß quantitative Erregungstheorist betrachtet die organische Wirksamkeit als bloße Intensität, oder Einheit, die durch äußere Einflüsse eine Vermehrung oder Verminderung erleidet; allein so wie es mancherlei Formen und Modificationen des Lebens gibt (§. 19), so gibt es auch mancherlei Modificationen der Erregbarkeit (§. 28); und weil der Organismus die Receptivität oder Abhängigkeit von den Einflüssen der Außenwelt zunächst seiner

Objectivität verdankt, diese aber nach der mannigfaltigen Form der Lebensthätigkeit verschieden seyn muß; so beobachten auch nothwendig die mancherlei organischen Systeme und Organe gegen die Einwirkungen der äußern Natur ein qualitativ verschiedenes Verhältniß d. h. dnrch die Einwirkung irgend einer objectiven Kraft wird nicht die ganze organische Thätigkeit überhaupt vermehrt, sondern eine besondere Modification derselben vorzüglich, weil gerade diese, vermöge ihrer Objectivität, gegen jene Kraft eine ganz andere (qualitativ verschiedene) Abhängigkeit äußert, als alle andere Functionen und die ihnen entsprechenden Organe des lebendigen Wesens. Dieses unbezweifelte, qualitative Verhältniß des Organismus zur Außenwelt ist es, welches man bisher mit dem Nahmen der specifischen Erregbarkeit bezeichnet, also empirisch, schon längst aufgefaßt, aber niemahls aus den Principien des Organismus zu deduciren sich getraut hat. Um indessen dieses qualitative Verhältniß der organischen Wesen zu den Außendingen befriedigend aufzuklären, müssen erst noch manche empirische Entdeckungen gemacht werden, die man schwerlich, durch lose Hypothesen und Einfälle unnöthig machen wird. Diese Aufklärung hängt nähmlich ganz besonders ab von der Entdeckung eines vollkommenen Systems der chemischen Kräfte im Verhältnisse zu den organischen Functionen; und da dieses Verhältniß bisher bloß empirisch anerkannt, durch merkwürdige Thatsachen bestätiget, niemahls aber auf zuverlässige Principien zurückgeführt worden, ist (§. 19): so darf hier der Anthropolog sich es erlauben, durch bescheidene, auf Thatsachen gegründete, Vermuthungen die

Natur zu versuchen, bis die unentbehrliche empirische Chemie noch ein Paar gewaltige Riesenschritte mehr vorwärts gethan hat. Die Verschiedenheit des qualitativen Verhältnisses der organischen Thätigkeit zur Außenwelt bezieht sich aber natürlich nicht allein auf die verschiedenen Modificationen der Thätigkeit in demselben Organismus, sondern auch auf verschiedene Klassen organischer Körper überhaupt *a*).

a) Die hierauf sich beziehenden Facta ließen sich leicht ins Unendliche häufen, wenn hier unser Zweck es erlaubte. Warum erträgt z. B. der Igel Spanische Fliegen in Menge, da der Mensch doch nur eine so kleine Gabe davon ohne Nachtheil zu sich nehmen darf? Wer diese und andere dergleichen Thatsachen aus der quantitativ verschiedenen Receptivität des Organismus zu erklären versucht, den scheint die Lust anzuwandeln, die verschiedenen Farben der Körper aus ihrer Größe und Kleinheit abzuleiten.

§. 28.

Indessen ist es gerade dieses qualitative Verhältniß der organischen Wesen zu der Außenwelt, dessen Aufklärung der speciellen Physiologie überhaupt und also auch der Anthropologie, überaus wichtig seyn muß, weil beide Zweige der Physiologie die Vielheit in der Einheit zu berücksichtigen verbunden sind. Aber durch bloße Rücksicht auf Kohlenstoff und Stickstoff u. s. f. würde man noch immer die Mannigfaltigkeit der Einheit aufopfern, und jenes, seiner Natur nach sehr verwickelte, nur nach und nach behutsam aufzuklärende Verhältniß, durchaus nicht erschöpfen. Zu einer näheren Bestimmung desselben ist es nothwendig:

1) Die

1) Die qualitative Verschiedenheit der organischen Systeme, welche, nicht allein auf der besonders modificirten Objectivität, sondern auch auf dem eigenthümlichen Verhältnisse der letzteren zu der entgegengesetzten Subjectivität beruhet, nicht aus den Augen zu verliehren.

2) Die Entgegensetzung der einzelnen Functionen selbst in Einem und demselben Systeme nicht zu übersehen.

3) Die objectivsten Functionen des Organismus, welche ihn zunächst und zwar materiell mit der Außenwelt, in Verbindung setzen, z. B. Secretionen, Excretionen, Verdauung ꝛc. einer vorzüglichen Aufmerksamkeit zu würdigen, und endlich

4) die eigenthümliche Beschaffenheit der, zum ganzen Systeme des Organismus gehörigen Säfte nicht zu vernachlässigen und nicht etwa von dem seltsamen Wahne sich beherrschen zu lassen, als ob die individuell assimilirten Flüssigkeiten des Organismus zu den Außendingen gehörten, wozu auch mit gleichem Rechte die starren Theile desselben gehören möchten. Denn im Organismus selbst ist nichts Aeußeres, als nur im Verhältnisse zur Außenwelt und im Bezug auf unsere individuelle Geistesthätigkeit; dieß Aeußere darf aber nie mit der, einer ganzen Individualität entgegengesetzten, Außenwelt, verwechselt werden. — Uebersehen wir diese vier Erforderniße zur Gründung der qualitativen Ansicht des Organismus, in seinem Verhal-

ten gegen die Aussenwelt, so weisen wir die wichtigsten Richtungspuncte zurück, welche allein uns gegen Einseitigkeit schützen können.

§. 29.

Schon oben machte ich aufmerksam auf die Nothwendigkeit der inneren, dem Organismus selbst angehörigen, Erregung, wenn eine äussere möglich seyn solle. Diese innere, zur Existenz des individuellen Organismus durchaus nothwendige, Erregung beruht:

a) auf einer bestimmten Entgegensetzung fester und flüssiger Materien (§. 18.).

b) auf der regen Entgegensetzung der einzelnen Systeme des Organismus selbst *a*).

Diese innere Erregung kann durch äussere, hinzukommende Reize bloß vermehrt, nicht aber von neuem hervorgebracht werden; denn durch alle äussere Erregung kann der abgelebte Greis nicht wieder neu belebt werden, weil ihr Fundament, die innere Erregung, zu schwach oder beinahe ganz zertrümmert ist *b*). Weil nun aber auf eben jenem relativen Gleichgewichte der festen und flüssigen Materie, und der verschiedenen, organischen Systeme, die Normalität des allgemeinen Reproductionsprocesses beruht, und dieser die objective Basis der organischen Thätigkeit bildet (§. 21.): so folgt, daß alle äussere Erregung, welche diesen Proceß störet, auch jenes Gleichgewicht stören, und also Krankheit herbeiführen müsse. So wie aber die Störung der inneren Erregung Quelle der Krank-

heiten ist, so ist auch ihre Wiederherstellung die Ursache der Heilung. Indeß gehört die weitere Ausführung davon in keine physiologische Einleituug.

a) Man wird hoffentlich die innere Erregnng für kein Hirngespinnst halten, sobald man sich an die Wechselwirkung der Systeme des Organismus erinnert. Erregt nicht das sensible System durch, Triebe, Leidenschaften, ja selbst durch einen einzigen Gedanken den ganzen Organismus? Aber diese Erregung ist ja die subjectivste von der Welt. Auch die dem organischen Individuum assimilirten Säfte erregen innerlich u. s. f.

b) Man errege von außen, so viel man immer will; der verblutete Mensch wird nicht wieder ins Leben zurückkehren: denn der eine Factor der innern Erregung, der Gegensatz des Flüssigen und Festen ging durch die Verblutung verlohren.

§. 30.

Diese Grundsätze vorausgeschickt, kommen wir dem Unterschiede zwischen Erregung und Assimilation oder Production näher: (§. 24.). Jede von außen herrührende Einwirkung auf den Organismus muß diesen erregen, wenn sie nicht seine Thätigkeit gänzlich oder zum Theil vernichtet (§. 23.); aber nur bei einem gewissen, durch Erfahrung bestimmbaren, Grade der äußeren Erregung, kann die innere Erregung, und der auf sie begründete Reproductionsproceß, gehörig von Statten gehen, folglich kann ein äußerer Einfluß erregen, ohne darum assimilirt zu werden, oder die Production zu begünstigen *a*). Da ferner alle äußere Erregung nur unter der Bedingung eines chemischen Processes, der in einen organischen übergeht, möglich ist, so muß auch das Princip aller äußeren Erregung Hetero-

terogeneität seyn: so wie das Princip aller Assimilation und der, durch sie bedingten, Reproduction, größere oder geringere Homogeneität ist *b*). Daher rührt der wichtige Unterschied zwischen ernährenden und bloß erregenden Potenzen. Daß bei der größeren oder geringern äußeren Erregung viel auf die Gewohnheit ankomme, das kann hier, als unzweckmäßig, nicht weiter ausgeführt werden. — Auf dem Verhältnisse des Heterogenen und Homogenen in den einwirkenden Reizen beruht endlich die Nothwendigkeit der organischen Ausleerung: denn der Organismus ist, als beschränkte Thätigkeit, mit einer ursprünglich bestimmten Objectivität, nur der Aufnahme und Aneignung gewisser Stoffe fähig *c*).

a) Reiben, Bürsten u. s. f. wirkt, doch zuverlässig, auch ohne Gefühl, auf den thierischen Organismus; was wird aber hierbei assimilirt? oder unterstützen jene Operationen immer die Reproduction?

b) Man wende mir hier nicht die eben genannten mechanischen Operationen ein; weil von diesen, ihrer Natur nach, nichts assimilirt werden kann, was nur bei Allem, was seiner Tendenz nach chemisch wirkt, der Fall ist; und die Assimilation selbst ist an gewisse Organe gebunden.

c) Gerade dieses, durch die bestimmte Form und die bestimmten Qualitäten begründetes, völlig objective Verhältniß des Organismus ist die Ursache, daß seine Energie der Thätigkeit nur ein gewisses Maximum erreichen und nur gewisse Stoffe, die den Qualitäten seiner Organisation angemessen sind, assimiliren kann. Daraus folgt indeß nicht daß alle normale Ausleerungen Stoffe entfernen, welche dem Organismus durchaus schädlich oder seiner Mischung ganz fremd sind: denn sie können vielleicht bloß dem bestimmten quantitativen Verhältnisse der chemischen Kräfte des Organismus zuwider seyn.

§. 31.

§. 31.

Alle äußeren Einwirkungen auf den Organismus entspringen aus dem Conflicte der Erde mit ihrer Atmosphäre, welcher durch den höheren Einfluß der Sonne erregt und unterhalten wird. Die Hauptphänomene dieses Conflicts und der höheren Sonneninfluenz, welche zumahl den Anthropologen zunächst angehen, sind **Licht** und **Wärme** und die dadurch modificirte Beschaffenheit der umgebenden **Luft** und des **Bodens**, den wir bewohnen, also im Ganzen genommen dasjenige, was man mit den Klassennahmen des **Klima's** bezeichnet. Ferner gehören in die Klasse der Reize, deren das Thier und der Mensch nicht entbehren können, die Erzeugnisse der Erde selbst, **Pflanzen** und **Thiere**, deren Theile, vermöge ihrer Mischung und ihres qualitativen Verhältnisses zum Objectiven des Organismus, diesen entweder **bloß erregen** oder ihm **assimilirt** werden. An den bekannten Gegensatz zwischen **Respiration**, die sich zunächst auf die Atmosphäre, und **Verdauung**, die sich zunächst auf die Erde bezieht, kann ich hier bloß beiläufig erinnern. Das Detail von der eigenthümlichen Wirkungsart der Reize wird in der Anthropologie selbst, nach unsern Bedürfnissen, vorkommen.

§. 32.

Innere Verhältnisse des Organismus und seiner Hauptsysteme.

Nach der Darstellung der Principien alles Organismus überhaupt und seines Verhaltens gegen die Außenwelt (§. 22–32.) ist es das letzte Geschäft der allgemeinen Physiologie, das Verhältniß

der

der Systeme des Organismus selbst gegen einander aufzusuchen und auseinander zu setzen. Es ist bereits oben (§. 20.) erinnert worden, daß die Eintheilung der organischen Systeme, durch welche die Modificationen des Einen Lebens repräsentirt werden, nicht sowohl anatomischen Bedürfnissen, sondern vielmehr dem Gesichtspuncte unserer eignen menschlichen Individualität und ihrer wesentlich verschiedenen Aeußerungen folgen müsse. Diesem Gesichtspuncte gemäß zerfallen alle Modificationen der organischen Thätigkeit und die organischen Systeme selbst in subjective, deren Functionen unserer Geistesthätigkeit am nächsten liegen oder diese selbst mit constituiren; und in objective, deren Functionen, im Verhältnisse zum menschlichen Geiste, unter jenen, in einer tieferen Sphäre herrschend sind. In die erste Klasse fallen alle Functionen, deren Quelle wir mit dem gemeinschaftlichen Nahmen Sensibilität bezeichnen, in die zweite alle diejenigen Functionen, an welche das Geschäft der Assimilation und Reproduction vertheilt ist, und die wir selbst auf der tiefsten Stufe der Organisation noch antreffen, wo alle subjectiven Aeußerungen höherer Art gänzlich verschwunden sind. Wir fassen diese objectiven Functionen unter dem Klassenbegriffe der Productivität zusammen *a*). So gewiß nun aber der Organismus zunächst durch seine Objectivität mit der Außenwelt zusammenhängt (§. 27.) und so gewiß ferner auf diesem Zusammenhange seine Existenz zunächst beruht (§. 17.): eben so gewiß sind auch die productiven oder objectiven Functionen als die Basis der ganzen organischen Thätigkeit anzusehen, aus der sich indeß die subjectiven Functionen eben so wenig ableiten lassen, als die organische

Wirk-

Wirksamkeit aus der Erregung oder objectiven Einwirkung abzuleiten ist (§. 24). Aber die objectiven Functionen stehen mit den subjectiven oder sensibeln Thätigkeiten in eben dem Verhältnisse, in welchem die organische Thätigkeit überhaupt mit den Einwirkungen der Außenwelt steht. Gleichwie nähmlich die Außenwelt die organische Thätigkeit bis zu einem gewissen Maximum zu beschränken vermag, ohne daß diese selbst zu bestehen aufhört und gleichwie hingegen die organische Thätigkeit die Einwirkungen der Außenwelt bis zu einem gewissen Grade beschränkt (§. 23.): eben so beschränken auch die objectiven oder productiven Functionen des Organismus dessen subjective Thätigkeit und umgekehrt; beide aber können sich wechselseitig nur bis zu einem gewissen Grade beschränken: und auf dieser Wechselbeschränkung der organischen Hauptsysteme, beruhen die innersten Phänomene des thierischen und menschlichen Lebens *b*).

a) Mancher Freund der naturphilosophischen Schule des Hrn. Schelling wünschte vielleicht, diese entgegengesetzten Functionen als Polaritäten behandelt zu sehen; allein es ist nicht Eigensinn sondern Einsicht, welche meiner Abneigung gegen die Ausdrücke: ideeller und reeller Pol, Indifferenz u. s. f. zum Grunde liegt. Denn freilich kann man, mit ein wenig Witz versehen, in allen Naturphänomenen Pole und Indifferenz entdecken; allein ein witziger Einfall ist deshalb noch nicht Einsicht und mit aller Einbildung der Polarität in die Natur werden wir nicht um ein Haar klüger, so wenig es der Dichter wird, wenn er das ganze Weltall von "Liebe und nichts als Liebe" zusammenhalten und bewegen läßt. Wer aber Polarität mit Dualismus geradehin verwechselt, der verwechselt für's Erste das Kind mit dem Großvater! —

b) Wer

b) Wer hier einwenden wollte, daß, wie alle organische Thätigkeit, also auch deren mannigfaltige Modificationen auf dem Gegensatze des subjectiven und objectiven Lebensprincipes beruhen müssen, der würde vergessen, daß wir alle Functionen des Organismus lediglich von dem Standpuncte unserer eignen Subjectivität aus beurtheilen. Diesem getreu sehen wir den ganzen Organismus im Verhältnisse zu der, für ihn, äußern Natur, als Subject, als Individualität an; in dieser selbst aber entdecken wir wieder verschiedene Functionen, von denen einige für unsere Geistesthätigkeit mehr objectiv andere hingegen mehr subjectiv sich verhalten. Dann aber verwechsle man unsere Theorie durchaus nicht mit einer erträumten metaphysischen Einsicht.

§. 33.

Die objective Functionen vereinigen sich gleichsam in einem Brennpuncte, der sie in eine Einheit versammelt, dieß ist die Selbstreproduction: und eben so treffen auf der anderen Seite die subjectiven Functionen, auf der höchsten Stufe, in dem menschlichen Selbstbewußtseyn zusammen *a*). Diese Brennpuncte aber sind, gleich den einzelnen Functionen, deren Einheit sie bilden, sich entgegengesetzt, beschränken und bestimmen einander wechselseitig bis zu einem bloß empirisch bestimmbaren, Maximum. Hieraus ergibt sich unmittelbar, daß der Zustand des Menschen in vollem Bewußtseyn mit einer beschränkten Reproduction, und umgekehrt die herrschende Reproduction mit beschränktem Bewußtseyn verbunden seyn müsse; ein Satz der zu unserer Theorie des Schlafes, der Träume und des Schlafhandelns u. s. f. den Schlüssel liefert *b*). Auf dieser höchsten Entgegensetzung der Functionen, in denen auf der

Ei-

Einen Seite das Subjective, auf der Anderen das Objective vorherrscht, ruht auch ferner die erste Idee einer organischen Stufenfolge, welche immer von der Intelligenz des Menschen ausgehen, durch anatomische Forschungen aber und durch Vergleichung der beiderlei Systeme, in den verschiedenen Pflanzen- und Thierklassen vollendet werden muß. Denn im Allgemeinen darf auch für die verschiedenen Klassen organischer Wesen das Gesetz aufgestellt werden: daß je mehr in der Reihe der Organismen die subjectiven Functionen (Bewußtseyn und sensible Thätigkeit überhaupt) verschwinden, desto mehr die objectiven Functionen und ihr Centralpunkt, die Reproduction, an Extension und Intension zunehmen müssen. Kraft dieses Gesetzes würden denn die Pflanzen, die Welt der herrschenden Reproduction; die Thiere aber die Welt der herrschenden Sensibilität darstellen *c*), und der Mensch dem zu Folge die höchste Stufe der Sensibilität einnehmen *d*). Die zwischen diesem höchsten Gegensatze, mitten inne liegenden Gegensätze der Systeme z. B. des lymphatischen und blutführenden Gefäßsystems auf der objectiven, und des Sensations- und Intellectualsystems auf der subjectiven Seite müssen dann empirisch weiter aufgeklärt und verfolgt werden, können aber in dieser Einleitung uns nicht weiter interessiren *e*), da der höchste Gegensatz der zuverlässigste und für unseren Zweck der brauchbarste ist.

a) Denn diejenige Einheit, welche die subjectiven Functionen in den Thieren hervorbringen, können wir eben so wenig Selbstbewußtseyn nennen, als wir wissen, wie sich diese subjectiven Functionen an sich verhalten mögen, da wir sie bloß durch die, im Objectiven erscheinenden, Aeußerungen kennen lernen.

b) Diese

b) Diese Gegenstände werden in der Anthroponomie weiter ausgeführt werden.

c) Es erhellet hieraus, daß man, bei der Classification der lebendigen Wesen, auf das Verhältniß des Nervensystemes, als des Repräsentanten der subjectiven Functionen, zu den übrigen Organen, ganz vorzüglich Rücksicht nehmen müsse, zumahl wenn man die Thiere zu ordnen versucht. Denn bei den Pflanzen findet man wenig oder gar keine Spur von sensibler Thätigkeit: Die gewöhnlichen Beweise für das Gegentheil, welche man z. B. von den Zeugungsakten, oder von den, auf angebrachten Reiz, erregten Contractionen u. s. f. hernimmt, sind höchst zweideutig, auf den bei weitem größten Theil der Pflanzen nicht anwendbar, entschiedenen Erfahrungen widersprechend und entweder das Werk einer heissen Phantasie, welche durch Analogien verführt, mehr in die Phänomene hineinlegt, als eine kalte Prüfung verstattet, oder auch das Resultat einer anderen Sinnentäuschung.

d) Dieses ist denn auch der positivste Charakter der menschlichen Gattung: Denn nur im Menschen erhebt sich über die Masse der lichte Punct des Bewußtseyns, und auf den übrigen Stufen der Animalität scheint die Thüre verschlossen. Aber nur um alles in der Welt willen keine solche Verwechselung der Sensibilität, mit der Receptivität, als die Pseude-Ideal-Materialisten in der Physiologie sich erlaubt haben.

e) Ueber die, zwischen den angezeigten Extremen liegende Stufenfolge, die zum Theil noch vieler Berichtigungen bedarf, sehe man Kielmeyer, Steffens, Link, Schelling, Treviranus u. s. f. Einfallen wird es indeß keinem Vernünftigen, als höchstens den neueren Idealisten die alles materialisiren, die productiven und sensibeln Functionen bloß der Potenz nach als verschieden anzunehmen und folglich die Uebrlegung z. B. für eine materielle Verdauung in der höheren Potenz anzusehen: dergleichen metaphysische Verirrungen und jugendliche Grillen bedürfen keiner Widerlegung.

Uebrigens ist die von uns abgeleitete Wechselbeschränkung der sensibeln und productiven Thätigkeiten des Organismus auch durch die ausführlichste Induction leicht darzuthun; da uns aber diese hier zuweit führen würde, so verweise ich auf einige fragmentarische Versuche Ueber die richtige Anwendung des Aderlassens u. s. f. von *Dr. G. F. L. Griese.* Braunschweig 1804. S. 96. u. ff. und Diss inaug. med de sensibilitate Auct. F. G. Schilling, Gotting. 1804. §. XI. — Indeß möchte es vielleicht für manche Leser nicht überflüssig seyn, zum wenigsten die Hauptpunkte jenes Beweises durch Induction hier anzuführen, und diese bestehen in Folgendem. Der Beweis beruht nähmlich:

1) auf dem Verhältnisse der verschiedenen Klassen des Organismus gegen einander. Alle lebendige Geschöpfe nähmlich, welche durch große Reproduction d. h. objective Functionen, als durch schnelles und starkes Wachsthum, oder durch enormes Volumen, oder durch auffallende Regenerationskraft verlorner Organe, durch ungeheuere Fruchtbarkeit oder Mannigfaltigkeit der Metamorphose, sich auszeichnen, verrathen auch wenige, undeutliche oder gar keine Spuren von Sensibilität.

2) Auf der verschiedenen Natur der Organe desselben Thieres. Alle Organe, durch welche die Sensibilität selbst repräsentirt wird, oder auf die sie den mächtigsten Einfluß hat, werden am schwächsten reproducirt und umgekehrt.

3) Auf

3) Auf der natürlichen Geschichte eines jeden thierischen oder menschlichen Individuums.

a) In den früheren Lebensperioden überwiegen die productiven Functionen und die Aeußerungen der Sensibilität sind schwach; auf der Höhe des Lebens aber herrschen die subjectiven oder sensibeln Functionen vor: tiefer hinab verliehren beide an Energie.

b) Der nothwendige Wechsel des Schlafes und Wachens und der empirische Charakter beider Zustände des Thieres.

c) Die Wirkung heftiger Aeußerungen der Sensibilität auf die productiven Functionen z. B. Bewegung, Leidenschaften, Nachdenken und deren Beziehung auf die Verdauung und das Ernährungsgeschäft.

d) Erscheinungen krankhafter Zustände des Menschen, welche die behauptete Wechselbeschränkung der objectiven uud subjectiven Functionen beweisen z. B. Apoplexie u. s. f.

e) Die Wirkungen der Cultur, wodurch die sensibeln Functionen eine höhere Energie gewinnen, die productiven aber mehr als sonst beschränken.

Dieses Wechselverhältniß der Systeme läßt sich nun aber noch durch manche untergeordnete Phänomene zeigen: wir begnügen uns die vorhergehenden Beweise angedeutet zu haben.

§. 34.

Daß die subjectivsten Functionen des Organismus lediglich auf dem Boden der objectiven erwachsen und aufblühen können, wird durch die so eben im Umrisse mitgetheilte Induction empirisch nachgewiesen und ergibt sich nothwendig aus unserer Ansicht des Organismus (§. 32). Unter dem Gesetze der Reproduction stehen daher auch diejenigen Organe, welche die höchsten Functionen des Lebens von der objectiven Seite möglich machen — Nerven und Gehirn, deren Reproduction aber eben deßhalb die beschränkteste seyn muß, weil die Subjectivität in ihnen auf dem höchsten Gipfel hervortritt, ein Satz, den schon lange die Erfahrung uns aufgedrungen hat. Eben diese Organe des sensibeln Systemes reproduciren sich aber leichter auf einer tieferen Stufe der Animalität, weil hier die überwiegende Reproduction schon anfängt, die sensible Thätigkeit zu verdrängen und folglich diese Organe eine wenige entwickelte Subjectivität repräsentiren *a*). Es gibt also diesem zu Folge eine doppelte Beschränkungsart der productiven Functionen und der Reproduction überhaupt. Erstlich eine objective, welcher alle organische Bildungen auf gleiche Art unterworfen sind, Pflanzen sowohl als Thiere, weil beide Klassen organischer Wesen mit der Außenwelt in nothwendiger Verbindung stehen, durch fortgesetzte Assimilation und Nutrition die Cohäsion der Organe zunimmt und durch Aufhebung des bestimmten Gegensatzes des Flüssigen und Festen (§. 18), die Reproduction von der objectiven Seite vernichtet. Zweytens aber wird die Reproduction durch die Thätigkeit der subjectiven Sphäre

des Organismus begränzt und diese Begränzung tritt zumahl in den höheren Thierklassen deutlich ins Licht. Jene erste Beschränkung der Reproduction könnte man die materielle, diese letztere aber die dynamische nennen, wenn das zuverlässige Factum durch diese Ausdrücke deutlicher aufgeklärt würde *b*).

a) Man erinnere sich hier der Versuche, welche an Schnecken, denen der Kopf, an Fischen, denen die Flossen, an Sepien denen die Arme abgeschnitten wurden, angestellt sind; alle diese Organe, in deren Bildung Gehirn oder Nerven mit eintritt, wurden regenerirt; diese Regeneration aber ist Folge der vorschlagenden Reproduction.

b) Die Reproduction wird im menschlichen und thierischen Organismus sehr oft beschränkt, ohne daß man Ursache hat, diese Beschränkung der Außenwelt Schuld zu geben. So kann z. B. tiefer Gram, Schmerz, anhaltendes Nachdenken, unmäßige Leidenschaft u. s. f. die productiven Functionen des Menschen so arg beschränken, daß er, bei der größten Ruhe des Körpers, zusehends abmagert, sich verzehrt, schlecht verdauet u. s. f. und, wenn endlich durch zu tiefes Sinken der objectiven Functionen auch die subjective Thätigkeit übermäßig beschränkt wird, in ein dumpfes Hinbrüten geräth, ja nicht selten dem Tode selbst in die Arme sinkt.

§. 35.

Unterdessen ist das Geschäft der Reproduction, zumahl in den höheren Thierklassen, in denen auch die Energie der Sensibilität am kräftigsten sich äußert, an mehrere einander untergeordnete Systeme vertheilt und die Erfahrung lehrt, daß nicht alle Organe für die Productivität auf gleiche Art dem Einflusse der sensibeln Thätigkeit unterworfen sind *a*), wenn auch die letztere auf den ganzen Or-

ga-

ganismus überhaupt ihre Rechte geltend macht. Wir müssen also das Mittelsystem aufsuchen, durch welches die sensible Thätigkeit, selbst auf die objectivsten Functionen und Organe ihre beschränkende Wirkung äußert, und dieses ist kein anderes als das System der blutführenden Gefäße, auf dessen äußerste und zarteste Endigungen vorzüglich die sensible Thätigkeit bestimmend wirkt *b*). Nun ist es aber erstens gewiß, daß die Nerven- und Hirnthätigkeit von der objectiven Seite nur durch die Integrität der Organe möglich gemacht wird (§. 19.) und zweitens ist es eben so wenig zu bezweifeln, daß die Zufuhr und Richtung des Nahrungssaftes zunächst auf der Function der Arterien beruht, weil aus diesen die feinsten ernährenden Gefäße hervortreten und mit allen Organen ohne Ausnahme in Verbindung stehen. Weil nun aber die sensible Thätigkeit alle, im Verhältnisse zu ihr objectiven, Functionen beschränkt (§. 32. u. ff.): so folgt, daß sie durch Beschränkung der Thätigkeit der Gefäße sich die Erhaltung oder Integrität ihrer Organe verkümmert, und, da diese Beschränkung, vermöge der eignen Wirksamkeit der Gefäße, nur ein gewisses Maximum erreichen kann, ihre eignen Kraftäußerungen objectiv beschränkt und bis zu einem gewissen Grade vernichtet. Durch sich selbst also wird die sensible Thätigkeit in gewisse Schranken verwiesen. Die Folge dieser Beschränkung der objectiven Functionen des Organismus ist Ruhe eines großen Theils der sensibeln Aeußerungen, zumahl der höchsten, — Schlaf u. s. f. — und die Folge dieser Ruhe ist ein Steigen der productiven Functionen, die nicht mehr subjectiv beschränkt werden (§. 34); endlich ist die Folge dieses Steigens und subjectiv

ungehinderten Fortschreitens der Reproduction Wiederherstellung der Integrität der sensibeln Organe und aller Organe die der Sensibilität zunächst unterworfen sind und Wiedererwachen der sensibeln Functionen selbst in ihrer ganzen Stärke, da sie von der objectiven Seite nicht weiter beschränkt werden.

a) Z. B. nicht das Herz so sehr, als der Magen u. s. f. Ferner hat die Sensibilität auf die trefflich vegetirenden Haare, Knochen, Nägel, Epidermis u. s. f. selbst in den sensibelsten Thieren sehr schwachen Einfluß.

b) Man denke an die eminenten Thatsachen, daß Nerven- und Hirnorgane mit einer ganz außerordentlichen Menge von Gefäßen versorgt werden nur an Wrisberg's feine Entdeckung, daß die Nerven der Arterie mit der Abnahme ihres Durchmessers an Zahl und Zartheit zunehmen.

§. 36.

Aus dieser näher bestimmten (§ 35) Wechselbeschränkung der Systeme des Organismus sind eine Menge physiologischer und anthroponomischer Facta zu erklären und wir werden in der Folge, zumahl durch die Dazwischenkunft der nothwendigen Mittelglieder, von den aufgestellten Sätzen einen wichtigen Gebrauch machen. — Wir haben also jetzt die Hauptforderungen, die an eine allgemeine Physiologie können gemacht werden, erfüllt, so viel es nähmlich der Zweck der gegenwärtigen propädeutischen Einleitung nothwendig machte; wir haben zuerst die Principien alles Lebens und Organismus, den unabänderlichen Gesetzen unserer Geistesthätigkeit gemäß, abgeleitet; zweitens die Form des Lebens oder den Organismus von seiner subjectiven

und

und objectiven Seite näher betrachtet; dann sein Verhältniß zur äußeren Natur bestimmt, und endlich die inneren Verhältnisse desselben, in der Wechselbestimmung seiner Hauptsysteme, zu entwickeln versucht. Durch dieß alles haben wir denn freylich, keine sich selbst widersprechende metaphysische Einsicht gewonneu, sondern durch Vereinigung speculativer Principien mit den Aussprüchen der Erfahrung gelernt, wie wir vermöge unseres menschlichen Bewußtseyns die organische Natur zu verstehen und zu beurtheilen befugt sind. Und so wäre denn in so ferne zu den folgenden Untersuchungen der Weg gebahnt und wir dürfen ohne weitere Vorbereitung zur Darstellung der Anthropologie selbst übergehen. Also zuerst die Anthropographie.

Erster Theil

der

Anthropologie oder Anthropographie.

Erster Abschnitt.

Eigenheiten des Menschen in dem Baue und der Bildung seines Körpers.

§. 37.

Auf dem Standpunkte der Naturbeschreibung fassen wir den menschlichen Organismus von seiner äußersten objectiven Seite auf, und in dieser entweder die **Gestalt**, in welcher sowohl der ganze Körper, als dessen einzelne Theile und organische Systeme vor uns auftreten, oder die **Mischung**, welche die einzelnen Organe oder den Inbegriff aller vor denen der übrigen Säugthiere auszeichnen. Da indeß, bei dem jetzigen Bestande der chemischen Aufklärung, die Rücksicht auf die Mischung des menschlichen Körpers uns nichts weiter lehrt, als daß unter der Zahl seiner Grundstoffe, so wie in allen thierischen Organisationen, der Stickstoff vorschlägt *a*), und da dieß eine sehr unfruchtbare Einsicht ist: so richten wir zweckmäßiger unser

Haupt=

Hauptaugenmerk auf die ausgezeichnete äußere Bildung des Menschen, und auf alle damit in Beziehung stehende Anstalten seines Körpers, so wie auf die vorzüglichen Eigenheiten des inneren Baues. Diese Eigenheiten sowohl der äußeren als inneren Bildung des menschlichen Organismus beziehen sich alsdann auf den Menschen im Allgemeinen, und kommen dem Neger und Kaukasier mit gleichem Rechte zu.

a) Nicht etwa vorzüglich oder allein im Nervensysteme, wie man der Erfahrung entgegen erst neulich kategorisch docirt hat, sondern in der thierischen Bildung überhaupt. Denn der Stickstoff schlägt ebenfalls vor in niederen thierischen Organisationen, wo entweder ein unbedeutendes oder gar kein Nervensystem anzutreffen ist, so z. B. auch in den Phytozoen, den Pilzen, Schwämmen u. s. f.

Erstes Kapitel.

Aeußere Bildung des Menschen.

Pronaque cum spectant animalia caetera terram,
Os homini sublime dedit, coelumque tueri
Jussit, et erectos ad sidera tollere vultus.

Ovidius.

§. 38.

Daß der Mensch zur Klasse der Säugthiere gehört, wußte man, seitdem man überhaupt Säugthiere kennen lernte, weil seine äußere Gestalt diesen Charakter hinlänglich verrieth, und den Vorzug, in der Reihe dieser Geschöpfe den obersten Rang zu behaupten, ließ sich der Mensch ebenfalls nicht streitig machen, sobald er in den Kreis der ihn umgebenden individuellen Naturen, mit Bewußtseyn einen forschenden Blick zu werfen anfing. Immer aber gerieth er in Verlegenheit, wenn er die Kriterien aufsuchte, die ihn gegen eine Verwechselung seiner Natur mit dem, ihm scheinbar zunächst verwandten, Affen verwahren sollten; und diese Verwirrung wurde noch höher gesteigert, als sogenannte Philosophen sogar dem Pongo und Orang utang die Ehre erzeigten, in eine Verbrüderung mit ihnen zu treten *a*). Da endlich nicht allein

Phi-

Philosophen, die, nach Cicero's Behauptung, zuweilen auf höchst seltsame Einfälle gerathen sollen, sondern auf scharfsichtige Naturforscher *b*) zwischen dem Menschen und Affen keine genaue und schneidende Gränzlinie anzugeben wußten, so gerieth der Mensch mit seinem anerkannten und immer geltend gemachten Vorrechte in kein geringes Gedränge. Zwar halfen einige sich hier durch Verwirrung der Gesichtspunkte, indem sie die Vernunft als ein ausschließliches Vorrecht des Menschen ansahen, und bei der Unterscheidung desselben von andern Säugthieren auf sie das meiste Gewicht legten. Allein auch dieser angebliche Charakter des Menschen wurde sehr zweideutig, als die Naturforscher die verfängliche Frage aufwarfen: ob auch das unmündige Kind, oder der Blödsinnige, der Kretin, der rohe Wilde oder endlich der verwilderte Mensch zu unserer Gattung dürfe gerechnet werden? Kurz der Naturforscher fragte, seinem Principe getreu, zuerst nach den objectiven Kennzeichen, welche den Menschen von anderen, noch so ähnlichen, Säugthieren zuverlässig unterscheiden, und diese Frage wurde erst in unseren Zeiten, von einem der scharfsinnigsten deutschen Naturforscher, vollständig beantwortet. — Ueberhaupt ist es merkwürdig, daß seit den Zeiten des älteren Plinius, der über den Menschen so manche wahre Bemerkung gesammelt, aber auch so manches Mährchen uns hinterlassen hat *c*), die Naturgeschichte unserer Gattung von den Physiographen beinahe ganz vernachlässiget, und erst im achtzehnten Jahrhundert wieder der Mensch als Gegenstand der Naturbeobachtung betrachtet wurde.

a) Z. B. *Rousseau*, in seiner paradoxen Schrift, sur l' inégalité parmi les hommes. Die launige Widerlegung seines Einfalles, S. in *Wieland's sämmtlicher Werke XIV. B. Leipzig* 1795. S. 149 u. ff.

b) Man kennt hierüber die Aeußerungen des großen Linné, welcher den Affen Gibbon oder Langarm der menschlichen Gattung zuordnete, so wenig auch sonst seinem scharfen Blicke selbst die feinsten Unterschiede entgingen.

c) S. dessen Historia naturalis. Ed. Bipont. 1780. Vol. II. Lib. VII.

§. 39.

So gewiß nun aber der gebildete Mensch von seinen subjectiven Vorzügen, durch welche er sein Herrscherrecht über die lebende und todte Natur geltend macht, überzeugt ist, so gewiß müssen sich diese Vorzüge auch in seiner äußeren Gestalt mehr oder weniger stark aussprechen. Er, der sich seiner höchsten Individualität bewußt ist, muß auch am wenigsten an den Boden gefesselt seyn, und das Emporstreben seines Geistes sich schon in der erhabenen, aufrechten Stellung des Körpers verrathen. Und dieß ist auch wirklich der Hauptcharakter, wodurch die menschliche Gestalt vor der aller Säugthiere sich auszeichnet. Die aufrechte erhebende Stellung ist es, zu welcher die Natur den Menschen bestimmt, und die sie ihm als Eigenthum geschenkt hat.

§. 40.

Daß der Mensch von der Natur zur aufrechten Stellung bestimmt sey, kann zum Theil histo-

historisch, zum Theil aber und viel strenger wissenschaftlich bewiesen werden. Zu den historischen Beweisen rechne ich folgende:

1) Alle Schriftsteller, die in älteren und neueren Zeiten den Menschen geschildert und charakterisirt haben, legten ihm den Charakter der aufrechten Stellung und den Gang auf zwei Füßen bei. Diese allgemein herrschende Ueberzeugung ging so weit, daß man sogar fabelhafte, für Menschen gehaltene Geschöpfe, mit dem Vorzuge des aufrechten Ganges beehrte *a*).

2) Bis jetzt ist noch kein vierfüßiges Volk, das man zu den Menschen rechnen konnte, in irgend einem Theile der bekannten Welt gefunden worden *b*).

3) Sollte man den Charakter des Menschen, auf zwei Füßen zu gehen, für einen menschlichen Einfall zu halten geneigt seyn, den man nachher durch Nachahmung überall befolgt hätte, so vergißt man, daß die Möglichkeit der ungestörten und fortdauernden Ausführung dieses Einfalls in dem entsprechenden Baue des Körpers ihren Grund haben mußte, und daß selbst Thiere, die doch auch ihre Einfälle haben können, nie ihren ursprünglich bestimmten Gang änderten, weil ihre Natur ihnen es untersagte.

4) Auch gingen selbst alle die Unglücklichen, welche in ihren frühesten Jahren in Wälder geriethen und daselbst verwilderten,

auf

auf zwei Füßen; und hier konnte doch eben so wenig ein bloßer Einfall (Nr. 3.) als Nachahmung wirken, so sehr auch manche fabelhafte Geschichten dieser Art sich angelegen seyn lassen, diese traurige Ausartung des Menschengeschlechts als vierfüßig zu schildern, und die angebliche Unart jenes Menschenschlages der Nachahmung wilder Thiere, unter denen er aufwuchs, zuzuschreiben *c*). Die über allen Zweifel erhobenen und für unsere Behauptung sprechenden Beweise sind die Nachrichten von den beiden Pyrenäischen Knaben die 1719 *d*) von Peter, der bei Hameln 1724 *e*), und von dem wilden Mädchen Le Blanc, welches 1731 zu Songi bei Chalons in Champagne eingefangen wurde *f*); denn alle diese verwilderten Menschen gingen aufrecht.

a) S. Herder's Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit. Thl. I. 1784. S. 178.

b) Wenn man nicht etwa Lust hat, dem paradoxen Rousseau zu glauben, der uns a. a. O. erzählt, daß die jungen Hottentotten und Karaiben, nach dem Beispiele der vierfüßigen Thiere, auf Händen und Füßen gehen, und daß es ihren Aeltern Mühe kostet, ihnen diese Unart abzugewöhnen. Wie doch wohl ihre rohen Aeltern auf den sonderbaren Gedanken kamen, aufrecht zu gehen! —

c) Die hierauf sich beziehenden Geschichtchen sind in sich zu sehr widersprechend, als daß man ihnen seinem Glauben nicht versagen sollte. Unter diese Monstra, nicht der Natur, sondern der menschlichen Phantasie gehören der *Juvenis ursinus Lithuanus*, der *Juvenis orvinus hibernus*, und der *Juvenis bovinus Bambergensis* so wie auch der *Juvenis lupinus Hassen-*

Haſſenſis. Von beiden letztern gibt Nachricht *Camerarius horae ſubſecivae Centur. I. p.* 345 und 343. Von dem wilden Schafmenſchen *Tulpius* in obſervat. med. Lib. IV, Cap. 9. p. 311.

d) *Leroy* ſur l'exploitation de la nature dans les pyrenées. Lond. 1776. 4. p. 8.

e) Breslauer Sammlungen. 1724. S. 659. Blumenbach in Lichtenberg's Magazin für das Neueſte aus der Phyſik u. ſ. f. B. IV. Hft. 3. S. 91.

f) *De la Condamine* hiſtoire d'une jeune fille ſauvage. Paris 1761. 12. und Leipziger allgemeines Magazin 7ter Theil.

§. 41.

Dem geſunden Menſchenverſtande, der die Dinge ſieht, wie ſie ſind, nicht aber, wie er ſie ſehen will, würde ſchon dieſer hiſtoriſche Beweis gnügen, wenn auch unſere Einſichten noch keinen wiſſenſchaftlichen möglich gemacht hätten. Allein der Drang nach Einfällen und die Schulweisheit ſuchen oft die ſonnenklarſte Wahrheit in Nebel zu hüllen. Wenn alſo auch die Aufzählung aller Momente des wiſſenſchaftlichen Beweiſes, für die natürliche Beſtimmung des Menſchen zum aufrechten Gange, uns hier zu weit führen würde, ſo mögen doch wenigſtens die Haüptpunkte deſſelben hier ihren Plaz finden. Geſchöpft wird dieſer Beweis natürlich nirgendwo anders, als in den unverkennbaren Beziehungen des menſchlichen Körperbaues auf die ihm nothwendige aufrechte Stellung. Dieſe Beziehungen nun laſſen ſich in faſt allen organiſchen Syſtemen, und in den meiſten etwas bedeutenden Organen des menſchlichen

chen Körpers selbst auffinden *a*); die vorzüglichsten aber sind folgende:

1) Die Länge der Schenkel des Menschen im Verhältnisse zum Rumpfe und zu den Armen.

Wenn auch einige Thiere mit Hinterfüßen versehen sind, die ihrem Rumpfe und Kopfe an Länge gleich kommen, so fehlen ihnen doch die übrigen Attribute, wodurch die Natur zum aufrechten Gange sie geschickt machen mußte, und jener Bau bringt offenbar bei ihnen die Richtung zu einer anderen eigenthümlichen Kraftäußerung hervor z. B. bei dem Iaculus Ierboa (Springhasen) u. s. f. Die überwiegende Länge der Schenkel aber kann allein schon dem Menschen den Gang auf Vieren höchst beschwerlich und auf die Dauer unmöglich machen. Denn selbst die sich überlassenen Kinder, deren Schenkel relativ kürzer sind, als bei Erwachsenen, können nur auf den Knien gleiten, und das gleichzeitige Auftreten auf die Spitzen aller vier Extremitäten ist ihnen, trotz dem Beispiele der sie umgebenden Quadrupeden, höchst unbequem und unausführbar *b*).

2) Die verhältnißmäßig größere Stärke der Schenkel gegen die der Arme gerechnet.

Daß jene nicht etwa ein Werk der früheren, von Nachahmung herrührenden, Uebung sey beweist

a) die bei weitem früher eintretende Verknöcherung und Ausbildung der Knochen der Fußwurzel und des Fersenbeins, in allen, (nur

nicht

nicht kränklichen) Umständen des neugebohrnen Kindes, wogegen die Handwurzelknochen viel später den gehörigen Grad der Festigkeit erreichen. Diese Verschiedenheit in der Ausbildung beider Extremitäten folgt also einem, von äußeren Einflüssen unabhängigen, Normaltypus, eben so gut als

b) die ausnehmende Stärke der Wadenmuskel (des Soleus und der Gastrocnemii), wodurch der Mensch von andern Säugthieren so sehr sich auszeichnet, daß schon ältere Anthropologen ihm allein wahre Waden zuzuschreiben sich getrauten.

3) Die ganze Bildung des Brustkastens, welche in vielen Punkten von der bei anderen Säugthieren offenbar abweicht. Den menschlichen Thorax unterscheidet

a) seine breite und plattere Vorderfläche

b) sein kurzes Brustbein

c) die geringe Anzahl der Rippen, welche den Unterleib nach vorne freier lassen,

d) Die Entfernung der Schulterknochen von der Brusthöhle vermittelst der Schlüsselbeine.

Alle diese Eigenheiten des menschlichen Brustbaues verhalten sich anders bei den Säugthieren; die hochbeinigen z. B. das Pferd, die Giraffe u. s. f. haben einen seitwärts zusammengedrückten, nach vorn kielförmig zugespitzten Thorax, ohne Schlüsselbeine, welche ihren Gang nur erschweren würden. Andere Quadrupeden haben ein sehr

lan-

langes Brustbein, eine größere Anzahl Rippen, welche tiefer auf die Hüftbeine hinab sich erstrecken und den Eingeweiden des Unterleibes zur Stütze dienen *c*).

a) Eine ausführliche Aufzählung derselben S. in Chr. Fr. Ludwig's Grundrisse der Naturgeschichte der Menschenspecies. Leipzig. 1796. §. 41-45.

b) Dumas hätte also doch wohl unrecht, wenn er mit Rousseau annimmt, daß alle Kinder zuerst auf vier Füssen gehen. S. dessen *Principes de Physiologie*. T. I. S. 381.

c) Schlüsselbeine haben, außer dem Menschen, freilich auch mehrere Säugthiere z. B. die von Linné s. g. Primaten, Affen, Fledermäuse; außerdem aber auch, die Eichhörnchen, Bieber, Maulwürfe, Ameisenbären und Faulthiere; allein bei allen diesen Thieren beziehen sie sich auf einen besondern, ihn ihrer Lebensweise gegründeten, Gebrauch der vorderen Extremitäten, der mit der aufrechten Stellung nichts gemein hat z. B. zum Fliegen, Klettern, Wühlen, Fassen u. s. w. — Was die Menge der Rippenpaare betrifft, so finden sich deren schon bei manchen Affen vierzehn, und bei weiten die allermeisten Säugthiere haben mehrere als der Mensch.

§. 42.

Zur Unterstützung dieser Eingeweide hat hingegen die Natur bey dem Menschen eine Anstalt getroffen, welche seinen Körperbau sowohl von dem menschenähnlichsten Affen als von allen übrigen Säugthieren offenbar unterscheidet und die ihm zur aufrechten Stellung die unverkennbarste Anweisung gibt. Diese Anstalt ist

4) die ausgezeichnete Bildung des menschlichen Beckens, die sich selbst schon im Aeußeren verräth.

Denn

Denn bei keinem anderen Säugthiere bildet die Verbindung der Hüftknochen oder ungenannten Beine mit dem Kreuzbeine eine solche beckenähnliche Form, als bei dem Menschen. Denn selbst bei den menschenähnlichsten Affen sind die Hüftbeine weit länger als breit; bei dem Elephanten, Pferde u. a. m. aber ist die Schambeinverbindung sehr verlängert und in beiden Fällen kann daher die beckenähnliche Gestalt nicht Statt finden, welche im Menschen allein, zum Theil durch die flache Erhebung der breiten Huftknochen über der ungenannten Linie, zum Theil durch die kurze Schambeinverbindung, zum Theil endlich durch die besondere Krümmung des Kreuzbeines und die Einwärtskehrung der letzten Wirbel des Rückgrathes, die bey andern Thieren auswärts in den Schwanz auslaufen, hervorgebracht wird. So bildet sich im menschlichen Körper eine geräumige Höhle, die nebst ihrem breiten flach aufsteigenden Rande mehre Eingeweide des Unterleibes aufnimmt und den übrigen zur Unterstützung dient, damit die aufrechte Stellung ohne Nachtheil realisirt werde.

§. 43.

Werfen wir endlich 5) einen Blick auf die Gestalt und Stellung des menschlichen Kopfes, so sprechen auch diese für die natürliche und nothwendige Bestimmung des Menschen zum aufrechten Gange. Denn

a) liegt des Hinterhauptsloch, welches den Kopf mit der Rückenmarkshöhle verbindet, bei dem Menschen am weitesten nach vorne und meistens horizontal, zuweilen sogar mit dem vor-

vorderen Rande höher als mit dem hinteren; da es hingegen bei den übrigen Säugthieren am Ende der Grundfläche des Schädels, entweder schräg, mit dem hinteren Rande höher oder gar vertikal liegt z. B. bei den Cetaceen *a*).

b) fehlt dem Menschen das s. g. Haarwachs, ein starkes Ligament zum Aufwärtsziehen des Kopfes bei den übrigen Thieren. Schon der Mangel dieses Theils würde dem Menschen den vierfüßigen Gang höchst beschwerlich machen, weil seinem mit so vieler Hirn- und Blutmasse beschwertem Kopfe die Unterstützung gebräche.

c) fehlt dem menschlichen Auge gleichfalls ein Muskel, welcher auf die Bestimmung zum vierfüßigen Gange deutlich hinweist, und der selbst in den Affenaugen sich findet *b*); dieß ist der Musculus suspensorius oder bulbosus oculi.

d) Auch die Lage der Sinnorgane, zumahl der Augen, Ohren und Nase spricht von Seiten des menschlichen Kopfes für die natürliche Bestimmung zum aufrechten Gange u. m. a.

a) *Daubenton* sur les différences de la situation du grand trou occipital dans l'homme et dans les animaux in den mém. de l'Academie des scienc. de Paris 1764. 568.

b) Siehe Ludwig a. a. O. §. 67.

§. 44.

Kaum sollte man es glauben, daß eine Wahrheit, die sich gleichsam von selbst ausspricht und beinahe nicht einmahl der vorhergehenden Beweise bedarf, von Männern angefochten und bestritten worden sei, denen man nicht geradehin alle Sachkenntnisse und noch weniger Beurtheilungskraft, absprechen darf. Unter diesen Freunden der Paradoxie, einem Halle *a*) Rousseau *b*) Schrage *c*) u. a. steht Moscati *d*) oben an, welcher im Ernste zu behaupten scheint, daß der Mensch nicht durch den Bau und die Bildung seines Körpers zur aufrechten Stellung von der Natur bestimmt, sondern bloß durch verkehrte, wechselseitige Nachahmung und allmählige Gewöhnung auf den nachtheiligen Einfall des aufrechten Ganges gerathen sei. Denn

1) kann Moscati zu Folge der Mensch auf vier Gliedmaßen bequemer und fester einhergehen

2) muß er bey dem aufrechten Gange die Muskel zu sehr anstrengen und sich also eine übermäßige und unnöthige Ermüdung zuziehen.

3) würde der vierfüßige Mensch einer Menge von Krankheiten ausweichen, denen sein aufrechter Gang ihn Preis gibt. Z. B. Schlagfluß (?), Schwindel, Raserei und Tollheit, Aneurisme, Asthma, Brustwassersucht, Herzklopfen, Hypochondrie, Hämorrhoiden, Verstopfungen der Eingeweide, schwere Geburten, Brüche, Fußgeschwüre u. s. f.

Allein die erste und zweite Einwendung ist zum Theil schon in dem Vorhergehenden widerlegt worden, und kann es noch mehr werden durch eine vollständige Aufzählung aller anatomisch zu entdeckenden Eigenheiten des menschlichen Organismus. In der dritten Einwendung aber zeigt sich Moscati als Nosolog von einer sehr schwachen Seite, indem er, seiner Paradoxie zu gefallen, mit den ursachlichen Momenten der Krankheiten es so genau nicht zu nehmen scheint.

a) S. Halle Naturgeschichte der Thiere. Berlin 1757.

b) Rousseau a. a. O.

c) Schrage in Genees-Natur- en Huishoud-Kundige Jaarboeken. B. III. Thl. 1. S. 32.

d) *Moscati* delle corporee differenze essenziali che passano fra la struttura de'bruti e la umana Milano. 1770. Uebersetzt ins Deutsche von Beckmann. Göttingen 1771. — Einige Schriftsteller, welche der seltsamen, von Moscati vertheidigten, Meinung nicht geradezu beitreten, aber auch nicht schlechthin widersprechen wollten, haben ihr dadurch einiges Gewicht zu geben geglaubt, daß sie auf die Möglichkeit einer Modification der körperlichen Bildung durch den einmahl angenommenen Gang aufmerksam machten u. s. f; allein der Einfluß der Angewöhnung gewisser Stellungen auf die Structur des Körpers geht zuverlässig so weit nicht, daß vorher dagewesene Theile bis auf die geringste Spur verschwinden, z. B. das Haarwachs, der siebente Augenmuskel.

§. 45.

Wir behaupten nun aber auch zweitens:

daß der aufrechte Gang ein ausschließliches Vorrecht des Menschen sei.

Denn

Denn die Affen, Paviane, Meerkatzen und Makis, denen man, als den nächsten Verwandten des Menschen, dasselbe Vorrecht zuzuschreiben geneigt seyn möchte, gehen eigentlich eben so wenig auf zweien als auf vier Füßen, sondern anf vier Händen; denn ihre Hinterfüße sind nicht mit einer großen Zehe (Hallux) wie bei dem Menschen, sondern mit einem wahren, den übrigen Fingern entgegenwirkenden, Daumen (Pollex) versehen, und dieser ist an den Hinterhänden selbst dann zu finden, wenn er auch, wie beim Koaita, an den Vorderhänden fehlt. Daß aber eben so wenig der Orangutang als andere Affen, so sehr auch übrigens ihre äußere Bildung sie dem Menschen annähern mag, von der Natur zur aufrechten Stellung angewiesen sei, dieß zeigt

1) die natürliche Lebensart der Affen auf Bäumen, die sie eben vermöge ihrer vier Hände leicht erklettern, von deren Früchten sie sich nähren u. s. f. Die Meerkatzen hingegen, welche nur sehr unvollkommene Hände besitzen, werden durch ihren Rollschwanz von der Natur zu derselben Lebensart vermocht.

2. Die Autopsie. Alle Orangutangs, welche man entweder wirklich gesehen, oder die der Natur getreu abgebildet sind, konnten sich bloß auf einem Stabe gestützt in der aufrechten Stellung und zwar mit Mühe, nach Art der Tanzbären, behaupten, wobei sie zugleich meistens ihre Hinterhände ziemlich tölpelhaft zu einer Faust gefaltet hatten, zum offenbaren Beweise, daß die aufrechte Stellung den

Affen eben so widernatürlich sei, als es dem Menschen manche Lagen des Körpers sind, die er den Thieren nachahmt,

3) die innere Structur, wie Camper *a*) ausführlich bewiesen hat. Schon die Wirbelsäule der Affen, welche nicht, wie bei den Menschen senkrecht und wellenförmig, sondern bogenförmig und zur Erde geneigt ist *b*) scheint sie eine Stufe unter den Menschen hinabzubeugen. Aber auch die Verbindung ihres Kopfes mit dem ersten Wirbel, die besondere schindelförmige Vereinigung der Halswirbel nach vorne, das platte und kurze Fersenbein, die durch die Anlage der Muskel natürlich gebogenen Knie, die ursprüngliche Schwäche der das Stehen bewirkenden Schenkelmuskel u. s. f. beweisen dasselbe.

4) Ist endlich kein Affe, (so wie kein anderes Säugthier) bekannt, der in seiner mühsam erzwungenen Stellung, gleich dem Menschen auf Einem Fuße stehen und das Gleichgewicht behaupten könnte.

Die Affen sind also eben so wenig als irgend ein anderes Säugthier durch die Structur, und den Mechanismus ihrer Gliedmaßen zur aufrechten menschlichen Stellung aufgefordert und es ist folglich wahr, was Herder in edler Begeisterung sagte: "mütterlich bot die Natur ihrem letzten künstlichen Geschöpfe, dem Menschen, die Hand und sprach: stehe auf von der Erde! dir selbst überlassen, wärest du Thier, wie andere Thiere;

aber

aber durch meine besondere Huld und Liebe gehe aufrecht und werde der Gott der Thiere.„

a) Dessen Naturgeschichte des Orangutang und einiger Affenarten — von Herbell. Düsseldorf 1791. 4.
b) Dumas a. a. O. B. 1. S. 235. und Treviranus Biologie. B. 1. 1802. S. 192.

§. 46.

Aus diesem erstern äußeren Charakter des Menschen fließt unmittelbar der zweite Hauptvorzug desselben, nähmlich:

der freieste Gebrauch zweier vollkommner Hände,

welcher schon von den Griechischen Sophisten und späterhin von Helvetius so stark anerkannt und erhoben wurde, daß sie, durch eine seltsame Verkehrtheit des Geistes, sogar die Vernunft davon abhängig zu machen wagten. Auch dieses Vorrecht theilt kein anderes Säugthier mit dem Menschen, nicht einmahl der vierhändige Affe, weil

1) der freie Gebrauch der Hände von der ungezwungenen Stellung auf zwei Füßen abhängt und die Natur diese dem Affen versagte (§. 45) und weil
2) die länglichten, an der inneren Fläche, tief gefurchten und schwieligen Hände der Affen, an denen zumahl der Hauptheil, der Daumen, das Unvollkommenste ist, der menschlichen Hand zu sehr nachstehen, um den Nahmen des Organs aller Organe zu verdienen. Der Mensch hat also die freieste Beweglichkeit in seinen vorzugsweise sogenannten Betastungsor-

organen, mit der sich zugleich das feinste Gefühl vereiniget *a*).

a) Zwischen Gefühl und Tasten wußten bis auf die die neuesten Zeiten die Physiologen keinen bestimmten und scharfen Unterschied anzugeben und die neueste Metaphysik der Sinne (S. Hrn Dr. Troxler's Versuche in der organischen Physik. Jena. 1804. S. 28 u. 30. ff.) hat hierüber, wo möglich, noch mehr Verwirrung verbreitet. So viel ist gewiß, daß der stereometrische Sinn des Getastes, der nicht sowohl über die Gegenwart als über die Form und Gestalt äußerer Körper uns belehrt, vermittelst der Muskelbewegung durch alle Gliedmaßen und die ganze Oberfläche unseres Körpers geübt, ja im Nothfalle auch durch eine Stange u. s. f. vermittelt werden kann; daß also das Getaste uns die Gegenwart und Form der mathematischen Begränzung der Materie; das Gefühl (Coenaesthesis) aber uns die chemischen Qualitäten der Materie kennen lehrt, wozu wir keiner Muskelbewegung bedürfen. Doch darüber mehr in der Anthroponomie. Ueber die menschliche Hand überhaupt S. *I. Fr. Hahn.* de manu hominem a brutis distinguente. Lipf. 1719. 8.

§. 47.

Aus der Bildung des Menschen zum aufrechten Gange resultiren endlich, noch mehrere Lagen und Stellungen seines Körpers, die er allein vorzugsweise anzunehmen im Stande ist, denn

1) ergibt sich aus der oben (§. 43) geschilderten Form des menschlichen Beckens und vorzüglich aus der äußeren Bekleidung desselben durch die außerordentlich starken und dicken Gesäßmuskel (Glutaei), daß bloß der Mensch natürlich und bequem auf seinen Hinterbacken sitzen könne *a*), so wie ihm die letzteren ausschließlich eigen sind *b*).

2) So-

2) Sowohl aus dem Daseyn der Hinterbacken als aus der Bildung des menschlichen Brustkastens (§. 42) dessen breite hintere Seite den Rücken formt, scheint auch zu erhellen, daß, nach Camper's Bemerkung, der Mensch allein gemächlich auf dem Rücken liegen könne. Endlich

3) folgt aus der Natürlichkeit der aufrechten Stellung, aus der Kürze des Rumpfes und des Kopfes im Verhältnisse zu den längeren Schenkeln, aus der Lage des Schwerpunktes im Körper des Menschen u. s. f., die Möglichkeit der mannigfaltigen übrigen Stellungen und Bewegungen deren er fähig ist, z. B. das Umdrehen des ganzen Körpers auf Einem oder zwei Füßen, das Bücken, Seitwärtsneigen, die Schnelligkeit und Festigkeit seines zweifüßigen Laufes u. s. f. *c*).

a) Ich setze mit Fleiß hinzu "auf den Hinterbacken": denn auf dem obersten Theile der Hinterschenkel und vom Schwanze unterstützt können auch Hunde und andere Thiere sitzen lernen, obgleich auch diese Stellung für sie erzwungen und mühsam ist.

b) Selbst die Affen haben keine Hinterbacken, wie schon Aristoteles und spätere Naturforscher z. B. Büffon, Spiegel, Haller und Blumenbach bemerkten; und was man hin und wieder bei Pferden und anderen Quadrupeden fälschlich für Hinterbacken hält, ist nichts anderes als ihre dicken fleischigen Oberschenkel. (les cuisses) S. *Buffon* histoire naturelle, Tom. II. S. 545.

c) Dumas a. a. O. S. 384.

§. 48.

Zu den auffallendsten und bedeutendsten Eigenheiten der äußeren Bildung des Menschen gehört drittens:

Die Beschaffenheit und die Stellung seiner Zähne und seines Unterkiefers.

In keiner andern Klasse von Säugthieren sind

1) die Zähne in einer so gleichmäßigen Reihe an einander geordnet als bei dem Menschen.

2) Die unteren Schneidezähne stehen aufrecht, da sie bei den übrigen Säugthieren eine mehr oder weniger schräge Lage haben, den Orangutang höchstens ausgenommen.

3) Die Eckzähne ragen weder über die anderen hervor, noch stehen sie von denselben ab, sondern sie laufen in gleicher Ordnung und gleich groß mit den übrigen fort.

4) Die Backenzähne endlich haben stumpfe in der Mitte eingedrückte und an den Ecken abgerundete Kronen, unterscheiden sich also auf gleiche Art von den Backenzähnen der Gras- und Fleischfressenden Thiere, so wie von denen der Affen, bei welchen sie nach Eustach's Bemerkung scharfkantig sind *a*)

5) der Unterkiefer ist kurz und zurückgedrängt, das Kinn hervorstehend und der aufrechten Stellung der Schneidezähne entsprechend; die Artikulation der Gelenkköpfe mit dem Schlafbeine ist weder so robust, als bei den reissenden Thieren, noch so beschaffen als bei den Herbivoren *b*).

a) *P. Eustachius* de dentibus S. 20. ff.

b) Aus dieser ganzen eigenthümlichen Einrichtung der menschlichen Zähne und des Unterkiefers scheint zu erhellen, daß ihre Bildung sie weniger zu Waffen als zum Sprechen eignet, und daß beide Charaktere des Herbivors und Carnivors in ihr vereiniget sind.

§. 49.

Endlich zeichnet den Menschen in Hinsicht seiner äußeren Bildung noch viertens aus:

die glatte, wenig und fein behaarte sensible Oberfläche seines Körpers.

So wie der Mensch die höchste Stufe der Sensibilität einnimmt (§. 33) eben so deutet auch die Beschaffenheit seiner empfindlichen, nicht durch starken Haarwuchs abgestumpften, Haut auf diesen Vorrang hin, den selbst die menschenähnlichsten Affen, der Orangutang von Borneo, der Pongo und Langarm, nicht mit ihm gemein haben: denn alle diese sind von Natur weit stäker behaart, als der Mensch *a*). Da indeß selbst bei dem Menschen so mancherlei Verschiedenheiten des Haarwuchses vorkommen, so ist es eben kein Wunder, wenn einzelne Individuen von der Regel eine auffallende Ausnahme machen, die sich aber dem Monströsen annähert. Dahin gehört z. B. Anna Maria Hering aus Dachstuhl, deren überall gefleckter Körper mit einer Art von Reh- oder Kälberhaaren besetzt war *b*). Mehr Mißtrauen aber verdient der Bericht der Reisebeschreiber von ganzen kleinen Völkerschaften behaarter Menschen. Dahin gehöret

1) der

1) der Schlag haariger Menschen, welchen Spangberg auf einer der Kurilischen Inseln gefunden haben will *c*) und von dem der Kapitain King uns späterhin nach Hörensagen Bericht abgestattet hat, der Wohnort dieser merkwürdigen Menschenart soll die Insel Nadigsda seyn *d*).

2) Die sogenannten Oranggugu, die in den dikſten Wäldern der Insel Sumatra sich aufhalten, und die uns Marsden, ein übrigens glaubwürdiger Schriftsteller, ebenfalls nur nach den dasigen Volkssagen beschreibt. Sie sollen sich nur durch die Sprache vom Orangutang unterscheiden *e*).

3) Die Einwohner der großen Insel Jesso nördlich von Japan sollen ebenfalls einen haarigen Körper haben *f*).

4) Einzelne stark behaarte Individuen traf auch Forster auf einigen Inseln der Südsee *g*).

Dagegen ist aber der Mensch an einigen besondern Theilen seines Körpers auffallend stark behaart, am Kopfe, in den Achselgruben, bei den Männern am Kinne u. s. f. an den Genitalien und deren Umgebungen.

Endlich sind an der äußeren Bildung des Menschen noch als auszeichnend zu bemerken das Ohrläppchen und die wahren vollen Lippen, welche beide auch dem menschenähnlichsten Affen fehlen *h*).

a) Die Haarlosigkeit des Menschen wurde schon lange als naturhistorischer Charakter anerkannt und nahmentlich leitete Fernelius von der noch größeren Haarlosigkeit des menschlichen Weibes die Nothwendig-

digkeit der weiblichen Regeln ab. S. I. Fernelii Ambiani universa medicina etc. Ed. vj. Francofurti 1607. Physiologia. Lib. VII. p. 321. Calida enim et humida est mulieris constitutio, caretque *pilis*, cornibus, ungulis, aliisque particulis, in quas solet caeteris animantibus supervacanea moles (nach den Neueren der Kohlenstoff) converti.

b) Die ausführliche Beschreibung derselben sahe man bei *Büffon* supplément à l'histoire naturelle B. 4. Blumenbach sah ebenfalls den Rücken des berüchtigten Menschenfressers bei Jena stark behaart. S. de gen. hum. varietate nativa 1775. S. 28.

c) Müller's Sammlung Russischer Geschichte. Thl. 3 S. 174.

d) King in Cook's voyage to the Northern Hemisphere Thl. 3. S. 377.

e) *Marsdens* history of sumetra. S. 35.

f) Girtanner über das Kantische Princip für die Naturgeschichte. Göttingen 1796. S. 238.

g) *J. R. Forster's* observations made during a voyage round the world. *London.* 1778. S. 243. (In *Mallicollo*) several were very hairy allover the body, the back not excepted; this I also observed in *Tanna* and Newcaledonia.

h) *Tyson's* anatomy of a pygmy 1751. 4. Camper a. a. O. S. 143. Ludwig a. a O. §. 68.

Zwei-

Zweites Kapitel.

Eigenheiten des Menschen im inneren Baue seines Körpers.

§. 50.

Die Eigenheiten der inneren Structur des menschlichen Organismus sind so mannifaltig, daß eine vollständige Aufzählung derselben, die immer nur in Beziehung auf die den Menschen zunächst verwandten Säugthiere geschehen muß, bloß das Werk einer ausführlichen vergleichenden Anatomie seyn kann *a*). Außerdem mußten auch diejenigen Eigenthümlichkeiten der menschlichen Organisation, welche die natürliche Bestimmung zum aufrechten Gange charakterisiren, schon oben mitgetheilt werden, und es sind jetzt nur noch diejenigen übrig, welche in anderen Hinsichten zur anatomischen Charakteristik des Menschen beitragen. Wir nehmen hierbei zuerst Rücksicht auf diejenigen Theile, deren Daseyn nur bei den übrigen Säugthieren, nicht aber im menschlichen Körper kann nachgewiesen werden; und zweitens, auf die Organe, welche entweder an und für sich oder deren Bau doch wenigstens den Menschen vor den übrigen Säugthieren auszeichnet.

a)

a) Ausführliche Vergleichung der innern Struktur des Menschen und der Affen sehe man bei Tyson a. a. O. Camper a. a. O. und Ludwig a. a. O. §. 61 u. ff.

§. 51.

Wenn es wahr ist, daß im menschlichen Organismus alle Stufen und Ausdrücke des individuellen Lebens sich wiederhohlen (§. 3.) und unter der Oberherrschaft der höchsten Entwickelung der organischen Thätigkeit, der Sensibilität nähmlich, in ihm sich gleichsam concentriren (§. 33.): so darf auch kein Organ von Bedeutung, das irgend einer jener wesentlichen, im Menschen vereinigten, Lebensformen entspricht, in seiner Organisation vermißt werden. Dieß ist denn auch das Resultat der anatomischen Untersuchungen, welches ein vergleichender Blick auf Thier- und Menschenorganisation uns überall bestätiget. Es sind unwesentliche gleichartige Theile, welche viele oder doch die meisten Säugthiere vor dem Menschen voraus haben, und deren Functionen sich auf die tieferen Lebensformen beziehen. Dahin gehört z. B. der Hautmuskel (panniculus carnosus) welchen man auf Galen's Autorität hin bis auf Stenonis dem Menschen zuschrieb *a*).

2. das *rete mirabile arteriosum*, welches bloß eine merkwürdige Verzweigung der Kopfschlagader bei ihrem Eintritte in die Schädelhöhle bezeichnet, und bei dem Menschen sich nicht findet *b*).

3. Der Musculus oculi suspensorius und das Ligamentum suspensorium colli, von denen schon oben (§. 43) die Rede war.

4.

4. So fehlen auch den Menschen das unschicklich sogenannte *Pancreas Asellii*, ein besonders Aggregat von Gekrösdrüsen, die Lebergallenblasengänge (ductus hepaticystici) *c*) das corpus Highmori ein eigenes Schleimgewebe neben dem Hoden mehrerer Thiere z. B. Hunde u. s. f.

5. Die dem Auge vieler Thiere gemeine Blinzhaut, (membrana nictitans, palpebra tertia) von der sich indeß am menschlichen Auge eine schwache Spur findet *d*).

6. Endlich der menschlichen Leibesfrucht die Harnhaut (allantois).

a) Auch die Affen haben nach Ludwig einen sehr dünnen Hautmuskel. a. a. O. §. 67.

b) Eine Abbildung dieser besondern siehe bei *Monro* on the nervous system. 1783. Tab 1.

c) Die noch *De Haen* (ratio medendi Th. 2. S. 46.) und andere Aerzte in der menschlichen Leber fälschlich annahmen.

d) Leve quoddam fabricae animalium imitamentum, sagt Haller, in den Element. Physiologiae. B. 5. S. 328.

§. 52.

Eine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit verdient aber unter den Theilen, die man vergebens in der Organisation des Menschen sucht, der Zwischenkieferknochen (os intermaxillare; *a*): weil er mit der ausgezeichneten Bildung des menschlichen Gesichtes in unverkennbarer Beziehung steht. Dieser merkwürdige Knochen tritt bei den übrigen Thieren zwi-

zwischen die beiden Hälften des Oberkiefers, hilft das Gesicht zur eigentlichen Thierbildung verlängern und nimmt bei den, mit vollständigen Gebisse versehenen Thieren die oberen Schneidezähne auf. So wie aber bei dem Menschen das verlängerte Thiergesicht unter die Herrschaft der hervortretenden, gehirnreichen Stirne zurückgedrängt wird, eben so verschwindet auch jede Spur dieses der bloß thierischen Bildung allein eigenthümlichen Knochens. Daher trug Camper den Mangel dieses Knochens unter die Rubrik der Hauptcharaktere des menschlichen Baues ein. Mit Unrecht trug also auch Galen dieses Eigenthum der Affenbildung auf den Menschen hinüber, was bereits Vesalius ihm und seinen blinden Verehrern verwies *b*); und mit noch größerem Unrechte wagte es in unsern Zeiten der treffliche Anatom Vicq. d'Azyr, den Menschen wenigstens mit einem deutlichen Analogen dieses Thierknochens auszustatten *c*). Was er für dieses Analogon nahm, kann dafür schlechterdings nicht angesehen werden *d*). Sogar bei den Negern, die man immer sogern unter die Affen verstoßen will, fand Sömmering keine Spur des Intermaxillarknochens *e*), so sehr auch übrigens ihr hervorgezogener Oberkiefer der thierischen Bildung sich nähert. —

Indessen scheint es nicht bloß der Mensch zu seyn, dem gerade jener Zwischenkieferknochen fehlt: man hat ihn auch in mehreren Affenschädeln vergebens gesucht z. B. im Todtenköpfchen (cercopithecus morta) *f*); ob er sich im Schädel des Orangutang findet, darüber sind die Meinungen getheilt *g*). Dem sei nun auch, wie es immer wolle, so ist es nicht sowohl der Intermaxillarknochen selbst, als

viel-

vielmehr die prominirenden, herausgerückten Kiefer, zu deren Bildung jener Knochen gemeiniglich oder immer mit beiträgt, welche die Aufmerksamkeit des Anthropographen erregen und zwischen dem menschlichen und bloß thierischen Gesichte eine nicht undeutliche Gränze ziehen.

a) *Os incisivum* nannte ihn Haller; diesen Nahmen verwarf aber Hr. Blumenbach mit Recht, weil dieser Knochen auch bei denjenigen Thieren gefunden wird, welche entweder keine Schneidezähne haben z. B. die Pecora, der Elephant, des afrikanischen Rhinoceros, oder ganz zahnlos sind, wie das Schuppenthier, der Ameisenbär und die eigentlichen Wallfische.

b) Die indeß nicht unterlassen konnten, selbst gegen den klaren Augenschein des vergötterten Galenus Ehre zu retten, indem sie den Verlust dieses sonst zur menschlichen Bildung gehörigen Knochens für eine Folge des weiter gediehenen Luxus ansahen.

c) In Memoires de l'acad. des sciences de Paris a. 1780.

d) Man sehe den Beweis in des Hrn. Blumenbach's trefflicher dritten Ausgabe seiner Schrift de generis h. varietate nativa. 1795. S. 37. ff.

e) Ueber die körperliche Verschiedenheit des Negers vom Europäer, Frft. am Mayn 1785. §. 26.

f) Man sehe Blumenbach a. eben a. O. S. 39.

g) Aeltere Zootomen haben diesen Intermaxillarknochen gewiß öfter übersehen, und daher auch in den Abbildungen solcher Affen, bei denen er nachher entdeckt worden ist, anzuzeigen vergessen. So kann es sich auch vielleicht in Beziehung auf den Orang utang verhalten. Tyson a. a. O. Fig. 5. und Daubenton (Mèm. de l'acad. des scienc. de Paris. 1764. Taf. 16. Fig. 2. haben in diesem Punkte undeutliche Zeichnungen; und ersterer drückt sich auch unbestimmt darüber aus. Andere Schriftsteller schreiben das

Zwi-

Zwischenkieferbein allen Affen ohne Ausnahme zu, z. B. Ludwig a. a. O. §. 66. Die Sache ist also im Ganzen noch unentschieden, und um sie zu entscheiden, muß auf das Alter der zergliederten Affen Rücksicht genommen werden. So finde ich z. B. keine Spur von einem Intermoxillarknochen in dem Schädel eines alten Hundes; Gaumen = und Facialnath, welche zwischen jenem Knochen und dem Oberkiefer die Gränze bilden, sind völlig verschwunden, wie alle übrige Näthe des Schädels.

§. 53.

Da der Mensch die höchste Stufe der sensibeln Thätigkeit, sei es in der Anlage oder Wirklichkeit, behauptet, so müssen die merkwürdigsten positiven Unterschiede, durch die er sich über das Thier erhebt, in der Organisation des Gehirns und Nervensystems sich finden, weil diese beiden höchsten Entfaltungen des Organismus die sensibeln Functionen repräsentiren. Und in der That spricht sich auch der Vorzug des Menschen vor allen anderen Thieren in diesen Organen so unzweideutig aus, daß bereits die ältesten Anthropologen auf sie das stärkste Gewicht legten. Aber erst unsern Zeiten war es vorbehalten, diesen Vorzug in der inneren Bildung des Menschen richtig zu beurtheilen und genauer zu bestimmen. Die Eigenheiten der sensibeln Organe des Menschen lassen sich überhaupt auf zwei Punkte zurückführen:

1) auf die Größe des Gehirnes und deren Verhältniß zu den übrigen Theilen des Nervensystems.

2) Auf das Verhältniß der einzelnen Theile des Gehirns gegen einander und gegen die Theile der übrigen Thiergehirne.

Bayerische Staatsbibliothek München

§. 54.

1) Der Mensch hat unter allen Thieren der Erde das grösste Gehirn, aber nicht im Verhältnisse zur Masse des ganzen Körpers, wie man dem Aristoteles zu Ehren bis auf die neueren Zeiten glaubte: denn dieß würde zu einer sehr trüglichen Berechnung führen *a*); sondern im Verhältnisse zur Größe und Feinheit der Nerven. Der Mensch hat also das größte Gehirn in Hinsicht auf die Feinheit der Gehirnnerven vorzüglich an ihrem Ursprunge *b*). Denn in dem Gehirne des Menschen und der Thiere lassen sich anatomisch zwei Theile unterscheiden, die in Hinsicht ihrer Größe mit einander im umgekehrten Verhältnisse stehen, nähmlich

1) der nervöse Theil, der um so größer ist, je stärker und dicker die Ursprünge der Hirnnerven sind, und

2) der Ueberschuß über jenen, der sensorielle Theil, welcher den ersteren an Größe desto mehr übertrifft, je feiner und dünner die Ursprünge der Hirnnerven sind *c*), und gerade dieser Ueberschuß ist es, welcher bei dem Menschen den auf die Nervenbildung verwendeten Theil am weitesten übertrifft, und dessen Größe und innere Beschaffenheit mit den höheren Functionen der Sensibilität (der Geistesthätigkeit) im genauesten Zusammenhange zu stehen scheinen.

a) Man mag nun bei der Vergleichung des Gehirns mit dem ganzen Körper auf das specifische Gewicht oder auf das Volumen Rücksicht nehmen, so gibt es

in beiden Fällen kein reines Verhältniß. Denn erstlich steht das Gehirn mit den Knochen, die doch am meisten wiegen, in gar keinem unmittelbaren Verhältnisse, und zweitens ist nichts veränderlicher als die Masse des ganzen Körpers, deren Gewicht und Größe durch Fettwerden, Abmagerung u. s. f. mit dem Gehirne, das an dieser Veränderung keinen Antheil nimmt, z. B. nicht fett wird, immer in ein anderes Verhältniß treten. In beiden Vergleichungsarten aber würde der Mensch an Größe des Gehirns noch unter mehrere Affenarten und Vögel hinabsinken. Vergl. *Ebel* observationes neurologicae ex anatome comparata Traject. ad Viad. 1788. §. I. II. und Herder's Ideen zu einer Philos. der Geschichte der Menschheit B. I. S. 191 u. ff.

b) Auf dieses Verhältniß des Gehirns zu den Nerven machten schon Haller (Elem. Physiol. T. IV. L. X. S. 3. §. 2. S. 81) und Barthez nouveaux élémens de la science de l'homme S. 200. aufmerksam; am bestimmtesten aber wurde es entwickelt von Sömmering (De basi encephali) und a. a. O. Ebel a. a. O. Monro a. a. O. und bestätiget von Camper, Vicy d'Azyr, Blumenbach und Humboldt u. a. m. Und nach dieser Bestimmung kann es uns nicht Wunder nehmen, daß der Elephant, dessen Gehirn zwar absolut größer und schwerer als das menschliche ist, dennoch keine menschliche Geistesthätigkeit zu äußern vermag: denn die Pars nervosa überwiegt die Pars sensorialis ungemein. Sein Riechnervenpaar hat z. B. die Dicke eines Armes u. s. f.

c) Nur mit den Hirnnerven findet diese Vergleichung statt, nicht etwa mit den sympathischen Nerven, der nur mit Hirnnerven zusammenhängt.

§. 55.

Was aber 2) das Verhältniß der einzelnen Theile des menschlichen Gehirns betrifft, so sind

a) das kleinere Gehirn (cerebellum) und Rückenmark im Verhältnisse zu dem großen kleiner, als bey den übrigen Säugthieren *a*), und

b) die Structur des menschlichen Gehirns mannigfaltiger, denn

α) zeigen die Windungen beider Hirnhälften immer Verschiedenheiten bei dem Menschen, da sie im Gegentheil bei den übrigen Säugthieren sich sehr ähnlich sind, oder, wie bei mehreren Geschlechtern, ganz fehlen;

β) ist dem menschlichen Gehirne eigenthümlich der große Sylvische Einschnitt (fossa Sylvii);

γ) die hinteren Verlängerungen der Seitenhöhlen;

δ) Die oliven- und pyramidenförmigen Körper;

ε) Die Markkerne des kleinen Gehirns (corpora dentata);

ζ) Die schwarzen Flecken in den Markbündeln (loca nigra crurum cerebri) *b*).

η) Das Sandhäufchen an oder in der Zirbeldrüse, welches, bis auf höchst seltene Ausnahmen, bei dem Menschen nach dem vierzehnten Lebensjahre beständig, bei den allermeisten Säugthieren aber gar nicht gefunden wird *c*).

a) Sömmering's Hirn- und Nervenlehre 1791. §. 63. Blumenbach's Handbuch der vergleichenden Anatomie 1805. §. 206.

b) Treviranus a. a. O. S. 454.

c) Sömmering's Entdeckung (de lapillis vel prope vel intra glandulam pinealem fitis, Mogunt. 1785).

Durch

Durch sie ist die sonstige Regel, keinen Hirnsaud, als nur in abnormen Gehirnen zu finden, zur Ausnahme geworden.

§. 56.

Die Eigenheiten in der inneren Structur der menschlichen Sinnorgane sind zum Theil von geringer Bedeutung. Z. B. die Kleinheit der Linse des Auges, worin jedoch der Mensch vor den Cetaceen nichts voraus hat, zum Theil aber haben die Abweichungen von denselben unter den übrigen Säugthieren nicht Allgemeinheit genug, z. B. die Beschaffenheit der Gefäßhaut u. s. f. im Auge, um auf jene Eigenheiten ein großes Gewicht legen zu können. Davon überzeugt uns aber anatomische und physiologische Beobachtung, daß im Menschen alle Sinnorgane im harmonischen Gleichgewichte entwickelt sind, und daß bei ihm nicht wie in den tieferen Thierklassen, ein Sinn über den andern an Intensität seiner Aeußerung herrscht; und gerade diese gleichmäßige Ausbildung aller Sinnorgane ist der Hauptcharakter des Menschen von dieser Seite angesehen. Denn an Ausbildung und Energie einiger Sinne wird er von mehreren Säugthieren weit übertroffen, z. B. in Hinsicht des Geruchs vom Hunde, in Betreff des Gesichts von dem Katzengeschlechte u. s. f.; allein das Vorherrschen eines Sinnes bei den besagten und anderen Thieren scheint immer mit einer Unvollkommenheit der übrigen Sinnesorgane verbunden zu seyn *a*).

a) S. mehrere treffende Bemerkungen hierüber bei Troxler a. a. O. II. Ueber das Problem, die Thiere zu ordnen, besonders S. 190. und Ludwig a. a. O. §. 15. Daß aber in dem schönen wechselseitigen Einklange

klange der menschlichen Sinnorgane auch in den Gränzen des Normalzustandes die Stufen der Kultur, Lebensart und Uebung störende Veränderungen stiften können, beweist das Beispiel der Wilden, Neger, Amerikaner u. s. f.

§. 57.

Von dem Systeme der blutführenden Gefäße gibt es im Menschen keine andere auffallende Eigenheit, als die sich auf die Lage des Herzens bezieht; diese entspricht völlig der aufrechten Stellung des Menschen. Denn bei ihm ruht das Herz nicht, wie bei den übrigen Säugthieren, auf dem Brustbeine, sondern auf dem Zwergfelle. Auch sieht die Grundfläche desselben, wie es gleichfalls bei den übrigen Säugthieren der Fall ist, nicht nach dem Kopfe hin, sondern ist den Brustwirbeln zugekehrt, und die Spitze des Herzens liegt mehr nach der linken Seite der Brust hin. Aus dieser besondern Lage des menschlichen Herzens folgt auch eine eigene Relation der Herzkammern; was nähmlich bei den übrigen Thieren rechte und linke Herzkammer heißt, muß bei den Menschen vielmehr die vordere und hintere genannt werden. Es gibt auch außer dem Menschen nur wenige Säugthiere, bei denen der Herzbeutel mit dem Zwerchfelle verwachsen ist.

§. 58.

Das System der Verdauungsorgane, nahmentlich der Darmkanal, vereinigt wie oben die Zähne (§. 48) in seiner Bildung die Charactere des Herbivors und Carnivors, so daß aus beiden Momenten der Organisation die Bestimmung des

Men-

Menschen zur allseitigsten Nahrung hervorzugehen scheint (*Homo animal omnivorum*). Denn

1) ähnelt der Mensch den fleischfressenden Thieren in der Structur des Magens und der Kürze des Blinddarms, und

2) den pflanzenfressenden in der Länge des dünnen Gedärmes; in der auffallenden Verschiedenheit des letzteren von den dicken Därmen; in dem, in blasenförmige Abschnitte getheilten, Kolon (Colon bulbosum), und endlich in dem Mangel der Afterdrüsen *a*).

a) Blumenbach's vergleichende Anatomie §. 108 u. ff. und §. 146.

§. 59.

In der Bildung der Geschlechtstheile zeigt der Mann bei weitem weniger durchgreifende Eigenheiten als das Weib *a*), dessen Geburtstheile sich von den Genitalien aller übrigen Säugthiere unterscheiden

1) in Betreff ihrer Lage und Richtung, welche dem oben (§. 42) bestimmten Baue des menschlichen Beckens entspricht.

Denn die Achse der Mutterscheide, welche durch das nach innen gebogene heilige und Kukucksbein bestimmt wird, weicht von der Achse des Beckens nach vorne viel weiter ab, als bei irgend einem anderen weiblichen Säugthiere. Dieses Verhältniß der Scheidenrichtung zur Beckenhöhle hat nun freilich

a) den scheinbaren Nachtheil zur Folge, daß es die Geburt erschwert; dieser Nachtheil wird aber durch das stärkere Voneinandertreten der Schambeinschenkel (arcus pubis) beinahe ausgeglichen *b*), und durch die Vortheile, welche diese Structur vorzüglich während der Schwangerschaft in Beziehung auf den aufrechten Gang gewährt, weit überwogen.

b) Hängt mit dieser Richtung der Mutterscheide eine andere Eigenheit des menschlichen Weibes zusammen, nähmlich die nach vorn gerichtete Mündung ihrer Harnröhre, die sich auch nicht, wie Blumenbach selbst bei den menschenähnlichsten Affen fand, in die Scheide selbst, sondern über dem Eingange zu derselben zwischen den Schamlefzen öffnet *c*), und endlich folgt

c) aus dieser eigenthümlichen Lage der Mutterscheide, daß die *venus obversa* für den Menschen die natürlichste sei, obgleich er nach Willkühr und Bedürfniß die Schranken dieser Natürlichkeit übertreten und eine andere mögliche Form für dieses Geschäft wählen kann, ja nicht selten wählen muß, wenn eine zu starke Neigung des weiblichen Beckens nach vorne, oder andere Umstände es ihm nicht erlauben, seine zeugenden Beweise anders als a posteriori zu führen *d*).

2) aber unterscheidet die weiblichen Genitalien von den thierischen der ausschließliche Besitz oder die eigenthümliche Beschaffenheit mancher Theile.

a) Ausschließlich eigen ist wohl dem physisch-jungfräulichen Mädchen die Scheiden-klappe (hymen) und dem Weibe überhaupt die, durch deren Verletzung, entstehenden caruncula myrtiformes, da man selbst bei den Affenweibchen von beiden Theilen keine Spur entdeckt hat *e*).

b) Nicht ausschließlich eigen ist dem menschlichen Weibe der Kitzler, obgleich noch Linné das Gegentheil versicherte, aber doch von auffallender Kleinheit, so wie sie bei vielen der übrigen Säugthiere, nahmentlich der Aeffinnen und Cetaceen eine unverhältnißmäßige Größe zeigt *f*). Dasselbe gilt

c) von den inneren kleinen Schamlippen oder Wasserlefzen (Nymphae), die sich ebenfalls bei mehreren weiblichen Thieren, nahmentlich beim Mandril, und Mongus entdecken ließen *g*).

d) Die Gebärmutter des menschlichen Weibes aber zeichnet sich vor der aller andern Säugthiere durch die Stärke und Derbheit ihrer Textur aus, indem sie bei den letzteren dünnhäutiger mit einer wahren Muskelhaut versehen ist, und fast durchgehends von der Gestalt der Gebärmutter des Weibes abweicht *h*).

a) Indeß weichen schon die Zeugungstheile der menschenähnlichsten Affen, z. B. des Schimpanse in ihrer Bildung von den menschlichen ab, durch den Mangel des herabhängenden Skrotum, des Bändchens, den Knochen in der männlichen Ruthe, durch die zurückziehenden Muskel derselben u. s. f. S. Tyson a. a. O. S. 95. fig. I. Wiedemann's Archiv für Zoologie u. s. f. B. 1. St. 1. S. 28 ff. Camper Naturgeschichte des Orang utang S. 111 ff.

b) Es

b) Es versteht sich, daß hier immer bloß von der Normalbildung die Rede seyn kann.

c) Eine Eigenheit, worauf schon Aristoteles seinen Canon baute: quae retro mingunt, etiam retro coeunt, welcher indeß z. B. beim Igel u. s. f. seine Ausnahme leidet. Daß er sich aber auch bei dem menschlichen Weibe gewisser Maßen bestätiget, das wissen die Geburtshelfer! —

d) Auch ein Beweis von der höheren Subjectivität des Menschen, indem er sich von dem mechanischen Drange, den die Organisation begründet, bei diesem Geschäfte loszumachen und seine Umarmungen in allen möglichen Formen zu vollziehen weiß.

e) Die berüchtigte Fallthüre Haller's, in die er, durch Teleologie verführt, eine moralische Bedeutung hineintrug. Wenn man einmahl auf das cui bono Jagd zu machen Lust hat, so möchte wohl die vom Herrn Prof. Osiander angegebene Bestimmung dieses Theils die vernünftigste seyn. Ein Analogon oder Rudiment dieses Theils findet sich indeß auch in der Stute, dem weiblichen Maulthiere und der Mauleselin. S. Brugnone in den Mém. de l'acad. des scienc. de Turin. T. IV. S. 406.

f) Blumenbach's vergleichende Anatomie §. 331.

g) Haller Element. Physiol. Lib. XXVIII. S. 80.

h) Haller a. a. O. T. VII. P. II. S. 56.

§. 60.

Die menschliche Leibesfrucht selbst unterscheidet sich, außer ihrer eigenthümlichen Gestalt, von den Leibesfrüchten anderer Säugthiere

1) durch die eigene Textur des Mutterkuchens,

2) durch die Länge des Nabelstranges und die einzige Nabelvene,

3) durch

3) durch das räthselhafte Nabelbläschen, welches allen menschlichen Embryonen, nach der Ordnung der Natur, bis zum vierten Monate nach der Empfängniß, wo es verschwindet, gemeinschaftlich ist, und nicht so wohl mit der Harnhaut der übrigen Säugthiere, als vielmehr mit dem Dottersacke des bebrüteten Küchelchens Aehnlichkeit hat *a*).

Hiermit dürften wir dann den anatomischen Theil der Anthropographie beschließen, in welchem wir die objectivste Seite des menschlichen Organismus aufgefaßt, und die Eigenheiten in der äußern und inneren Bildung desselben, folglich auch die naturhistorischen Charaktere des Menschen kennen gelernt haben. Wir gehen daher jetzt zu der Seite desselben über, von welcher er sich noch interessanter macht, zu dem regen Spiele seines vielseitigen Lebens selbst, dessen mancherlei Modificationen, die ihn über die Thiere emporheben, wir einer genauen Aufmerksamkeit würdigen, und dadurch die physiologisch entdeckbaren Eigenheiten des Menschen darzustellen suchen werden.

a) Blumenbach's kleine Schriften zur vergleichenden Physiologie, Anatomie ꝛc. gehörig; übers. von Gruber. 1800. S. 25 ff. und dessen Institut. physiolog. §. 573.

Zweiter Abschnitt.

Eigenheiten des Menschen in Hinsicht seiner thierischen Oekonomie.

Sanctius his animal mentisque capacius altae
Deerat adhuc et quod dominari in caetera posset.
Natus homo est . . . . .

§. 61.

Verbreitsamkeit des Menschen.

Der Mensch, rühmt man, ist überall zu Hause, so weit die Erde etwas Lebendiges trägt, er lebt und dauert aus unter allen Himmelsstrichen; er genießt im ungestörten Frohsinne die Fülle seines Daseyns unter Afrika's brennender Sonne, wie im durchdringenden Froste der Eiszone, in tiefen Abgründen und unterirrdischen Wohnungen, so wie auf hohen Gebirgen bis zur Schneegränze hin, wo alles organische Leben zu erstarren anfängt. Und überall unter dem entgegengesetzten Einflusse der äußeren Umgebungen des Menschen geht im harmonischen Einklange die rege Wirksamkeit seiner Functionen vor sich; überall hin begleiten ihn Gesundheit und Wohlseyn, wenn er ein Klima mit dem andern vertauscht und nicht zufällige und unerwartete feindliche Einflüsse sein Leben angreifen;

kurz er hat das Vermögen, in jedes Klima leicht einzuarten, ein unverkennbarer Vorzug der menschlichen Organisation, dessen kein organisches Wesen mit uns in gleichem Maße genießt.

§. 62.

Die erste Frage, welche wir bei dieser physiologischen Untersuchung aufwerfen müssen, muß, bei jeder angeblichen Thatsache, die seyn: ob es auch mit dem gepriesenen Vorzuge des Menschen seine völlige Richtigkeit habe? ehe wir uns in die Erklärung der Thatsache selbst einlassen können. Wahr ist es aber, daß der Mensch in den verschiedensten Graden der äußeren Temperatur lebt und ausdauert, an den Ufern des Senegal in einer Hitze, die den Weingeist zum Kochen bringt; in der Hudsons und Davisbay, in Kamtschatka und dem nördlichsten Asien in einer Kälte, die den concentrirtesten Weingeist, die selbst das Queckſilber gefrieren macht *a*): daß er, seiner relativen Gesundheit übrigens unbeschadet, unter sehr feindseligen klimatischen Einflüssen, z. B. in einer feuchten, durch Ausdünstungen verdorbenen Luft u. s. f. lebt und ihnen trotzt *b*); die Verbreitsamkeit des Menschen ist also im Ganzen keinem Zweifel unterworfen. Indeß läßt sich die Behauptung noch in Anspruch nehmen, daß diese Verbreitsamkeit dem Menschen so leicht und schnell gelinge, und daß beides ihm ausschließlich eigen sei, denn so sehr leicht lernt doch der Mensch ein fremdes, zumahl ein entgegengesetztes Klima nicht ertragen; erst muß sein Organismus eine ziemlich bedeutende Revolution bestehen, ehe er sich frei und ungestraft den neuen kli-

ma-

matischen Einwirkungen aussetzen darf: und jede Revolution kann bekanntlich nur in einer gewissen Zeit geschehen. So gebraucht der Fremde, der sich an das ägyptische Klima gewöhnen will, wenigstens zwey Jahre Zeit, unter deren Verlaufe er vorzüglich Hautübeln, Augenentzündungen, Diarrhöen und Ruhren unterworfen ist *c*). Was den Europäern begegnet, wenn sie ihr Klima mit dem heißen Himmelsstriche von Afrika, Ostindien u. s. w. vertauschen, ist bekannt genug *d*), und spricht sehr gegen die leichte Art der Verbreitsamkeit, die den Menschen auszeichnen soll. Europäische Frauenzimmer sind höchst selten im Stande, den unmittelbaren Uebergang aus Europa in Guinea zu ertragen *e*). Alle diese Thatsachen beweisen daher zur Genüge, daß die behauptete leichte und schnelle Verbreitsamkeit und bewundernswürdige Biegsamkeit des Menschengeschlechts eine bedeutende Einschränkung erleiden müssen.

a) E. A. G. Zimmermann. Specim. Zoolog. geograph. L. B. 1777. C. I. §. 2.

b) Z. B. in den Minen von Potosi, auf St. Thomas, Portobello, in mehreren Gegenden von Amerika.

c) *Desgenettes* histoire médicale de l'armée d'orient. Paris an. X.

d) *Schotte* on the synochus atrabilioſa etc. 1782. S. 40. 107. u. a. m. O. *Lind* on diseases incident. to Europeans in hot climates. Lond. 1768. und andere Schriftsteller.

e) Blumenbach de generis h. varietate nat. Ed. III. p. 129.

§. 63.

Es ist aber ferner noch nicht einmahl außer allen Zweifel gesetzt worden, ob der Mensch in Hinsicht der Verbreitsamkeit von keinem anderen organischen Wesen übertroffen werde. Denn 1) können sogar Pflanzen eine auffallende Umschaffung des Klimas ertragen. Manche Bäume und Kräuter sehr warmer Gegenden, z. B. die Kirsche, die Aprikose aus Armenien, die Pfirsche aus Persien, die Kartoffel aus Chili in Südamerika, die Phasele aus Ostindien, haben sich in unserm Klima angesiedelt, und mehrere der besagten Pflanzen wachsen selbst in dem kalten Norden. Man erinnere sich ferner an die weite Verbreitung mehrerer Gekreidearten, des schwarzen Nachtschattens (solan. nigrum), der Zostera, des Mais u. s. f. *a*), 2) gibt es auch mehrere Thierarten, die es dem Menschen an Verbreitsamkeit beinahe gleichthun, vorzüglich der Hund, das Schwein, der Fuchs, Wolf, Ochse, Schaf, Pferd, Ziege, Katze u. s. f. *b*); 3) können auch manche Gewächse und Thiere die dem Menschen ausschließlich zugerechnete Verbreitsamkeit nicht zeigen, weil sie bei weitem kürzer leben, als er; überdieß fehlt den Gewächsen das dazu nothwendige Vermögen der selbstständigen Locomotivität, und den Thieren der innere Trieb, dieß Vermögen zu äußern; denn wo ihr Fraß, da ist ihr Wirkungskreis. 4) Ist bei dieser Frage nicht zu übersehen, das Menschen, Thiere und Pflanzen, deren Heimath in der heissen Zone liegt, überhaupt den Uebergang aus diesem Klima in ein viel kälteres bei weitem schwerer ertragen, als wenn der umgekehrte Fall eintritt, worüber das Beispiel der

dem

dem Menschen übrigens so nahe kommenden Affen, der Elephanten, der Neger u. s. f. uns hinlänglich belehrt. Dessen ungeachtet ist bei allen diesen Einschränkungen (§§. 62. 63.) die Ausdauer des Menschen unter so mancherlei entgegengesetzten klimatischen Einflüssen zu bewundern, da in seinem Organismus die grösste Mannigfaltigkeit von Functionen vereinigt ist, und auf dem dynamischen Gleichgewichte derselben sein gesundes Daseyn beruht.

a) vergl. Ith's Anthropologie. Ausg. 2. 1803. §. 136. S. 519. Treviranus a. a. O. B. 2. S. 51 u. 127.

b) Man sehe den Beweis hiervon in Zimmermann's vortrefflichen Werke: Geographische Geschichte des Menschen und der allgemein verbreiteten vierfüßigen Thiere. 3 Bde. Leipz. 1778. wo man eine auf Thatsachen gegründete Stufenfolge in der Verbreitsamkeit der Thiere finden wird. Vergl. Treviranus a. a. O. B. 2. Abschn. 2.

§. 64.

Worauf gründet sich denn die Verbreitsamkeit des Menschen, die er freilich nicht ausschließlich, aber doch in so hohem Grade besitzt? Gewöhnlich begnügt man sich mit der Erklärung dieses Factums aus der großen Biegsamkeit der menschlichen Organisation, deren Grund man denn ferner in der ausnehmenden Geschmeidigkeit des Zellgewebes findet *a*); eine Erklärung, die schon deshalb fehlerhaft ist, weil sie bloß die objectivste Seite des Menschen auffaßt und die subjective ganz aus den Augen verliehrt; der Mensch aber wirkt durch die rege Thätigkeit aller Modificationen seines Lebens den Einflüssen der äußern Natur entgegen; davon abgesehen, daß jene Erklärung bei den übri-

gen

gen allgemein verbreiteten Thieren schwerlich ihre Anwendung finden würde. Da indeß die Einwirkungen des Klimas auf den menschlichen Organismus materiell sind, und diese die objectiven Functionen, von denen die Existenz des Organismus unmittelbar abhängt (§. 32), zunächst treffen, so verdienen die letzteren zuerst unsere Aufmerksamkeit. Diese Functionen nun erleiden in ihrem gegenseitigen Verhältnisse, innerhalb den Gränzen der Gesundheit, durch veränderte klimatische Einflüsse eine allmählige **Umbildung**, weil alle Erregbarkeit in ihren mancherlei Formen durch Erregung modificirt wird (§. 23 und 27), setzen sich dadurch mit den äußeren Einwirkungen ins Gleichgewicht und begründen die Gewöhnung an das Klima. Diese Idee wird durch eine leicht anzustellende Vergleichung des verschiedenen Verhältnisses der Se- und Excretionen, der Nahrungsmittel, der äußeren Gestalt, Farbe, Haare u. s. f., der Völker aus entgegengesetzten Zonen auffallend bestätiget *b*). In kalten Gegenden haben z. B. die desoxydirenden, in heissen aber die dephlogistisirenden Ausleerungen das **Uebergewicht** *c*) u. s. f. Je länger und tiefer nun diese **Umbildung** der ursprünglichen Verhältnisse der organischen Functionen eingewurzelt ist, desto schwieriger ist der Rückganz zu dem Normaltypus, von welchem sie ausgieng und dessen Veränderung sie in der äußeren Gestalt ausspricht, und desto unausbleiblicher ist ihre Fortpflanzung durch die Zeugung; diese **Umbildung** ist aber um so leichter, je weniger der menschliche und thierische Organismus von seiner eigenthümlichen Urform abgewichen ist. Die Anwendung hiervon auf Menschen- und Thierrassen, und deren größere oder geringere Un-

veränderlichkeit durch veränderte klimatische Einflüsse, ist leicht und wird uns in der Folge noch beschäftigen. Diese Umbildung der objectiven Functionen, ohne Störung der Gesundheit, wird nun noch erleichtert durch die Unbeschränktheit des Menschen in der Wahl seiner Nahrungsmittel (§. 58), in welcher er ebenfalls nach dem Bedürfnisse des Klimas geleitet wird. Daher kommen Thiere, die, wie der Hund und das Schwein, keine Kostverächter sind, dem Menschen an Verbreitsamkeit so nahe *d*). — So viel von der Begründung der Verbreitsamkeit des Menschengeschlechts durch die objectiven Functionen.

a) Ludwig a. a. a. §. 272.

b) Das Gesetz der Gewohnheit beruht überhaupt auf dieser allmähligen Umbildung der Verhältnisse der organischen Functionen, so wie ihre Macht durch die organische Trägheit begründet wird. Daher ist das bisher Gesagte nicht allein auf thierische, sondern auch auf vegetabilische Organismen anwendbar, und die Veränderungen in der Gestalt, Farbe u. s. f., welche dieselbe Pflanze unter verschiedenen Himmelsstrichen erleidet, sind bekannt, und als ein Resultat des durch das Klima veränderten Verhältnisses ihrer organischen Functionen zu beurtheilen.

c) Man sehe hierüber mehrere durchdachte Bemerkungen, zumahl in Beziehung auf die Temperatur des Klimas in Hrn. Dr. Becker's Preisschrift von den Wirkungen der äußeren Wärme und Kälte auf den lebenden menschl. Körper. Gött. 1804. §. 8 §. 12. u. ff. Man wird hier meine, nur kurz ausgesprochenen Ideen, durch viele Facta bestätiget finden.

d) Und umgekehrt stehen ihm hierin Thiere nach, welche z. B. wie der Hase und Hirsch, nicht jede Art von Laub fressen, oder das Schaf, welches sich oft aus Unvorsicht auf der Weide vergiftet. — Je mehr

sich

sich also ein Thier dem Charakter eines Omnivor's nähert, desto mehr Verbreitsamkeit kommt ihm, alles Uebrige gleichgesetzt, zu.

§. 65.

Vollkommnere Thiere und Menschen aber werden noch überdieß durch ihre subjectiven Functionen einer größeren Verbreitung und Ausdauer fähig. Beide können, durch unangenehme und peinliche Gefühle belehrt, den feindlichen Einflüssen der äußeren Welt entfliehen, und was von Seiten der übrigen Thierwelt ihre Existenz bedroht, durch Muskelkraft, deren Determination von den subjectiven Functionen abhängt, und durch natürliche und künstliche Waffen bekämpfen. Diese zweite Beschränkungsart der Einflüsse der Außenwelt hat also der Mensch mit den meisten Thieren gemein, so wie er die erstere (§. 64) mit allen lebenden Geschöpfen theilt. Auf eine noch höhere Stufe erhebt sich aber im Menschen dieses, auf den subjectiven Functionen beruhende, Vermögen, den äußeren Einwirkungen zu begegnen, indem die Sensibilität in ihm sich zur Intelligenz und Freiheit veredelt (§. 33). Durch Einsicht also und durch die Vortheile seiner aufrechten Gestalt unterstützt kann der Mensch eigenmächtig bis zu einem gewissen Grade in die Wirkungen der äußeren Natur eingreifen, ihre eignen Waffen gegen sie selbst kehren und mit seinen Umgebungen Veränderungen vornehmen, die ihm seine Verbreitung und Ausdauer erleichtern. Er kann Wälder lichten und ausrotten, er Sümpfe trocknen und urbar machen, er Wüsten in Gärten verwandeln, den Flüssen

Gestade, den Meeren und Seen Dämme setzen, er kann also die Schädlichkeiten des Bodens und Klimas verbessern; das kann kein anderes Thier, selbst das menschenähnlichste nicht, dem dazu von der Natur die Thüre verschlossen wurde *a*). Auf dreifache Art beherrscht also der Mensch die äußere Natur und sichert sich dadurch seine große Verbreitsamkeit.

a) Eine Beschränkungsart, von welcher zumahl der cultivirtere Mensch Gebrauch macht, weil er sie im Durchschnitte auf Kosten der übrigen beiden gewinnt. Der rohe Wilde trotzt den Angriffen der äußeren Natur durch Muskelkraft und größere Energie in den niederen Functionen, die durch die höheren nicht, wie im Zustande der Kultur, besonders beschränkt werden.

§. 66.

Mit diesem Vorzuge der Verbreitsamkeit des Menschen steht, wie ich schon oben (§. 63. 3) angedeutet habe, in einem bestimmten Verhältnisse, das langsame Wachsthum, die langdauernde Kindheit und späte Mannbarkeit, folglich auch, den Gesetzen der Natur gemäß, das späte Lebensziel *a*). Bei keinem anderen Säugthiere wird so sehr spät des Lebens Gipfel erreicht, weil keines so mannigfaltige Formen des Lebens in sich vereinigt, und keines zu einem solchen Maximum von Sensibilität gelangt, dem im Menschen alle übrige Lebensäußerungen untergeordnet sind. Dieses Uebergewicht der sensibeln Thätigkeit kündigt sich schon im zarten, so eben geborenen, Kinde durch die Größe und mannigfaltige Organisation des Gehirnes an (§. 53 ff.), welches überhaupt in seinen Functio-

etionen vor allen blos thierischen Verrichtungen einen bedeutenden Vorsprung gewinnt *b*). Daher das späte Verwachsen der Schädelknochen, der späte Ausbruch der Zähne u. s. f. Und eben auf dieser durch das ursprüngliche Uebergewicht der Sensibilität verursachten Verzögerung der Ausbildung des Körpers beruht nun auch die später, als bei allen andern Säugthieren, eintretende Reife zu den Geschlechtsfunctionen, zu denen indeß der Trieb lange vor der Vollendung des Individuums wider den Willen der Natur aufgeregt werden kann *c*).

a) Wenn man nähmlich der einfachen Wahrheit zu widersprechen nicht geneigt ist: daß ein Geschöpf desto länger lebt, je länger es getragen wird, je langsamer es wächst, je später es die Fortpflanzungsfähigkeit erlangt und sein gänzliches Wachsthum vollendet. Man vergleiche das langsame Wachsthum der hundertjährigen Eiche mit dem schnellen Aufblitzen der Pilze u. s. f.

b) "Ehe das Kind gehen lernt, lernt es sehen, hören, greifen und die feinste Mechanik und Meßkunst dieser Sinne üben." Herder a. a. O. S. 227.

c) Daß bei den besagten Erscheinungen und nahmentlich bei dem langsamen Wachsthum des Menschen sehr viel auf das ursprüngliche Uebergewicht der Sensibilität gerechnet werden müsse, beweist auch die Bemerkung, daß es kein zuverlässigeres Mittel zur Verkrüppelung des Kindes gibt, als die unüberlegte, zu frühe Anstrengung der Geisteskräfte desselben, wo also das gehörige Verhältniß, in welchem die Natur die niedern Functionen durch die sensibeln zu fesseln versteht, durch Unvorsicht überschritten wird. Es bestätigen ferner jenen Satz die Erscheinungen während der Evolutionsperiode des wachsenden Menschen und die frühere Ausbildung des schönen Geschlechts, welches in Hinsicht auf jenes ursprüngliche Uebergewicht der Sensibilität dem männlichen offenbar untergeordnet ist.

§. 67.

§. 67.

Wenn wir aber dem Menschen als eine Auszeichnung das späte Lebensziel (§. 66) vergönnen, so kann dieß nur in Beziehung auf die mäßige Größe seines Körpers geschehen, weil ihm sonst der Elephant, der sein Leben wahrscheinlich auf zweihundert Jahre bringen kann, hierin nichts nachgeben würde; indeß wiegt dieses Thier im zwanzigsten Jahre schon sieben tausend Pfund. Uebrigens dürfen wir den Menschen in Hinsicht dieses Prärogativs auch nicht mit anderen Thieren ohne Ausnahme vergleichen, obschon deren Körpermasse die menschliche nicht überwiegt *a*). Wir müssen ferner das absolute Lebensziel, oder den Zeitpunkt, in welchen bei ungestörtem Gange der vollkommenen Natur der Tod des Menschen fallen sollte, wohl unterscheiden, von dem relativen, oder von dem Zeitpunkte, in welchen der Tod der meisten Greise wirklich fällt. Die genaue Bestimmung jenes ersten Zeitpunktes hält schwer *b*); das relative Lebensziel aber läßt sich auf vier und achtzig bis hundert Jahre festsetzen, wenigstens, wenn man auf die Resultate der meisten Europäischen Todtenlisten fußen will *c*). Indeß sterben selbst die meisten Greise, welche dieses Ziel erreichen, nicht die Euthanasie, oder den Tod ohne Krankheit; sondern zufällige Krankheitsursachen raffen sie weg. So wie überhaupt bei Thieren, die sich selbst und der Natur überlassen sind, die Euthanasie häufiger vorkommt: so ist es auch von den Wilden und Halbwilden mit vieler Wahrscheinlichkeit voraus zu setzen, daß sie (zufällige gewaltsame Ursachen des Todes abgerechnet) dem natürlichen Lebensziele

näher kommen, als kultivirte Menschen *d*). Auch lebt, im Ganzen genommen, das Weib länger, als der Mann, weil die subjective Beschränkung des Reproductionsprocesses bei jenem schwächer ist, als bei diesem (§. 66). Endlich darf nicht übersehen werden, daß die enger zusammengezogenen Bande der menschlichen Gesellschaft, außer der höher getriebenen Kultur, auch überdieß eine Menge von Krankheitsursachen hervorbringen und begünstigen, von denen der Nomade und der ungesellig lebende, harte Barbar nichts wissen *f*). Ob wohl die Longaevität der Menschen vor der Fluth die unsrige so bedeutend überwiegen mag, als man sonst geglaubt hat *g*)?

a) Die Vergleichung paßt z. B. nicht mit mehreren Fischen und Amphibien. Niebuhr sah zu Surate eine Schildkröte, welche 125 Jahre alt war. S. dessen Reise u. s. f. Bd 2. S. 72. Schlangen und Krokodile wachsen sehr langsam und zu einer ungeheuren fast riesenmäßigen Masse. — Indeß ist auch die Lebensdauer mancher Vögel, z. B. Krähen und Raben, so wie mancher Säugthiere, z. B. des Hirsches bis zum Mährchenhaften übertrieben worden, wie selbst der übrigens so leichtgläubige Plinius bemerkt a. a. O. §. 49. Wenn aber die Büffonsche Regel, daß ein Thier ungefähr acht mahl so lange lebt, als zu dessen Wachsthum erfordert wird, überall ihre Anwendung fände, so würde z. B. das auf 700 Jahre hin und wieder geschätzte Leben des Hirsches, der in 5-6 Jahren zu seiner völligen Ausbildung gelangt, auf ungefähr 40 Jahre zusammenschmelzen.

b) Dürfen wir von der eben gedachten Büffonschen Regel Gebrauch machen, so würde das absolute Lebensziel der Menschen beinahe an zweihundert Jahre reichen. Aber wir kennen freilich kein historisch erwiesenes Beyspiel, daß ein Mensch bis zu diesem Termin gelebt hätte. Wenigstens kommen ihm doch die ältesten Menschen, von deren Lebensalter wir authen-

thentische Nachrichten besitzen, sehr nahe, z. B. Jenkins Philosoph. Transact. N. 221), der, ohne Veränderung der Lebensart, vielleicht noch über 169 Jahre gelebt hätte. Ein Wallache, Petrus Zart von Revereſch, starb im 185 Jahre seines Alters. S. Göttingisches histor. Magazin. B. I. S. 224. Mehrere Beyspiele von sehr alten Menschen, siehe außer den Verzeichnissen eines Plinius a. a. O. Lucian, Bacon, Haller, Süßmilch bei Ludwig a. a. O. §. 410.

c) Blumenbach Instit. physiol. §. 665. — Anders, als durch Vergleichung der Sterbelisten läßt sich auch dieses für uns wichtigere, relative Lebensziel nach den Gesetzen des Wahrscheinlichen nicht bestimmen. Der Erste, welcher auf diese Benutzung der Todtenlisten aufmerksam machte, und aus denselben physiologische, pathologische und politische Folgen zog, war der Londner Tuchmacher J. Graunt s. Natural and political observations made upon the bills of mortality. Lond. 1662. 4. Er fand sehr bald zahlreiche Nachfolger, durch deren gesammte Bemühungen die s. g. politische Arithmetik entstanden ist, die denn wieder zur Erfindung der Tontinen, Leibrenten und Annuitäten Gelegenheit gab.

d) Eine sehr wahre Bemerkung, die Segnitz macht (über Naturtrieb und Denkkraft der Thiere. S. 35). Vergl. Blak's Vergleichung der Sterblichkeit des menschlichen Geschlechts in allen Altern ꝛc. Lpz. 1789. S. 31 ff. und Hufeland im neuen deutschen Merkur. 1795. Febr. S. 133. Durch die steigende Kultur nähmlich, die endlich in Luxus ausartet, gewinnen die subjectiven Functionen über die productiven ein größeres Uebergewicht und werden meistens auf Kosten der letzteren gesteigert, obgleich es einzelne glückliche Ausnahmen von dieser traurigen Regel gibt.

e) S. Kritter im Göttingischen Magazin der Wissenschaften und Litteratur. 2r Jahrg. 1781. St. 2. S. 229. Deparcieux essay sur la probabilité de la durée de la vie humaine. Par. 1746. p. 40. 56. Vergl. Osianders Annalen u. s. f. vom Jahr 1800. Göttingen 1804. S. 402. Ueber die Amerikanerinnen vgl. Dobrizhoffer historia de Abiponibus. Pars II. p. 51.

f) Man

f) Man übersehe das ungeheure Heer von Todesursachen in den Sterblisten (Ludwig a. a. O. §. 419 u. ff.) und berechne die Verwüstungen, welche nahmentlich einzelne Krankheiten angerichtet haben und noch anrichten, z. B. die Blattern. S. Langen's Unters. der Ursachen, warum die meisten Menschen in ihrer Kindheit sterben. Coppenhag. 1773. Daignan von den Krankheiten des mannbaren Alters. Aus dem Franz. Gera 1789. Blak a. a. O. Jurin über die Pocken.

g) Man hat drei Auflösungen des Räthsels versucht, warum die antidiluvianischen Menschen ein so unglaublich hohes Alter erreichten? Die erste Parthei glaubte den Grund davon zu entdecken, in der von der unsrigen ganz verschiedenen Chronologie der Menschen vor der Sündfluth, eine Bemerkung, die schon Plinius machte. *Buddei* histor. eccleſiast. Vet. Test. T. I. Hal. 1744. p. 134. Und nach dieser Ansicht schrumpfte denn das hohe Alter der Patriarchen in die gewöhnlichen Gränzen zusammen. Die zweite Erklärungsart fand Büffon mit Burnet und Whiston in der damahligen Beschaffenheit der Erde, die dem individuellen Leben günstiger war, als jetzt. Endlich nahm J. Gesner (*De termino vitae.* Tigur. 1748. §. 6) zu der bequemsten Erklärungsart seine Zuflucht, zur Vorsehung Gottes, in dessen Plane es lag, unsere Urväter so lange leben zu lassen.

§. 68.

Bis hieher haben wir die Eigenheiten im Ganzen des menschlichen Organismus und seiner Functionen angedeutet; wir wenden uns jetzt zu den auszeichnenden physiologischen Erscheinungen, die in einzelnen Gegenden desselben auftreten. Dahin gehört zuerst die merkwürdige Beobachtung *a*), daß der menschliche Körper des Morgens nach dem Genusse des Schlafes einen Queerfinger und darüber höher ist als am Abend; eine Eigenheit,

die

die an keinem andern Thiere beobachtet worden ist und von der aufrechten Stellung des Menschen abzuhängen scheint *b*). Zweitens aber zeichnen sich die Geschlechtsverrichtungen der menschlichen Gattung durch Merkwürdigkeiten aus, die ebenfalls bei keinem andern Thiere angetroffen werden. Dahin gehört

1) der Mangel der Brunstzeit *c*). Der Mensch, zumahl der kultivirte, behauptet hierin seine Individualität mehr, als jedes andere Thier, indem er nicht von einer blinden Nothwendigkeit gezogen, sondern freiwillig, zu jeder Zeit der Venus opfern kann. Mit dieser Eigenheit scheinen in ursachlicher Verbindung zu stehen

2) bei dem Manne die nächtlichen Entsamungen, wodurch er sich von dem lästigen Bedürfnisse der Befriedigung des dringenden Geschlechtstriebes loskauft, so wie im Gegentheile

3) das Weib durch die ihm eignen periodischen Blutausleerungen oder Regeln jener thierischen Nothwendigkeit zu entfliehen scheint. Diese Eigenheit des weiblichen Geschlechts, welche schon Plinius unbedingt anerkannte *d*), ist von einigen Neuern, nahmentlich von Büffon, auf zwiefache Art angefochten worden; indem man erstlich den periodischen Blutfluß auch bei Affenweibchen wollte beobachtet haben, und zweitens sein Daseyn bei den Weibern mehrerer, zumahl Amerikanischer Völkerschaften durchaus läugnete; beide Irrthümer

mer aber sind bereits hinlänglich berichtiget worden *e*).

a) Welche zuerst ein Englischer Geistlicher, Nahmens Wasse, im Jahre 1724 machte. S. Philosoph. transactions. T. 33.

b) Die Ursache dieser Ungleichheit der körperlichen Größe des Menschen in beiden Zeitpunkten findet Marherr sehr richtig in der Compressibilität der Intervertebralknorpel. S. dessen Praelectiones in Boerh. Inst. Vol. III. §. 475.

c) Indeß will doch auch Le Vaillant bei seinen Affen Kees keine regelmäßige Brunstzeit beobachtet, sondern ihn, wie den Menschen, zu aller Zeit zur Begattung aufgelegt gefunden haben. S. dessen Reise ins Innere von Afrika vom Cap aus in den Jahren 1780-85. Thl 3.

d) Solum autem animal menstruale mulier est a. a. O. §. XIII.

e) S. Blumenbach's Instit. Physiol. S. 426 u. ff. Adr. v. Berkel's Beschreibung seiner Reisen nach nach Rio de Berbice und Surinam. Kap. 4. S. 46.

§. 69.

Nach dieser Bestimmung der Eigenheiten des Menschen in seinen objectiven Functionen (§. 32) müssen wir doch auch einige Blicke werfen auf seine Sensibilität, obgleich eine ausführliche Betrachtung der ihr angehörigen Functionen in die Anthroponomie gehört (§. 6). Die Functionen der Sensibilität aber haben das Eigne, daß sie durch subjective Bewegung vermittelt, an und für sich nur dem inneren Sinne kund werden, und dem äußeren bloß in so fern erscheinen, als sie die objectiven Functionen des Organismus modificiren, und entweder

in

in der Muskelbewegung oder in der subjectiven Beschränkung und Verstärkung der Reproduction sich offenbaren (§. 34). An diese letzteren Aeußerungen, durch welche die Wirksamkeit der Sensibilität sich objectivirt, müssen wir uns halten, wenn wir eine Vergleichung der sogenannten Seelenkräfte bei dem Menschen und den Thieren anstellen wollen. Philosophisch müssen wir unsere subjectiven Vorzüge bloß durch das innere Wort anerkennen. Als Naturbeobachter aber finden wir, daß dem Menschen

1) der Instinct und Kunsttrieb fehlen *a*). Sollte aber der Mensch nicht alle Instinkte in sich vereinigen, da er alle Sinne in einer glücklicheu Mischung und Harmonie besitzt (§. 56)? Und möchte nicht etwa das ursprüngliche Uebergewicht Eines Sinnes bei den Thieren das bisher räthselhafte Phänomen des Instinctes begründen *b*)? Aber freilich dürften bei dieser Erklärungsart der Naturtriebe die ganze Organisation und der Mechanismus der Bewegungswerkzeuge nicht aus den Augen verloren werden, eben so wenig, als man von der Beschaffenheit mancher, auf die Kunsttriebe sich beziehenden, Secretionen abstrahiren darf *c*). Der einseitige und unveränderliche Kunsttrieb der Thiere aber erhebt sich im Menschen zur Erfindsamkeit, die er selbst im Stande seiner tiefsten Rohheit nicht verläugnet *d*).

2) Benutzt sowohl der rohe als noch mehr der kultivirte Mensch die ganze todte und lebende Natur zu den Zwecken seiner Erhal-

haltung und seiner übrigen Handlungen. Mit einem Worte: der Mensch ist Herr der übrigen Schöpfung, und dieß kann er nur seyn vermöge der höher getriebenen Vollkommenheit seiner subjectiven Functionen: denn er bezähmt die furchtbarsten, an Muskelkraft ihm weit überlegenen, Thiere, herrscht über diese nach Willkühr; nimmt nach den verschiedenen Forderungen seiner Bedürfnisse die mannichfaltigsten Veränderungen mit dem Boden vor, den er bewohnt (§. 65) u. s. f.

3) Ist auch die Perfectibilität des Menschen naturhistorisch merkwürdig, die ebenfalls diese Stelle verdient, weil sie sich nur auf die subjectiven Functionen bezieht, und mit den vorhergehenden beiden Eigenheiten zusammenhängt. Eben deßhalb, weil der Mensch durch kein ursprüngliches Vorherrschen irgend eines Sinnes an eine einseitige Richtung seiner sensibeln Thätigkeit gebunden ist, kann er sowohl Einen, als alle Sinne vorzüglich kultiviren e), und weil er überhaupt die höchste Stufe der Sensibilität einnimmt, so kann er sich seines Körpers zu allen Künsten und Geschicklichkeiten bedienen, die so oft unsere Bewunderung erregen.

4) Was aber den Menschen von Seiten seiner subjectivsten Functionen am meisten über das Thier erhebt, was den Character der Vernünftigkeit am stärksten ausspricht, ist, wie Herder sagt, das göttliche Geschenk der Rede, oder das Vermögen, Begriffe sinnlich zu bezeichnen, welches Verstand und

sein Princip, die Vernunft, voraussetzt *f*). Denn der sinnliche Ausdruck der Empfindungen fehlt auch dem Thiere nicht, weil es nach der Gewalt der äußeren Eindrücke seine Stimme modificiren kann g). Aber selbst dem menschenähnlichsten Thiere, dem Orang utang, ist schon durch den Bau seiner Stimmorgane die Sprache versagt *h*). Wie aber die menschliche Sprache mit dem Denken nnd dem willkührlichen Ausdrucke der Worte durch Gebärden und Schrift zusammenhänge, das kann erst in der Authroponomie gehörig erläutert werden, wenn wir hier die Schranken der Anthropographie nicht überschreiten wollen.

a) Herder a. a. O. S. 225.

b) Schon Moscati a. a. O. gerieth auf diesen gewiß nicht ganz verwerflichen Gedanken, so wie ein Ungenannter in Rahus gemeinnützigen medic. Magazine 2. Jahrg. 1. u. 2. St. S. 10–15. — So gewiß auch alle Instinkte auf die beiden Haupttriebe der Selbsterhaltung und Fortpflanzung sich zurückführen lassen, und so gewiß diese auf dem Daseyn des sensibeln Systems überhaupt beruhen; eben so gewiß müssen doch die besondern Richtungen jener allgemeinen und unbestimmten Triebe aus der vorzüglichen Entwickelung irgend eines Sinnorgans hergeleitet werden. Denn warum wird das neugeborne Kind instinctmäßig zum Saugen angetrieben? Weil außer dem Gemeingefühle, wodurch es Hunger und Durst empfindet, und außer dem Geschmacke noch kein Sinn geöffnet worden. Und dieses Instinctartige, warum verliehrt es sich? weil in der Folge eine gleichförmige Ausbildung aller Sinnorgane erreicht wird. Warum ruminirt der Ochs und die ihm verwandten Thiere? weil das Geschmacksorgan seinem unbestimmten Erhaltungstriebe eine besondere Richtung gibt u. s. f. Ich behalte mir indeß die weitere Ausführung dieser Idee vor für meine allgemeine

meine Physiologie, und begnüge mich vorerst, die trefflichen Bemerkungen des Hrn D. Troxler über diesen Gegenstand zu empfehlen, a. a. O. S. 117 u. ff.

c) Was hälfe z. B. dem Ochsen sein auf dem vorschlagenden Geschmacksinne begründeter Trieb wiederzukäuen, wenn ihm nicht die Organisation seines Magens, die sonderbare, zu einem Kanal verschließbare, Rinne u. s. f. bei diesem Geschäfte unterstützten. Besondere Secretionen aber sind nicht bei allen Insekten, die Kunsttriebe äußern, wahrnehmbar, so z. B. nicht bei der Larve des Ameisenlöwen, die ihren Trichter im Sande gräbt und die Häute der ausgesogenen Thierchen wegschnellt, ohne dazu irgend einer Absonderung von Säften zu bedürfen. Der Kunsttrieb ist also wohl nicht ein Surrogat des Geschlechtstriebes! Man erinnere sich auch nur der Spinnen u. s. f., wo der Kunsttrieb mit dem letzteren sich vereiniget.

d) Franklin nannte daher den Menschen bedeutend: "a tool making animal", weil er sich nicht Ein, sondern alle mögliche Werkzeuge nach seinen Bedürfnissen zu verfertigen weiß.

e) Büffon a. a. O. T. 5. p. 282.

f) Was hier nicht weiter bewiesen werden kann, sondern als ein Lehnsatz aus der Transcendental-Philosophie angesehen werden muß. Daß der Mensch aber auch unvernünftig sprechen kann, beweist gerade, daß er vernunftfähig ist oder war: denn die Nachahmung menschlicher Worte bei Papagoyen, Raben u. s. f. kann man eben so wenig für vernünftig, als für unvernünftig halten.

g) Diesen Unterschied zwischen der menschlichen und Thiersprache machte auch sehr richtig Court de Gebelin in Plan général du monde primitif p. 10.

h) Camper in Philosoph. transact. Vol. 69. p. 139 sq. und dessen kleinere Schriften v. Herbell B. 1. S. 2. Wie sehr aber auch der Mensch Gefahr läuft, zu den Stummen der Erde oder den Thieren hinabzusinken, wenn ihm die subjectiven Reize zur Sprache, z. B. durch das Ohr, fehlen, beweist das Beispiel der Taubgebohrnen. S. Herder a. a. O. S. 220.

§. 70.

Da wir, unserem Plane getreu (§. 6. b. β.) in der Anthropographie nur die den Menschen auszeichnenden Functionen der Sensibilität angeben und kurz berühren dürfen, und eine ausführliche Entwickelung der gegenseitigen Verhältnisse der Sensationen und Wirkungen der Intelligenz der Anthroponomie muß vorbehalten werden: so glauben wir hier den physiologischen Theil der Anthropographie beschließen zu können, ohne uns in manche andere Aeußerungen der Sensibilität in den objectiven Functionen des Organismus weiter einzulassen. Dahin rechne ich z. B. Physiognomie und Seelenausdruck, welche doch auch jeden andern Thieren, zumahl den pantomimischen Affen, mehr oder weniger zukommen; ferner den Ausdruck der Empfindungen durch Lachen oder Weinen, worauf in der Anthropohistorie wenigstens beiläufig die Rede fallen muß, und von dem es noch streitig ist, ob er, im Ganzen genommen, dem Menschen als Eigenthümlichkeit dürfe zugerechnet werden. — Wir gehen also jetzt zum dritten Abschnitte der Anthropographie über, welcher uns mit den eigenthümlichen Krankheiten der menschlichen Gattung bekannt macht.

Dritter Abschnitt.

Von den Krankheitsformen, welche dem Menschen ausschließlich eigen sind.

La plupart des maladies, qui affligent l'humanité, sont l'ouvrage de l'homme en société.
ROUSSEAU.

§. 71.

Die Aufnahme dieser Eigenheiten des Menschen in die Anthropographie ist zum Theil oben schon (§. 6. c) kurz gerechtfertigt worden, und es ist gewiß, daß die Krankheiten des Menschengeschlechts mit eben dem Rechte in die Naturgeschichte desselben gehören, mit welchem die von selbst entstehende Wasserscheu in der Naturgeschichte des Hundes, oder die Rindviehpest in der Geschichte des Ochsen vorgetragen werden. Allein die genaue Aufzählung der dem Menschen eigenthümlichen Krankheiten ist eine schwere Aufgabe, weil erstlich die vergleichende Nosologie überhaupt noch so wenig bearbeitet ist, indem wir höchstens die Krankheiten unserer Hausthiere mit Gewißheit kennen a), und weil zweitens die innere Natur der Einheit und des Gleichgewichts der organischen

Functionen, worauf die Gesundheit sich gründet, selbst im Menschen noch so mancher Aufklärungen bedarf, daß wir eben deßhalb auch die mannigfaltigen Störungen dieser Einheit und Harmonie nicht tief genug einzusehen im Stande sind. Indeß glaube ich die Behauptung wagen zu dürfen, daß, die eigentlichen Gemüthskrankheiten und einige in der besondern Structur des menschlichen Körpers gegründete örtliche Fehler abgerechnet, die innere Möglichkeit aller übrigen bei dem Menschen beobachteten Krankheitsformen in dem Organismus der meisten übrigen Säugthiere mit gleichem Rechte müsse angenommen werden, indem diese Möglichkeit bloß in dem Daseyn der organischen Systeme und deren gegenseitigen Verhältnisse ihren Grund findet. So sehr man also auch geneigt sein mag, bei den Menschen ein zahlreicheres Heer von Krankheiten anzunehmen, als bei den übrigen Säugthieren, so getraue ich mir doch, das Urtheil eines Rousseau und Camper ohne Bedenken zu unterschreiben, daß der Mensch als solcher, d. h. so wie er aus der Hand der schaffenden Natur hervorging, nicht mehreren und nicht wenigeren Krankheiten unterworfen sei, als andere Thiere, und daß gerade in den inniger verschlungenen Banden der menschlichen Gesellschaft und in der höher steigenden Kultur die reichhaltigste Quelle der Krankheiten des Menschengeschlechtes zu suchen sei. Denn wenn es wahr ist, was ich oben (§. 32) zu erweisen versucht habe, daß das Bestehen des menschlichen Organismus und die Energie, mit welcher er den äußeren materiellen Einwirkungen entgegenwirkt, zunächst von der Intensität seiner productiven Functionen abhängt;

und

und wenn es ferner gegründet ist, daß die subjectiven Functionen die productiven in eben dem Maße beschränken, als sie an Zahl und Intensität zunehmen, so ist es eine sehr natürliche Folge, daß die steigende Kultur, zumahl wenn sie in Luxus überschlägt, jene ursprüngliche Stärke des menschlichen Organismus merklich herabstimmen und die Störung der Einheit der organischen Functionen um vieles erleichtern müsse, und dieses aus doppeltem Grunde,

1) weil die Kultur das Uebergewicht der sensibeln Functionen begünstiget und erhöht, also die Empfänglichkeit aller Sinne für äußere Eindrücke und die Energie der Geistesthätigkeit zugleich vergrößert.

2) weil die Kultur die Zahl der äußeren ursachlichen Momente der Krankheit vermehrt, indem sie

a) von der subjectiven Seite des Menschen den Krankheiten mehr Eingang verschafft unf folglich die cultivirten Menschen verletzbarer macht, und weil sie

b) auch die objective Seite des Menschen einer größeren Zahl von Krankheiten Preis gibt, die das Resultat der äußeren Wirkungen einer höheren Kultur sind. Dahin gehören die in den mancherlei Gewerben, Handwerken, Künsten u. s. f. liegenden Schädlichkeiten, und so viele andere, welche man aus jeder genauen Sterbeliste kennen lernt *b*). — Auch die Thierkultur zeigt analoge Wirkungen.

Es folgt also hieraus, was eine allseitige Erfahrung bestätiget, daß rohe Nationen und s. g. Barbaren gerade den wenigsten Krankheiten unterworfen sind, und daß sie, wenn ihre Stärke der Macht schädlicher Einflüsse erliegt, am leichtesten wieder genesen; daß also gerade die subjectivsten Vorzüge des Menschen, die ihn erst menschlicher Freuden und Handlungen fähig machen, auch einem größeren Heere von Leiden Thüre und Thore öffnen *c*).

a) Ueber diesen Gegenstand überhaupt s. Oplossing der Vraage door het Bataafseh Genoot schap te Rotterdam tegens d. 1. Mart. 1783. voorgesteld. door — M. D. te Amsterd. 1783. Vergl. Blumenbach's medic. Bibliothek. B. 1. St. 4. 1784. S. 647 u. ff. A. G. Camper s Abhandlung von den Krankheiten, die sowohl den Menschen als Thieren eigen sind, v. Herbell. Lingen 1787. 8 *T. H. Bergmann* primae lineae Pathologiae comparatae. Gotting. 1804 zumahl S. 41 u. ff.

b) Z. B. bei Ludwig a. a. O. S. 274. Frank's System einer vollständigen med. Polizei u. a. m.

c) Zahlreiche Beweise dieses Satzes findet man im Göttingischen histor. Magazin a. a. O. S. 210 u. ff. Und besonders über die Amerikaner bei Dobrizhoffer a. a. O. B. II. S. 46. 51 u. ff. Ulloa, Frezier und mehrere Reisebeschreiber. Daß der früher erregte und befriedigte Zeugungstrieb die Schwäche ebenfalls vermehrt, leidet keinen Zweifel; indeß ist diese unzeitige Evolution ebenfalls eine Folge der Kultur, so gewiß auch andere Ursachen sie herbei führen können.

§. 72.

Wir werden also auch hier bloß diejenigen Krankheiten in unser Verzeichniß aufnehmen, welche

che wir unter uns, im cultivirten Zustande, als wahrscheinliche Eigenheit des Menschen beobachtet haben, ohne uns indeß auf die endemischen und Krankheiten der Stände *a*) einzulassen: weil beide Rücksichten uns zu weit führen würden. Gewöhnlich werden folgende Krankheiten als dem Menschengeschlecht eigenthümlich aufgeführt:

1) Die Gemüthskrankheiten.
   a) Blödsinn und besonders die angeborne Art desselben, Cretinismus.
   b) Verrücktheit und ihre beiden Hauptformen, Wahnsinn Narrheit in ihren mannigfaltigen Gestalten. Hieher auch die Nostolgie oder das Heimweh *b*).
   c) Tobsucht (furor mania) *c*).
2) Sogenannte Nervenkrankheiten.
   Hypochondrie, Hysterie; Satyriasis und Nymphomanie *d*).
3) Krankheiten der Blutgefäße.
   Nasenbluten.
   Hämorrhoiden.
   Gebährmutterblutfluß.
   Amenorrhoe *e*).
4) Ausschlagskrankheiten.
   Blattern *f*).
   Masern.
   Scharlach.
   Friesel.
   Petechien.
   Pest *g*).
   Flechten und Kopfgrind *h*).
   Pelagra.

5) So-

5) Sogenannte Kacherien oder Krankheiten, welche die Reproduction in ihrem Innersten angreifen.
Rachitis und Skrofeln *i*).
Lustseuche *k*).
Aussatz und Elephantiasis.
Krebs *l*).

5) Oertliche Gebrechen
Hüneraugen.
Angebohrne Brüche *m*).
Vorfälle innerer Theile besonders der angebohrne Vorfall der umgekehrten Harnblase.
Eingeweidewürmer, versteht sich gerade die bestimmten bei dem Menschen gefundenen Gattungen *n*).
Pediculus humanus und pubis.

Werfen wir noch einmahl einen Blick auf dieses Verzeichniß und vergleichen damit die in den Anmerkungen beigefügten Bedenklichkeiten, so möchten doch wohl die traurigsten Vorzüge des Menschen ziemlich zusammenschmelzen, wenn wir ihn zumahl in dieser Hinsicht mit den ihnen zunächst stehenden Hausthieren vergleichen.

a) Ein ansehnliches Verzeichniß der Schriftsteller über diesen Gegenstand, das sich indeß jetzt noch leicht vermehren ließe, findet man bei Ludwig a. a O. §. 380 u ff.

b) Das Heimweh soll auch die Appenzeller Kühe befallen. Blumenbach med. Bibliothek. B. 1. S. 734

c) Sollte nicht die Tobsucht dem Koller der Pferde analog seyn? — Die fernere Bestimmung der Gemüthskrankheiten sehe man in der Anthroponomie.

In-

Indeß ist es gewiß, daß auch die Hirnfunktionen der höheren Säugthiere zerrüttet werden können; obgleich sie aus einem sehr natürlichen Grunde das Bewußtseyn und den Verstand nicht verlieren. Aber was ist es anders als Verlust der Hundebesonnenheit, wenn das Thier in einem Anfalle von Wuth seinen eignen geliebten Herren angreift? Und am Blödsinne oder an Lähmung der sensibeln Funktionen des Gehirns können doch gewiß einige unserer Hausthiere z. B. der Hund ebenfalls leiden?

d) Mutterwuth soll indeß auch die Stuten ergreifen, wenn ihre Brunst nicht befriedigt wird. S. Bergmann a. a. O. S. 56.

e) Hämorrhoiden sollen auch bei Hunden entstehen; Blutfluß aus den Geburtstheilen litten auch Affen. Blumenbach Instit. physiol. p. 426. Warum kein Nasenbluten bei Thieren?

f) Ohne Impfung wenigstens wird kein Thier von den menschlichen Blattern ergriffen; die indeß mehreren Säugthieren z. B. Hunden, Affen, Ziegen, Schafen u. s. f. eingeimpft eben so regelmäßig in ihrem Verlaufe waren, als bei Menschen. S. Viborg's Versuche im Nordischen Archiv. B. 2. St. 2. 1801. und Bergmann a. a. O. S. 51. u. ff.

g) Von der Pest zu Aleppo sollen nach Camper a. a. O. auch Hunde und Katzen ergriffen werden. Allein andern Beobachtungen zu Folge dürfen sich wenigstens die Hunde dem Pestcontagium ungestraft aussetzen, da sie nach Desgenettes a. a O. zu ganzen Horden in den fliegenden Lagern Aegyptens die Jauche der Pestgeschwüre und die damit getränkten Breiumschläge ohne Schaden gierig verschluckten. Aehnliche Beyspiele von Hunden in der Marseiller Pest erzählt auch Alexand. Wilson (Some observations relative to the influence of climate etc. London 1780. S. 160.).

h) Aehnliche Ausschläge kommen wohl bei Thieren vor, z. B. der Fuchsgrind u. s. f. S. Bergmann a. a. O. S. 55.

i) Skrofeln wenigstens und vielleicht auch Rhachitis kommen auch bei anderen Thieren vor, z. B. bei den Affen, Elephanten. Sömmering v. Neger und Europäer. §. 68. Bergmann a. a. O. S. 46.

k) Wenn man Pauw's Berichte trauen darf, so wurden in Amerika die Hunde vom Genusse des Fleisches venerischer Menschen auch syphilitisch. S. Recherches philos. sur les Américains 1772. T. 1. p. 27. Man verwechsle indeß mit der Lustseuche nicht den Tripper, der nach Camper auch bei den Hunden, nach Swediaur bei den Beschälern, aber nicht von ansteckender Natur, vorkommt, und der an sich nach meiner Ueberzeugung, eben so wenig venerisch ist, als der gewöhnliche Schnupfen. S. Dissert. de medorrhoea a concubitu Auct. J. Lieberkühn. Gotting. 1802. S. 12.

l) Unter diese Rubrik wird freilich Niemand den Krebs stellen wollen, der jedes hartnäckige, den gewöhnlichen Salben und Pflastern nicht weichende Geschwür, mit diesem Nahmen belegt; allein nach einem richtigern Begriffe gehört er allerdings hieher. Camper a. a. O. hat indeß bei Kälbern ein Absterben der Hoden beobachtet, das schnell tödtlich ward, und er vermuthet den Grund der seltenen Erscheinung des Krebses in der kürzeren Lebensdauer der Thiere, da er bei Menschen vor dem zwanzigsten Jahr selten auszubrechen pflegt.

m) Acquirirte Brüche finden sich auch bei Thieren, z. B. Hunden, ich selbst habe in einem so eben secirten Hunde einen ungeheuren Netzbruch gefunden.

n) Indeß scheint doch der von Tyson a. a. O. (Lumbricus latus u. s. f. Taf. 2. Fig. 2.) in einem Hunde gefundne Bandwurm von dem menschlichen wenig oder gar nicht zu differiren.

§. 73.

Am Schlusse der Anthropographie wollen wir wenigstens mit ein paar Worten noch der falschen Kenn-

Kennzeichen erwähnen, durch welche manche Schriftsteller den Unterschied zwischen dem Menschen und den ihm zunächst stehenden Säugthieren haben festsetzen wollen. Dahin gehören

1. die Nähe beider Augen, durch welche man vielmehr, das Affen- als Menschengesicht charakterisiren sollte.

2. Wimpern auf beiden Augenliedern, die der Mensch mit den Quadrumanen, den Elephanten und mehreren Vogelgattungen gemein hat *a*).

3. die hervorragende Nase, wodurch der Mensch von der *Simia rostrata* beinahe übertroffen wird.

4. Unbewegliche Ohren sind gar kein Eigenthum des natürlichen Menschen, sondern die Folge einer mißverstandenen physischen Pflege der Kinder; auch haben nicht alle Thiere bewegliche Ohren.

5. das Organ des Geraštes ist dem Menschen so wenig eigen als

6. das Zäpfchen.

Eben so wenig wird man die physiologische Erscheinung 7. des Aufstoßens (Ructus) und

8. sein Unvermögen, gemästet zu werden, unter seine Vorzüge eintragen können. Was zumahl das letztere betrifft, so läßt sich offenbar der Mensch eben so gut mästen, als Gänse und Schweine, wenn man dabei dieselben Maximen

ximen befolgt. Unterordnung der subjectiven Functionen, wenig Bewegung und folglich Schwächung des blutführenden Gefäßsystems, reichliches Futter, viel Schlaf — dieß sind ungefähr die Bedingungen, unter denen das menschliche Leben zur Vegetation sich neigt *b*).

a) *Perrault* histoire des animaux P. III. p. 112.

b) Beispiele von enorm fetten und schwerleibigen Menschen finden sich in Menge. S. Girtanner a a O. S. 251. Philosoph. transact. Vol. 44. Nr. 479. p. 102. — Voigt's Magazin für das Neueste in der Physik u. s. f. B. 6. St. 3. 1803. S. 251. — So mästeten auch nach Galen's Bericht die Alten ihre Sklaven.

Zweyter

Zweiter Theil

der

Anthropologie oder die Anthropohistorie.

§. 74.

Die Anthropohistorie, deren Gegenstand wir oben schon (§. 6. II.) kurz angegeben haben, macht uns mit der natürlichen Geschichte des menschlichen Individuums und der menschlichen Gattung bekannt. Das physische Leben der gesammten Menschheit läßt sich also von zwei verschiedenen Seiten auffassen und, wo möglich, überschauen. Erstens richten wir unsere Aufmerksamkeit auf den Kreislauf des individuellen Lebens, verfolgen mit unseren Blicke die ganze Kette von Veränderungen, unter welchen es in verschiedenen, bestimmten Epochen erscheint und begleiten das Individuum im Allgemeinen von seiner Geburt an bis zu dem letzten Schritte, wodurch es seine Selbständigkeit der Macht der äußern Natur aufopfert. Dieser Kreislauf ist das Loos aller Menschen ohne Ausnahme, aber es ist nur ein leicht übersehbares Fragment des größeren, nicht zu übersehenden, Kreislaufes, welchen die menschliche Gattung macht; denn von dem letzteren kennen wir weder den Anfang noch das Ende; von

dem

dem ersteren aber ist uns beides bekannt, obgleich ein unauflösliches Räthsel. Daher liegen so manche Gegenstände, die den Kreislauf der menschlichen Gattung betreffeu, in einem tiefen Dunkel, das wir entweder gar nicht zerstreuen oder doch durch Analogien und zum Theil gewagte Vermuthungen nur dürftig aufhellen können. Dahin gehört die Frage nach der Urgestalt des Menschen, nach seinem ursprünglichen Zustande überhaupt, nach dessen anfänglichen Wohnplätzen und mehrere ähnliche Fragen, auf die uns die Geschichte leider zu oft eine befriedigende Antwort schuldig bleibt und uns in die Verlegenheit setzt, diese Lücken durch verständige Muthmaßung auszufüllen, und die letzteren an die historischeu Hauptmomente der menschlichen Gattung, welche die Geschichte uns mittheilt, anzuknüpfen.

Erster Abschnitt.

Naturgeschichte des menschlichen Individuums.

Vivre ce n'est pas respirer, c'est agir.

ROUSSEAU.

§. 75.

Eine Geschichte des physischen menschlichen Lebens muß auf alle Individuen unserer Gattung mehr oder weniger anwendbar seyn, weil der Kreislauf desselben bei allen Individuen im Ganzen sich gleich bleibt. Das Leben des individuellen Menschen ist aber nicht das Leben einer Pflanze oder eines Thieres schlechthin; sondern es trägt einen höheren Charakter, welcher eben dem Anthropologen bei dem Entwurfe dieser Geschichte den Gesichtspunkt angibt. Der Gang der Entwickelung der subjectiven Funktionen (§. 32) ist es, welcher unsere Aufmerksamkeit ganz vorzüglich auf sich zieht. Wir werden daher, bei dieser anthropologischen Betrachtung des Menschenlebens, nicht in die finsteren Schachte des mütterlichen Schoßes hinabsteigen, um da die ersten Spuren des werdenden Menschen aufzusuchen, sondern wir empfangen den jungen

Welt

Weltbürger erst dann, wenn er jenen dunkeln Aufenthalt, in dem er beinahe bloß als Pflanze trieb, verlassen und folglich den ersten Schritt zur Selbstständigkeit gethan hat *a*). Nun erst, nachdem er mit der äußeren Natur in mannigfaltige, zum Theil unauflösliche Verbindungen getreten ist, können unter deren Einflusse alle seine Fähigkeiten, Organe und Funktionen sich entwickeln und ihn allmählig zu dem Gipfel des Lebens hinaufführen, auf welchem der Charakter der Humanität am stärksten sich ausspricht *b*).

a) Für den bloßen Physiologen ist es natürlich ein sehr interessantes und nothwendiges Geschäft, die Entwickelung des kaum sichtbaren gallertartigen Embryo des Menschen bis zum Zeitpunkte seiner Reife im Schoße der Mutter zu verfolgen, und daher ist es begreiflich, daß Männer, die unter dem Nahmen der Anthropologie nichts weiter als eine Physiologie des Menschen nach dem gewöhnlichen Zuschnitte geliefert haben, die Naturgeschichte des menschlichen Lebens vom Embryo anfangen z. B. Loder a a. O. Kap. 24 und Voß's Grundriß einer vorbereit. Anthropologie. S. 159. Halle 1791. Allein der Gesichtspunkt des bloßen Physiologen ist von dem Gesichtspunkte des Anthropologen nach meiner Idee verschieden. Die Entwickelung des menschlichen Foetus fällt mit der Bildung eines jeden thierischen beinahe ganz und gar zusammen, und die Regungen der Spontaneität des sensibeln Systems, welche den Anthropologen zunächst angehen, fangen erst nach der Geburt an, allmählich sich zu äußern.

b) Zu diesen Verbindungen des gebornen Menschen mit der Aussenwelt, rechne ich auch die mannigfaltigen Berührungen seiner subjectiven Seite mit einer größeren oder kleinern menschlichen Gesellschaft, Erziehung, Unterricht n. s. f. überhaupt alles, was man gewöhnlich unter dem Nahmen der Seelenreize versteht, und nicht zu den materiellen oder objecti-

ven

ven Einwirkungen rechnen kann; denn diese letzteren würden gewiß ohne Beihülfe der subjectiven Reize, die Blüthe der wahrhaft menschlichen Thätigkeit nimmermehr treiben. Vergl. Bichat a. a. O. S. 148 ff.

§. 76.

Da der Mensch alle Kräfte und Thätigkeiten der organischen Natur in seiner Individualität vereiniget (§. 3.) und da jene in dieser Vereinigung einen unbezweifelten Gegensatz bilden, so daß immer die höheren Functionen nur auf Kosten der niederen sich zur Vollkommenheit erheben (§. 33). so folgt von selbst, daß die im menschlichen Organismus vereinigten Kräfte nicht alle gleichzeitig die höchste Energie zeigen und behaupten können. Da ferner die Energie der subjectiven Functionen, welche im menschlichen Organismus die höchste Stufe erreicht, bloß auf dem Boden der objectiven Functionen emporstreben kann (§. 34): so muß auch der Mensch verschiedene Stufen des organischen Lebens durchlaufen, ehe er zum höchsten Punkte seiner Ausbildung gelangt; und da sich diese Stufen des menschlichen Lebens durch entsprechende dynamische und materielle Metamorphosen offenbaren, so läßt es sich nach den Hauptepochen dieser Metamorphose in mehrere Perioden oder Abschnitte theilen, die sämmtlich nach einer merkwürdigen Veränderung des Verhältnisses der organischen Functionen angenommen und bestimmt werden. Wenn nun auch die Bestimmung dieser Perioden des menschlichen Lebens, nach den verschiedenen Gesichtspunkten, die man bei der Geschichte desselben befolgt, verschieden ausfallen muß; so kann doch der Anthropolog, dessen Gesichtspunkt, als der höchste, alle übrige

z. B. politische, juristische u. s. f. unter sich begreifen muß, keine anderen Hauptepochen des individuellen menschlichen Lebens anerkennen als folgende:

1. Die Periode der Entwickelung, welche von der Geburt des Menschen an bis zum Zeitpunkte seiner völligen Reife dauert und folgende Zustände unter sich begreift

   a. die Kindheit

   b. das Knabenalter

   c. die Jünglingsjahre.

   Sie alle tragen den Charakter des Strebens auf eine höhere Stufe des Menschenlebens *a*).

2. Die Periode der vollendeten menschlichen Wirksamkeit;

3. Die Periode der Abnahme welche wieder

   a. das angehende und

   b. das höhere Alter bis zum

   Tode unter sich begreift *b*). Durch Geburt und Tod, also durch zwei gleich unauflösliche Räthsel des Daseyns, sind unserer Geschichte des menschlichen Individuums die Gränzen gesetzt. — Die Zahl der Jahre, welche die angezeigten Perioden einnehmen, ist etwas sehr Wandelbares und Zufälliges und kann nur beiläufig unsere Rücksicht erfordern *c*); die sicherste Bestimmnng des Anfangs und Endes der einzelnen Lebensepochen, wird immer durch die Metamorphosen des Organismus selbst gegeben *d*).

a) So gewiß auch in diese Periode die besonders s. g. Evolutionen fallen, so macht doch das Weib hier eine bedeutende Ausnahme, da, nach dem Gange der Natur, beinahe sein ganzes Leben eine fast ununterbrochene Kette von Evolutionen ist z. B. weibliche Periode, Schwangerschaft, Milchabsonderung u. s. w. die sich gewöhnlich bis 40 oder 50 Jahre, öfter auch noch weiter hinaus erstrecken: diese Ausnahme beruht aber auf dem besonderen Charakter des weiblichen Geschlechts, der von dem des Mannes sehr verschieden ist: denn das Weib erlangt nie die männliche Energie der Sensibilität.

b) Wer den menschlichen Organismus bloß als homogene Masse und, ohne Rücksicht auf höhere Principien; ihn als Inbegriff von Materien betrachtet, nur der kann auf den Einfall gerathen, gleich Mehrerern aus der neuen naturphilosophischen Schule, die Periode der Abnahme durch ein verstärktes Wirkungsvermögen und eine übermäßig verminderte Receptivität zu charakterisiren. (S. Babel. in der Heilkunde. S. 326). Uebrigens lehrt die alltäglichste Erfahrung, daß die Functionen der Productivität und Sensibilität in dieser Periode gleichzeitig fallen, und daß die objectiven Functionen des Organismus als Basis der subjectiven zuletzt aufhören: die Productivität versinkt endlich in ihrem Producte.

c) Mehrere Schriftsteller haben versucht, diese Periode nach der Zahl der Jahre zu bestimmen, allein mit wenigem Glücke. Bei manchen mischte sich auch der Aberglaube von den klimackterischen Jahren ein, welcher die Zahl Sieben so sehr heiligte: allein die Entwicklung des menschlichen Organismus kann früher oder später vollendet seyn, nach Maßgabe der äußeren, bestimmenden Umstände.

d) Sehr ausführlich, und vielleicht mehr als nöthig ist, handelt über diesen ganzen Abschnitt der Anthropohistorie Ith a. a. O. S. 429 u. ff. — Artige und treffende Vergleichungen, mit den Veränderungen der äußern Natur, so wie kurze Charakteristiken der verschiedenen Lebensalter findet man in *Linnei* amoe-

nitates academicae. Tom. VII. 1769. Metamorphosis humana. p. 326. u. ff.

§. 77.

1. Periode der Entwickelung.

a. Kindheit.

Zart, hülflos, schwach und abhängig von der Mutter Liebe schickt den neugebornen Menschen die Natur auf den Schauplatz der Welt, ohne ihm die Muskelkraft des Thieres *a*), irgend einen nützlichen Kunsttrieb (§. 69) oder endlich einen anderen Instinct zum Schutze mitzugeben, als den Trieb zur Nahrung und zum Saugen, dessen Möglichkeit auf dem entwickelten Gefühle und Geschmacke beruht (§. 69 b). Und in dieser Hinsicht scheinen fast alle übrigen Thiere vor dem Kinde einen unläugbaren Vorzug zu haben; allein, von der andern Seite betrachtet, sichert auch gerade diese scheinbare Unvollkommenheit dem Menschen die Erreichung seines erhabenen Charakters *b*). Dessen ungeachtet thut der Mensch, im Momente der Geburt, einen bedeutenden Schritt zu seiner Selbstständigkeit (§. 75.): denn er verwechselt sein bisheriges, pflanzenähnliches Leben gegen ein eigentlich thierisches und wird durch die nun eingeleiteten Processe der Respiration und des vollständigen Kreislaufes in den Stand gesetzt, zu seiner ihm möglichen Vollendung zu gelangen. Allein er unterscheidet sich vor dem vegetirenden Foetus beinahe durch nichts anders, als durch das zuweilen erfolgende Erwachen, weil er in einem beständigen Schlafe liegt, aus welchem ihn bloß sein Bedürfniß und der durch das Gefühl erregte Instinkt der Erhaltung erwecken. Eben dieser Wechsel des Le-

bens

bens eines eben gebornen Kindes zwischen Genuß und Schlaf, und dessen rasches Wachsthum verbürgt uns das intensive Ueberwiegen der productiven Functionen über die sensibeln, von denen die allerwenigsten gehörig entwickelt sind, da jene hingegen in dem Augenblicke der Geburt in den vollen Gang gerathen *c*). Indes ist das Auge noch nicht empfänglich für die mannigfaltigen Eindrücke des Lichtes; das Ohr wird noch nicht von Tönen gerührt; und auch der Geruch ist wenig oder gar nicht afficirbar *d*). Eben dieß bestätiget auch die anatomische Ansicht der unvollkommenen Ausbildung dieser Sinnorgane *e*). Das Gemeingefühl ist daher die einzige deutlich entwickelte objective Function der Sensibilität, deren subjective Aeußerung sich in der Determination zur Muskelerregung zeigt; indem das Kind durch die Gefühle des Hungers und Durstes oder eines anderen schmerzhaften Eindruckes z. B. der Beschränkung durch Windeln u. s. f. zum Schreien, Stangeln, Schlagen mit Händen und Füßen aufgefordert wird. Soviel von dem Charakter des Kindes unmittelbar nach der Geburt *f*).

a) Die meisten Thiere z. B. Enten, Hühner, Lämmer, Kälber u. s. f. stehen gleich nach der Geburt auf den Füßen, laufen wenige Tage oder Wochen nachher, wenn sie sich von der ersten Ueberraschung durch die Veränderung ihres Aufenthalts erhohlt haben.

b) S. Jerusalem's Betracht. 5. Braunschweig 1769. S. 134.

c) Bichat a. a. O. S. 172 u. ff.

d) Wie schon Haller bemerkte: stupent primum nati et vix demonstrant se audire aut videre, ut etiam negatum sit, iis sensibus pervulos uti. Elem. Physiol. L. 30. S. 1. §. 10. Vergl. Makittrik Adair's Abriß der Naturgeschichte des Menschen. Zittau u. Leipzig. 1788. S. 251. und Buhat a. a. O. S. 135 u. ff.

e) Vom Auge s. Hildebrandt's Lehrbuch der Physiologie 2. Aufl. 1799. §. 660 u. 758. Ueber die Unvollkommene Ausbildung der Geruchwerkzeuge und des äussern Ohres bei dem neu gebornen Kinde herrscht kein Zweifel.

f) Schwäche ist also, dieser Uebersicht zu Folge, der Charakter des menschlichen Lebens in der ersten Kindheit, wenn wir auf dessen leichte Beschränkbarkeit durch äußere Einflüsse sehen. Werfen wir aber unseren Blick in die Sphäre des Organismus selbst, so kann uns das Uebergewicht der productiven Functionen über die sensibeln gar nicht entgehen, sobald wir die Extension der organischen Thätigkeit, die mit der Größe der Organe im Verhältnisse steht, nicht mit der Intensität verwechseln. Der Grund dieser Schwäche liegt freilich in der Weichheit der Organe; allein mit dem Grade der Cohäsion der organischen Materie steigt die Stärke nur bis zu einem gewissen Maximum der Cohäsion: denn auch das hohe Alter ist schwach, und doch hat hier die Cohäsion sehr Ueberhand genommen. Aus dem Gesagten erhellt auch, daß die organische Receptivität mit der receptiven Sensibilität nicht geradehin zu verwechseln sei.

§. 78.

Indem die Natur in dem menschlichen Säuglinge, unter Genuß und Schlaf, den productiven Functionen den vollen Zügel schießen läßt, so gewinnen mit dem raschen Wachsthume auch die Organe des sensibeln Systemes eine vollkommenere

Aus-

Ausbildung und die Aeußerungen der Sensibilität werden deutlicher und vielfacher; in eben dem Grade aber nimmt die Schnelligkeit des Wachthums ab. In weniger denn sechs Wochen erwacht die Aufmerksamkeit des Kindes, als die erste offenbare Aeusserung der Spontaneität des sensibeln Systems, die, nur durch Sinneseindrücke erreichbar, mit einer stärkeren Entwickelung der äußeren Sinne coincidirt. Nun wird das Ohr den Tönen geöffnet; das Auge sehnt sich lüstern und begierig nach dem Lichte und der Blick haftet fester auf dem gesehenen Gegenstande *a*). Die verstärkten Regungen des inneren Sinnes fangen jetzt an, im Aeußern sich auszudrücken, dem Gesichte Physiognomie und dem Auge Bedeutung zu geben. Die unregelmäßigen Zuckungen der Gesichtsmuskel verwandeln sich in ein süßes Lächeln, und das bisher thränenlose Geschrei wird ein gefühlvolles Weinen *b*). Lauter Beweise der gesteigerten Energie der Sensibilität, des erhöhten Selbstgefühles und der schärferen Empfindung *c*).

a) Tiedemann über die Entwickelung der Seelenfähigkeiten bei Kindern in den Hessischen Beiträgen. B. 2. Absch. 2. 3. und Rousseau im *Emile*.

b) Das frühe Lächeln hielten daher die Alten für eine gute Vorbedeutung bei Kindern. S. Plinius a. a. O. Lib. VII. §. 15. p. 22. Ob aber Lachen und Weinen bloß dem Menschen eigen sind? darüber ist man bis jetzt noch nicht recht einig. Thränen vergießen sah man wenigstens mehrere Thiere, die mit Thränenorganen versehen sind; aber Thränen werden aus mancherlei Ursachen stärker als gewöhnlich abgesondert. *Bertin* sur le sac nasal ou lacrymal de plusieurs espèces d'animaux mém. de l'acad. de Scien. de Paris. 1766. p. 281. Vergießen aber die Thiere auch Thränen aus Kummer oder

Ge-

Gefühl des Unrechts und Leidens? Man hat es behauptet vom Orangutang z. B. *Le Cat* traité de l'existence du fluide des nerfs. p. 35.; er will dieß Thier lachen und weinen gesehen haben. Vom Seebären, Steller (Beschreibung von sonderbaren Meerthieren. Halle 1753. S. 140.) Vom Kamel, Pallas (Nachrichten über mongol. Völkerschaften. B. 1. S. 172.). Vom Pferde, Faulthiere, Hirsche u. m. a. haben freilich nicht ganz zuverlässige Zeugen dasselbe gesagt. Ich selbst habe einen Hund weinerliche Töne sympathetisch ausstoßen hören, aber nie Thränen damit verbunden gesehn. — Ueber das Lachen, als Eigenheit des Menschen, herrscht schon weniger Zweifel. Alle Thiere höherer Art drücken freilich ihr angenehmes Lebensgefühl durch besondere Bewegungen oder Laute aus; aber Verziehung der Gesichtsmuskel zum Lächeln oder gar ein lautes Auflachen hat, außer Le Cat, an Thieren Niemand beobachtet; indeß kann man bei Thieren das Grinsen leicht mit dem Lächeln verwechseln. Vgl. Gregory comparative view of the state and faculties of man. Lond. 1787. p. 11. Büffon a. a. O. B. 2. S. 451 u. ff.

c) Selbstgefühl ist nicht zu verwechseln mit Bewußtseyn, wenn auch mehrere Philosophen diese Verwechselung sich erlaubt haben. Selbstgefühl hat auch das Thier, das nie zum Bewußtseyn gelangt: es unterscheidet seine Individualität von der Außenwelt und sucht sie gegen jeden Angriff zu behaupten; Selbstgefühl zeigt auch der Hund, der sich lieber schmeicheln als schlagen läßt. Das Selbstgefühl kann auf manche Art zur Leidenschaft werden; nicht das Bewußtseyn, welches von aller Empfindung uns losreißt und im Kinde nicht eher zu erwachen anfängt, als wenn es den Begriff des Ich in sich gefunden hat. Das entwickelte Selbstgefuhl ist also eine niedere Energie des innern Sinnes, und zeigt sich, als solche, schon im Eigensinne der Kinder.

§. 79.

So wie sich das Kind auf eine immer höhere Stufe der Sensibilität erhebt, gehen auch in seinen Organen materielle Metamorphosen vor, welche auf jene dynamischen nähere oder entferntere Beziehung haben. Denn so gewiß auch das Kind im Allgemeinen desto stärker wächst, je näher es dem Zeitpunkte der Geburt ist; so gewiß finden wir den Bildungstrieb auf eine Reihe von Organen mehr concentrirt als auf eine andere, und diese Concentration des Bildungstriebes ist es, welche man vorzugsweise mit dem Nahmen der **Evolution** belegt. So scheint er sich in den frühesten Jahren des Menschenlebens hauptsächlich auf zwei, räumlich entgegengesetzte, Punkte des Körpers zu concentriren: **auf den Kopf und die Schenkel.** Die vorzügliche Ausbildung des Kopfes wird nicht allein durch den bald sichtbaren Erfolg sondern auch durch manche begleitende Erscheinungen bezeichnet z. B. Andrang des Blutes nach diesem Theile, Fließen der Nase, Feuchtsein der Ohren, Ueberfluß von Schleim im Munde u. s. f.; und die Folge dieser hervorstehenden Ausbildung ist 1) vollständige Entwickelung der Sinnorgane, des Auges, Gehörs, der Nase, die mit den sensibeln Functionen in unmittelbarer Verbindung stehen; und 2) das Hervorrreten der Zähne, wodurch das Kind mehr Macht auf das Aeußere gewinnt, die weichliche Milch also gegen solidere Nahrung verwechseln kann, und wodurch es zweitens zur Sprache und Articulation fähiger wird, insofern beides auf den Mechanismus der Organe beruht. — Aber auch auf die Schenkel und Füße concentrirt sich der Bildungs-

dungstrieb auffallend stark, viel stärker als auf die Arme und hiezu scheinen der nach der Geburt veränderte Kreislauf und die grösseren Schenkelgefäße der Natur behülfliche Hand zu bieten. So wird durch diese materielle Metamorphose das dreifache Vermögen: zu essen, zu gehen und sprechen begründet *a*). Durch die fast gleichzeitige Entwickelung dieser drei Kraftäußerungen thut das Kind den zweiten mächtigen Schritt zu seiner Selbstständigkeit und erhebt sich zu dem Genusse der äußern Freiheit.

a) *Rousseau* Emile. Tom. 1. p. 89. Les premiers developpemens de l'enfance se font presque tous à la fois.

§. 80.

Das Hervorbrechen der Zähne des Kindes ist dem Anthropologen in doppelter Hinsicht wichtig. Denn einmahl wird das Kind zu dem Genusse festerer und reizender Nahrung fähig gemacht, wozu es indeß schon durch die allmählig an Consistenz zunehmende Muttermilch vorbereitet wurde *a*); und durch diesen Genuß gewinnen die Muskelfasern einen höheren Grad der Cohäsion; die Knochen, zumahl der untern Extremitäten, werden dichter und stärker und es wird überhaupt die Energie aller Functionen des Organismus bedeutend vermehrt *b*). Durch das Gefühl dieser vermehrten Stärke der Organisation gereizt, wagt es das Kind, auf die Füße zu treten, um so eher, je mehr es sich selbst überlassen bleibt, und je weniger eine verkehrte Erziehung der freien Entwicklung seines Körpers entgegen arbeitet *c*). Kurz nach mehreren, mit Entschlos-

schlossenheit, gemachten Versuchen, lernt das Kind aufrecht stehen und gehen und nimmt dadurch einen äußeren Hauptcharakter der Humanität an *d*). Zweitens aber steht mit dem Auswachsen der Zähne das Vermögen zu sprechen in naher Verbindung, weil sie den vollständigen Mechanismus der Articulation mit begründen helfen, wie die Betrachtung der Aussprache der einzelnen Buchstaben lehrt *e*). So wie aber zum Essen und Gehen bloß die besagte materielle Metamorphose (§. 79.) hinreichend ist; so erfordert hingegen die Aeußerung des Sprachvermögens, außer jener, noch Einwirkungen auf die subjective Seite des Menschen, welche das Daseyn des Gehörsinnes und der Gesellschaft voraussetzen *f*). Sprache ist Verkörperung der Empfindungen und Gedanken, und daher muß mit der Entwickelung der Sprache eine vermehrte Energie der höchsten Functionen der Sensibilität, oder der Geistesverrichtungen parallel gehen; denn beide bestimmen sich wechselseitig. Früher oder später geht also, nach dem Maße und der Vielseitigkeit der subjectiven Reitze, das Kind von der einfachen Sprache der Empfindungen zu dem articulirten Ausdrucke der ersten Objecte seiner Anschauung über, und da auf dieser Versinnlichung der Anschauung das Gedächtniß beruht; auf dieses aber das Denken sich stützen muß, so folgt, daß mit der Sprache zugleich, Gedächtniß, Erinnerung und das Denkvermögen sich entwickeln *g*). Nach diesen Hauptevolutionen geht nun das Kind durch allmählige Fortbildung im Ganzen seines Organismus in den zweiten Abschnitt der ersten Periode hinüber.

a) Merkwürdig ist diese, durch das Stillen selbst bewirkte, den steigenden Verdauungskräften des Kindes entsprechende, Veränderung der Muttermilch (Blumenbach Instit. physiol. §. 620), und die Natur scheint dadurch den hartherzigen sowohl, als den zum Stillen unvermögenden, Müttern bei der Wahl der Amme einen Wink zu geben.

b) Also auch im Ganzen genommeu verhältnißmäßig (§. 78) die Energie der innern sensibeln Functionen, wenn die subjectiven Reize nicht zu dürftig sind: denn nur unter dieser Bedingung hat Lucrez Recht, wenn er sagt:

Cum *corpore* et una
Crescere sentimus pariterque senescere *mentem*.

c) Wie viel dieß zu bedeuten habe, kann eine Vergleichung der Kinder von cultivirten Europäern und rohen Völkern, ja schon der Unterschied zwischen den Kindern des Bauers und Städters lehren.

d) Die größere oder geringere Entschlossenheit, mit der das kleine Geschöpf diese Versuche anfängt, kann schon als Prognostik für die künftige Energie des Characters dienen.

e) Eben diese physiologische Betrachtung des so sehr verwickelten Mechanismus der Articulation gibt uns auch Auskunft über die unendlichen Schwierigkeiten, welche bei Kindern mit dem Lernen der Aussprache eines jeden Buchstaben, jeder Sylbe und jedes Wortes verknüpft sind, zeigt uns, nach welcher Stufenleiter die Kinder sprechen lernen (Büffon o. a. O. Tom. II. p. 475 u. ff.); die Ursache ihrer Fehler in der Aussprache, die sie uns so liebenswürdig machen. Ueber die eigne Grammatik der Kinder s. Rousseau Emile. T. I. p. 81.

f) Eben deßhalb bleiben Taubgeborne auch immer stumm, wenn nicht die göttliche Kunst, Taubstumme reden zu machen, sie zu dem Genusse des menschlichen Vorrechtes erhebt; und eben daher fand man die unglücklichen Thiermenschen immer sprachlos (§. 40. 4); und Menschen sogar, die, von der Gesellschaft entfernt, lange Zeit in Einöden lebten, haben ihre Spra-

Sprache wieder verlernt. Z. B. Alex. Selkirk (Allg. Historie der Reisen 12. B.) und ein Kalifornier (Begert's Nachrichten von der amerik. Halbinsel Kalifornien 1773). Indeß kann auch die Gesellschaft bei den menschenähnlichsten Thieren, z. B. den Orangutangs, die zu 30 zusammen leben, keine Sprache bewirken; — die Thür ist zu.

g) Daher steigt die Erinnerung der Kinderzeit nur bis zur Epoche der Sprachentwickelung hinab. S. Moritz Magazin der Erfahrungsseelenlehre B. 2. St. 2. S. 21–22.

§. 81.

b. Knabenalter.

Der Uebergang des Kindes in das Knabenalter ist freilich durch keine bestimmte Gränze bezeichnet; aber gewöhnlich fällt diese Epoche mit einer materiellen Metamorphose, mit dem Zahnwechsel zusammen *a*). Sie setzt daher in ihrer Normalität eine vollständige Entwickelung des Sprachvermögens voraus, und eine mit letzterem verbundene, gesteigerte Energie der Sensibilität, die sich vorzüglich durch ein leicht fassendes und glückliches Gedächtniß äußert, so wie durch eine, dem schnellen Kreislaufe der beschränkten Menge von Empfindungen und Gedanken angemessene, Phantasie *b*). Im Ganzen zeichnet sich also das Knabenalter durch eine hohe Empfänglichkeit der subjectiven Functionen aus, die auf jeden äußeren Eindruck leicht und schnell, aber nicht anhaltend und kräftig reagiren. Daher der schon von Horaz kurz und gut dargestellte Charakter des Knaben *c*). Eben diese vorschlagende Receptivität in den subjectiven Functionen enthält den Grund, warum der Knabe immer dem Eindringen neuer Em-

Empfindungen sich hingibt, das subjectiv Aufgenommene nicht gehörig und innig assimilirt (nicht überlegt), daher nur in der Gegenwart lebt, auf die Vergangenheit keinen Blick wirft, und der Zukunft, deren Gehalt er ebenfalls nur nach dem engen Kreise seiner Anschauungen mißt, mit den Freuden und Hoffnungen der Gegenwart in die Arme eilt.

a) Dieser Zeitpunkt tritt in der Regel mit dem siebenten Jahre ein; allein einem aufmerksamen Beobachter des Kindes wird manche Ausnahme aufgestoßen seyn.

b) Gewöhnlich hebt man bloß das Gedächtniß als den vorschlagenden Charakter des Knabenalters hervor; allein die Empfindungen und Anschauungen des Kindes liegen ja nicht ruhig im Gedächtnisse, wie in einem Behälter, sondern sie werden auf das mannigfaltigste zersetzt, neu combinirt und mit den neuern Anschauungen verbunden, lauter Geschäfte, die man gewöhnlich der Phantasie zuschreibt, an der man denn auch, zumahl bei den Kinderspielen, eine eigene Richtung auf einen undeutlich vorschwebenden höheren Rang, Glanz u. s. f. bemerkt, worein die Kleinen sich versetzt glauben.

c) De arte poetica. Vers. 163 ff.

§. 82.

c. Das Jünglingsalter.

Während dem sich, in dem heranwachsenden Menschen die Knospe der Humanität immer schöner und stärker entfaltet, arbeitet die bildende Natur im Innern des Organismus still und emsig fort, bringt dessen allgemeines und partielles Wachsthum der Vollendung immer näher, und führt die wich-

wichtigen Evolutionen herbei, welche den Eintritt dieser Epoche so scharf und auffallend bezeichnen. Diese Evolutionen erfolgen wieder, wie die früheren (§. 79) in zwei räumlich entgegengesetzten Gruppen von Organen, in der Brust nähmlich, den Respirationswerkzeugen und in den Begattungsorganen. Mit der Entwickelung der letztern treten Functionen ein, deren Tendenz über das Individuum hinaus, auf die Erhaltung der menschlichen Gattung zielt: bei dem Jünglinge die Secretion der Zeugungsfeuchtigkeiten, bei dem Mädchen die Menstruation *a*). Mit diesen materiellen Metamorphosen nun erwachen mancherlei bisher unbekannte Gefühle, welche die Phantasie wecken und ihr auf die Zeugungsfunctionen die Richtung geben *b*). Zugleich aber erhebt sich unter der Begünstigung subjectiver Einflüsse auch die Energie der innern, sensibeln Functionen auf eine höhere Stufe, die zumahl in der herrschenden Phantasie offenbar wird; allein eben ihr Uebergewicht beschränkt noch immer sehr den überlegenden Verstand und die gesetzmäßige Freiheit des Geistes *c*). Daher ist dieses Alter auch dem Sturme wilder Leidenschaften und dem Drange unbändiger Gefühle so sehr unterworfen, wozu das verstärkte Selbstgefühl und die vorzügliche Entwickelung des Gefäßsystems *d*.) das Ihrige beitragen. So schreitet der Jüngling, nach diesen Evolutionen, allmählig zu dem Gipfel seiner Vollkommenheit empor; er gewinnt die erreichbare Ausbildung aller Organe und Functionen, und mit dieser Ausbildung und der Vollendung des Wachsthums in die Länge *e*) schließt sich die Periode der menschlichen Entwickelung.

a)

a) Die begleitenden Phänomene dieser Evolutionen sind bekannt, so wie die noch unerklärte Harmonie und Wechselwirkung zwischen den Zeugungstheilen und Organen des Athemhohlens und der Stimme, nicht nur durch ihre auffallende gleichzeitige Entwickelung, sondern auch durch die Eigenheiten verschnittener Menschen dargethan wird. S. Büffon a. a. O. S. 485 ff.

b) Eine treffliche Schilderung dieser unbekannten Gefühle und besondren Richtung der Phantasie s. in Thomson's Spring. V. 963 ff. und in Voltaire's launiger Erzählung: Education d'une pucelle. — Auch den Eintritt dieser Epoche hat man nach den Jahren zu bestimmen versucht; allein seine Abhängigkeit von so mancherlei Umständen und Einflüssen verstattet eine unbedingte Bestimmung dieses Zeitpunkts schlechterdings nicht. In der Regel erscheint er aber bei Mädchen früher, als bei Jünglingen, weil das Wachsthum von jenen eher vollendet ist (Büffon a. a. O. S. 480 ff.). Indeß beschleunigen oder verspäten die Mannbarkeit das Klima (Götting. hist. Magazin B. 3. St 4. S. 764 ff.). Dobrizoffer, Bruce u. a. m.; ungewöhnlich schnelles oder langsames Wachsthum (van Swieten commentarii B. 4. S. 395. Dictionnaire raisonné d'anatomie Art. Règles. Blumenbach med. Bibliothek B. 3. S. 558; arbeitsame oder weichliche und üppige Lebensart (Benj Rusch medical inquiries etc. T. I. S. 15); Kultur und ihre Ausartung in Luxus (Rousseau a. a. O. T. 2. S. 118). Ueber die Ehe. Berlin 1776. S. 16. *Tacitus* de moribus germanorum u. ff. Die Frühzeitigkeit kann in unserem kälteren Klima zumahl durch vorschnelle Begünstigung der Geistesfunctionen herbeigeführt werden.

c) Es verhält sich mit den Geistesfunctionen, in Hinsicht auf ihre Wechselbeschränkung, ungefähr eben so, wie mit den Functionen in der objectiven Sphäre des Organismus, eine Vergleichung, die freilich nicht zur Erklärung, aber doch zur Erläuterung der höheren Functionen der Sensibilität dienen kann. Die

Sinne

Sinne dürfen als das einsaugende Gefäßsystem, die Phantasie als das System des Blutkreises, der Verstand endlich als das Vermögen der Intussusception des geistigen Organismus angesehen werden. In dem kindlichen Alter saugen die geöffneten Sinne alles ein, womit sie in nahe Berührung gerathen; in dem Knaben- und Jünglingsalter treibt die Phantasie alles Aufgenommene in raschem Kreislaufe umher; aber eben dieser beschränkt die innige Intussusception und Aneignung nach den Gesetzen des subjectiven Organismus; es entstehen noch häufig gewisse Afterorganisationen u. s. f.; hat sich endlich im männlichen Alter der Verstand, oder das Vermögen der Intussusception mit den beiden übrigen Thätigkeiten in ein glückliches Gleichgewicht versetzt: dann verdrängt er die Afterbildungen, und eignet, nach seinen eingebohrnen Gesetzen, dem geistigen Organismus alle Anschauungen und Begriffe auf das innigste an: — das Denken hat sich vollkommener entwickelt, und das blinde Phantasieren, was die neuen Idealmaterialisten so gern zur höchsten Potenz der Geistesthätigkeit erheben möchten, verdrängt. S. Bouterwek's Museum B. 3. Hft 1. 1805. S. 1 u. ff.

d) Dumas a. a. O. Tom. I. S. 401.

e) Das ebenfalls im Allgemeinen nicht genau zu bestimmen ist.

§. 83.

2. Periode der vollendeten Wirksamkeit.

Diese Periode, welche man auch, in Beziehung auf das stärkere Geschlecht, das männliche Alter nennt, zeigt uns den Menschen im vollen Genusse aller Functionen und Kräfte seines Lebens, und ist, nicht etwa durch die Jahre, sondern durch das auf das Höchste gesteigerte Wirkungsvermögen aller Functionen, vorzüglich in der subjectiven

Sphäre

Sphäre des Organismus, in welcher sich jetzt der innere Charakter der Humanität auf das deutlichste ausspricht, bezeichnet. Hier ist die Energie der Sensibilität bis zur Freiheit gesteigert, die im Denken und Handeln sich äußert; zurückgedrängt ist die jugendliche Regsamkeit der Sensationen und das Feuer der Phantasie gekühlt, indem es der höheren Wirksamkeit des Verstandes und der Ueberlegung weicht; der Sturm unbändiger Leidenschaften und Gefühle hat vertobt, und der kühle energische Ernst des Mannes tritt an die Stelle der flatterhaften Lebhaftigkeit des Jünglings. Nicht mehr gestört von einer überwiegenden Empfindlichkeit, noch bestochen von einer warmen Einbildungskraft, kann die Vernunft in ihrem Glanze sich zeigen, als Tiefsinn nach den Principien der Wahrheit forschen und als Princip der Moralität das Ziel der menschlichen Bestimmung entschleiern *a*). Und dieß sind die Hauptzüge der Vollkommenheit der Functionen in der subjectiven Sphäre des Organismus. Aber auch in der äußeren Gestalt herrscht der Ausdruck der Männlichkeit und der Vollendung. Die bestimmt ausgesprochene Physiognomie, die stark gezeichneten und strotzenden Muskeln, die vertiefte Farbe und Festigkeit der Haut *b*), der kernige und breite Körperbau, alles dieß kündigt uns den vollendeten Mann an *c*). Das Weib aber entspricht diesen Zügen selbst nach ihrer Vollendung nicht; an Muskelkraft steht es fast immer unter dem Manne, und gewiß erreicht es wenigstens nie die männliche Vollkommenheit der Geistesfunctionen; auch beweisen seine feineren Umrisse, seine rundere Muskulatur, sein helleres Incarnat und seine weicheren und sanfteren Formen

men deutlich genug, daß Grazie und Schönheit das Erbtheil des Weibes sind *d*). Der im männlichen Alter, durch die organische Metamorphose, erreichte mittlere Grad der Cohäsion, das glückliche Gleichgewicht zwischen den flüssigen und festen Theilen des Organismus *e*), welches nur unmerklich in ein Uebergewicht von Seiten der letzteren sich verliehrt, der Mangel an ferneren Evolutionen und der fortdauernde Charakter der Humanität, der durch die höchste Stufe der Geistesäußerungen entbunden ist, werfen den Schein eines Stillstandes auf dem Gipfel der menschlichen Vollkommenheit von sich, der aber, aus leicht begreiflichen Gründen, nichts weiter als ein täuschender Schein seyn kann. Jetzt, wo nach Vollendung des Organismus keine Entwickelung mehr Statt finden kann, wird doch durch eine zu reichliche Nahrung, sparsame Muskelbewegung und beschränkte Wirksamkeit der subjectiven Functionen, noch leicht eine Vermehrung des Umfanges erzeugt, die als lästiger und beschränkender Zuwachs die Fettleibigkeit nach sich zieht; und durch die Anhäufung der vegetirenden Flüssigkeit des Fettes in dem Zellgewebe und in der Fetthaut wird bereits das Sinken der organischen Wirksamkeit angekündigt *f*), das im angehenden und höheren Alter immer gewisser und trauriger erscheint.

a) Freilich erreicht bei weitem der größte Theil der Menschen diese Höhe des Lebens nicht; indeß kann sie nur in diesem Zeitpunkte erreicht werden. Nothwendig ist zu dieser höchsten Entwickelung das gehörige Maß der subjectiven Reize; also Kultur, Gesellschaft, Erziehung u. s. f. —

b) Dumas a. a. O. S. 402 u. ff.

c) Büffon a. a. O. S. 518.

d) Büffon a. a. O. S. 518 und 553.

e) Denn zur Zeit der fortdauernden Entwickelung überwiegt das Flüssige im Organismus, alle Gefäße sind bis in ihre feinsten Veräſtelungen geöffnet, wie die anatomische Ansicht des kindlichen Körpers uns lehrt. Aber auch im jugendlichen Alter herrscht noch eine s. g. Plethora relativa in den Arterien, die sich erst im Culminationspunkte des Lebens völlig verliehrt (Dümas a. a. O. S. 401).

f) In einem Alter von ungefähr 40 Jahren hat man sich daher dieser Fülle nicht sonderlich zu erfreuen, da sie den Wendepunkt nach der Kehrseite des Lebens hin bezeichnet. S. Büffon a. a. O. S. 557 u. ff., wo er die Wirkungen dieses Ueberwachses sehr gut angibt.

§. 84.

3. Periode der abnehmenden organischen Wirksamkeit.

Auch der Anfang dieser Periode läßt sich nicht scharf nach den Jahren bestimmen, so gewiß sie auch bei Allem, was lebt, einmahl eintreten muß: denn alles Lebendige trägt in sich den Keim der Zerstörung seiner Individualität, wenn auch nicht seiner Organisation. Indeß wird die erste Spur des sich nahenden Alters gewöhnlich in der objectiven Sphäre des Organismus verrathen; das Weib verliehrt seine Regeln und nimmt sich nicht selten einen männlichen Charakter, den Bart *a*). Bei dem Manne versiegt allmählig der Trieb und die Quelle der Zeugung *b*). In der Organisation beider aber wirft sich immer mehr die Trockenheit des Alters auf, und die wachsende Cohäsion aller Organe, die sich in der Steifigkeit der Mu-

ſkel, in dem geſchloſſenen und dichten Zellgewebe, in den verwachſenen Gefäßen u. ſ. w. zeigt, verweiſt die regen Bildungsproceſſe in engere Schranken (§. 18). Selbſt in den organiſchen Säften kündigt ſich dieſe Tendenz zur übermäßigen Cohäſion an, da in ihnen jetzt mehr als ſonſt der Faſerſtoff vorherrſcht und die Quantität des flüſſigen Serum immer mehr abnimmt *c*). Dieſer materiellen Metamorphoſe gemäß verhalten ſich auch die Functionen, wie die geſchwächte Muſkelkraft, der langſame und mattere Kreislauf des Blutes, die geſunkene Thätigkeit des lymphatiſchen Syſtems, die Verminderung der thieriſchen Wärme u. ſ. f. beweiſen. Werfen wir endlich einen Blick auf die ſubjective Sphäre des Organismus, ſo begegnen wir auch hier wieder dem Bilde der Vergänglichkeit. Wenn auch im Anfange des Alters die geringere Receptivität des ſenſibeln Syſtems mit einer höheren Energie der Geiſtesfunctionen begleitet wird (§. 83); ſo ſind doch dieſe Vortheile nicht von langer Dauer, weil die objectiven und ſubjectiven Functionen der Senſibilität ſich wechſelſeitig beſtimmen und unterſtützen. In dem angehenden Alter ſehen wir daher mit der verminderten Empfindlichkeit eine reifere und leidenſchaftloſe Ueberlegung, ſo wie die Sicherheit vor ſtürmiſchen Gefühlen und den Täuſchungen der Phantaſie verbunden; aber bald verwandelt ſich die Scene. Mit den äußeren Sinnen werden zugleich die inneren geſchwächt; beide aber müſſen unaufhaltbar ſinken, weil die Aeußerung ihrer Thätigkeit von der materiellen Metamorphoſe und den productiven Functionen abhängt (§. 32). Und aus eben dieſer Abhängigkeit erklärt es ſich auch, war-

um die subjectiven Functionen, die doch am spätesten ihre Vollkommenheit erreichen, zugleich früher erlöschen, als die objectivsten Thätigkeiten des Organismus *d*). Uebrigens verliehren sich die Functionen der Sensibilität ungefähr in eben der Stufenfolge wieder, in der sie sich mit Auszeichnung zu äußern anfingen. Die Sinne werden stumpf bis zur gänzlichen Unthätigkeit *e*), die Aufmerksamkeit geschwächt, das Gedächtniß trügerisch; die Phantasie erlischt, und den Leichenzug beschließt der langsamere und mattere Verstand und das immer stärker getrübte Bewußtseyn *f*). So büßt der alternde Mensch nach und nach die inneren Charaktere der Humanität wieder ein, und der ermattete Geist liegt unter der überwiegenden Schwere der zur Ruhe strebenden Masse *g*).

a) Blumenbach instit. physiol. §. 66. Dieser oft beobachtete Bartwuchs zeigt eben, daß nun das Weib, mit dem Beschlusse der ihm eigenthümlichen Evolutionen, aufhört, ein Weib zu seyn; denn die Functionen sind erloschen, welche den objectiven Hauptcharacter des andern Geschlechts begründen.

b) Büffon a. a. O. S. 574 ff Freilich leidet auch dieß seine, zuweilen lächerliche, Ausnahmen, auf die Horaz sich zu beziehen scheint:

Solve senescentem, mature solve equum
Ne peccet ad extremum ridendus et ilia ducat.

c) Merkwürdig ist es, daß, ungeachtet selbst das Gehirn, Nerve und Muskel trocken, saftlos und hart werden, dennoch die perennirenden Knorpel selbst im höchsten Alter an dieser Veränderung oft keinen Antheil nehmen.

d) Bichat a. a. O. S. 178 u. ff, wo der ausführliche Beweis hiervon aufgestellt ist.

e) Zumahl die beiden höheren Sinne, Gesicht und Gehör, trifft dieses Schicksal; der Geschmack hingegen scheint sich am längsten zu behaupten: im Auge des Greises vorzüglich wird dieses Schwinden des Sinnes selbst äußerlich sehr deutlich bezeichnet.

f) Aus dieser successiven, geistigen Metamorphose erklären sich die Eigenheiten des Greises, von denen Horaz mehrere trefflich gezeichnet hat. a. a O. Vers. 174 ff.; das kindische Wesen des hohen Alters; die langweilige Redseligkeit und das Radotage, welche uns im Umgange mit sehr alten Personen so sehr lästig werden: daher auch das Bedürfniß des längeren Schlafes ꝛc.

g) Jam pavor est vidisse senem, nec credere possis
Hunc hominem humana qui ratione caret.
Maximianus.

§. 85.

Immer auffallender drückt sich im Aeußern des Greises seines hohen Alters Charakter aus; immer mehr schrumpft er zusammen, und immer tiefer versinkt die Subjectivität in dem überwiegenden Objectiven (§. 15). Die größere Menge verschlossener feiner Blutgefäße schließt mehrere Theile von der Ernährung aus; daher das Ergrauen und Ausfallen der Haare, der Verlust der Zähne und die durch das Zusammenfallen der Zahnhöhlen entstehende eigenthümliche Gesichtsbildung. Die Beugemuskeln verfolgen, wenig afficirt von der Spontaneität der Nerven, ihr ursprüngliches Uebergewicht über die Streckmuskel; daher sinkt das Haupt nieder, die Schenkel tragen nicht mehr den lastenden Körper; das Rückgrath wird, der stärkern Contraction der Beugemuskel gehorchend, immer mehr vorwärts gekrümmt, eine Veränderung, wel-

welche zugleich durch das Einschrumpfen der Intervertebralknorpel begünstiget wird; selbst die Knochen schwinden und werden kleiner *a*): denn die crude Verdauung und die beschränkte Assimilation versagen den Dienst, und das matte Herz arbeitet vergeblich, die träge und erdige Blutmasse in die entfernteren Theile zur Ernährung hinzutreiben *b*). So greifen Kälte und Erstarrung nach und nach weiter um sich, das Auge erlischt, die Sprache verhallt, der Pulsschlag des Herzens erstirbt, und unter dem letzten kämpfenden Ausathmen *c*) schließt sich die natürliche Metamorphose des menschlichen Organismus mit Euthanasie *d*), und wirft den undurchdringlichen Schleier über die verschlummerte Individualität *e*). — Da liegt nun, ganz der Schwere gehorchend und in den allgemeinen Chemismus wieder ganz verschlungen, die organisch erzeugte Masse, deren unumschränkte Beherrschung von der Aussenwelt nur durch die anfangende Verwesung und durch den diese begleitenden Leichengeruch beurkundet werden kann *f*). — So hätten wir denn das menschliche Individuum, von dem ersten Schritte an, welchen es durch die Geburt zu seiner thierischen Selbstständigkeit that, bis auf den Gipfel seiner erreichbaren Vollkommenheit, und von diesem wieder hinab bis zu jenem Extreme begleitet, wo die räthselhafte Individualität, nach unabänderlichen Gesetzen der Natur, unserem forschenden Blicke verschwindet. Diese bisher gelieferte Uebersicht der Perioden und Metamorphosen des menschlichen Lebens ist die Aufgabe, welche wir einer Naturgeschichte des individuellen Menschenorganismus vorge-

gelegt haben. Wir gehen daher jetzt zur Geschichte der menschlichen Gattung fort. —

a) Blumenbach's Osteologie. S. 36 u. ff. Dieselbe Bemerkung machte schon Maximian in seiner Elegie auf das Alter:

Contrahimur miroque modo decrescimus ipsi
Diminui nostri corporis ossa piutes.

Vergl. Haller a. a. O. Lib. 30. — Nach allem bisher Gesagten ist also der Charakter der organischen Wirksamkeit des hohen Alters Schwäche, so wie es der des Kindes war; nur mit dem Unterschiede, daß jene unheilbar ist, diese kindliche Schwäche aber mit der fortschreitenden Entwickelung selbst sich verliehrt. Das Alter wäre also auch nach dem einseitigen Gesichtspunkte der quantitativen Erregungstheorie (§. 25), was man von jeher behauptet hat, eine wahre Krankheit, aber kraft dieses unbestimmten Begriffes wäre das menschliche Leben vom Anfang bis zum Ende leicht als krank zu demonstriren; was indeß niemanden einfallen kann, welcher in den Begriff der Krankheit auch die Qualität der Functionen der einzelnen Organe und die gestörte dynamische Einheit derselben mit aufnimmt. Noch paradoxer ist aber der Einfall einiger Neuern, welche in dem Organismus des Greises das höchste Wirkungsvermögen erblicken: weil sie durch eine seltsame systematische Verblendung die Energie der organischen Thätigkeit mit der Contraction, oder eigentlicher mit der Cohäsion der Organe verwechseln; eine Ansicht, mit welcher die Hagerkeit und Dürre des ganzen Körpers, die von Runzeln durchwühlte Pergamenthaut, die Stumpfheit der Sinne, das Zittern, die gebogene Stellung, die dünnen weissen Haare und der klappernde zahnlose Mund einen traurigen, oder wenn man will, auch lächerlichen Kontrast machen. S. Babel S. 325 ff.

b) Der Pulsschlag sinkt endlich von 80 Schlägen bis auf 40, 30, 24 herab, sowohl deswegen, weil das Blut die nothwendige Expansivkraft (Dumas a. a. O. T. III. p. 323 ff.) größtentheils eingebüßt hat, als auch weil

weil das Herz durch die übermäßige Cohärenz seiner Fasern die Expansion erschwert (§. 84).

c) Ueber den Mechanismus des natürlichen Todes s. *Richter* de morte sine morbo. Gotting. 1736. 4. und Haller a. a. O. Lib. 30. §. 22.

d) Diesen Tod ohne Krankheit sterben bei weitem die allerwenigsten Menschen, selbst die nicht immer, welche das höchste Ziel der menschlichen Lebensdauer erreichen, s. Hildebrand a. a. O. §. 794.

e) "Umsonst streben wir, die beiden Vorhänge zu zerreissen, die uns alle Aussicht nach einem wahren Anfange und einem wahren Ende des Lebens verwehren". Bouterwek.

f) So wie wir mit Recht den Anfang des individuellen Lebens von der Zeit an rechnen, wo die organische Individualität sich Aeußeres assimilirt; eben so dürfen wir auch das völlige Erlöschen des Lebens nur dann voraussetzen, wenn der Organismus in allen seinen Theilen anfängt, von dem Aeußern assimilirt zu werden; illud putredini contrarium, quod vitae nomine salutamus, sagte schon Junker, und eben diese Fäulniß und Verwesung, nebst dem eigenthümlichen Leichengeruche, sind es, welche jenen durchaus umgekehrten Proceß der Assimilation bezeichnen. Alle andere Zeichen des Todes, welche von den höheren Functionen der Sensibilität und Muskelkraft, oder von der kalten Starrheit u. s. f. hergenommen werden, sind unsicher, und können durch ihre schreckliche Täuschung das Lebendigbegraben veranlassen. S. Bruhierer de l'incertitude des signes de la mort. Paris 1749. übersetzt von Janke. Koppenhagen 1755. Bringmann Beweis der Möglichkeit, daß einige Leute lebendig begraben werden. Düsseldorf 1772. Metzger über die Kennzeichen des Todes und den auf die Ungewißheit derselben gegründeten Vorschlag, Leichenhäuser zu errichten Königsberg 1792.

Aus

Anthropohistorie.

Zweiter Abschnitt.

Naturgeschichte der menschlichen Gattung.

Definet ante dies et in alto Phoebus anhelos
Aequore tinget equos quam consequar omnia dictis
In species translata novas — —

Ovidius.

Einleitung.

§. 86.

Wenn die Gleichartigkeit des Organismus in einer unbestimmbaren Menge von Individuen nothwendig zum Begriffe der Gattung gehört (§. 21): so wird der oberflächliche Beobachter, der bloß an der äußeren Gestalt haftet, nicht wenig in Verwirrung gerathen, wenn er die Einheit der menschlichen Gattung anerkennen soll. Denn historisch haben wir die mannigfaltigsten Verschieden-

hei-

heiten der menschlichen Gestalt kennen gelernt, die entweder wandelbar oder bleibend, und durch Zeugung mittheilbar sind; entweder in der ganzen Organisation, oder in einzelnen Theilen derselben sich offenbaren, und, in so ferne sie den Anthropologen interessiren, nicht mit Verletzung der äußeren organischen Vollkommenheit verbunden sind *a*) (21): denn trotz aller dieser unendlichen Mannigfaltigkeit der Gestalt treffen wir überall die in der Anthropographie aufgezählten Charaktere der menschlichen Gattung an, von denen manche durch das Mehr oder Weniger zwar modificirt, aber nicht aufgehoben werden können. So gewiß nun auch die äußere Gestalt, der Ausdruck des höheren Dynamischen des Lebensprocesses ist (§. 19); so gewiß geht aus dem richtig verstandenen Verhältnisse des Organismus zur Außenwelt (§§. 22 ff.) die Einsicht hervor, daß die Gestalt in sehr vielfachen Modificationen auftreten könne, ohne der dynamischen Wesenheit des Organismus auf irgend eine Art Eintrag zu thun. Die Begründung dieser Einsicht wird den Gegenstand der folgenden Untersuchung ausmachen. Denn wir fühlen uns gedrungen, die Frage aufzuwerfen:

1. wie diese Verschiedenheiten des Menschengeschlechts entstanden sind, ohne die äußeren und inneren Hauptcharaktere der Humanität zu verdrängen? — Sind sie ursprünglich durch mehrere Localschöpfungen *b*) oder Urstämme begründet worden? Oder lassen sie sich aus dem Wechselverhältnisse des menschlichen Organismus mit der Außenwelt, aus Klima, Nahrung u. s. f. erklären?

2) Gibt es, den Resultaten dieser Untersuchung zu Folge, nur Eine Menschengattung oder mehrere?

Aber woher die Antwort auf diese Fragen zu nehmen? Nur einzelne Blätter liegen vor uns aus der Erfahrung von mehreren tausend Jahren; und die ursprüngliche Entstehung des Menschen verliehrt sich in ein metaphysisches oder religiöses Dunkel, das uns zugleich den Urtypus der menschlichen Gestalt verbirgt. Diese Schwierigkeiten verwehren es der Geschichte der menschlichen Gattung, denselben Gang zu nehmen, welchen die Geschichte des Individuums verfolgte, eben deßhalb, weil der Kreislauf der menschlichen Gattung unübersehbar ist (§. 74). Wir können daher der Metamorphose der menschlichen Gattung nicht Schritt vor Schritt folgen, und die Verschiedenheiten derselben nicht, wie ein wahrer historischer Gang es fordert, vor unserem Blicke gleichsam entstehen lassen; sondern wir müssen aus dem richtigen Begriffe des Organismus, aus den fragmentarischen Daten über das qualitative Verhältniß desselben zur äußeren Natur (§§. 27. 28); aus der genauen Beurtheilung der Veränderungen, welche einzelne Völker, in dem uns bekannten Abschnitte der Geschichte, durch die Macht äußerer Einflüsse erlitten haben *c*); endlich aus der Analogie, durch die nothwendige Rücksicht auf die übrige thierische Schöpfung, den Beweis zu führen versuchen, daß unser so mannigfaltig gebildetes Geschlecht nur Eine Gattung ausmache, und daß alle Abweichungen desselben von dem vorausgesetzten Normaltypus als Varietäten (§. 21) mit der Einheit der Gattung sich sehr wohl vertragen können.

a)

a) Sonst würden sie als Monstrositäten unter die organischen Fehler (vitia) und in die Nosologie überhaupt, oder doch in eine pathologische Raritätensammlung gehören.

b) Wie z. B. Voltaire annahm. Vergl. Forster's Bemerkungen auf einer Reise um die Welt. Kap. 6.

c) Herder a. a. O. Th. 2. S. 120 ff.

§. 87.

Was ist aber der innere Character der Gattung? Nicht die wandelbare äußere Gestalt, sondern die dynamische Gleichartigkeit des Organismus, die sich zum Theil in der übereinstimmenden Organisation der Hauptsysteme *a*), zum Theil aber, und vorzüglich in der wesentlichen Homogenität der Functionen und der daraus hervorgehenden Einheit der zeugenden Kräfte ausspricht. Dieser letztere Charakter, als der objectivste und als Folge der vorhergehenden, ist längst von ältern Naturforschern für einen Beweis der Gattungseinheit angesehen worden, gewann in neueren Zeiten angesehene Vertheidiger *c*), und Hr. Schelling hat sogar den Versuch gemacht, ihn aus den Principien der organischen Natur philosophisch zu deduciren *d*). Hieraus würde also folgen, daß alle Varietäten des Menschengeschlechts nur Abartungen Einer und derselben Gattung oder Art sind, vorausgesetzt, daß die Individuen aller jener Varietäten mit einander sich fruchtbar begatten können; könnten wir also diesen Beweis führen, so würde die Frage nach der Einheit der menschlichen Gattung sogleich beantwortet seyn. Aber

1) hat man gegen jene Bestimmung der Gattung Einwendungen gemacht, indem man die Unmöglichkeit oder doch die große Schwierigkeit eines Begattungsversuches bei wilden, zumahl ausländischen, Thieren vorschützte; ferner die Ungewißheit, in der wir uns selbst über die Abstammung mancher Hausthiere, z. B. des Hundes, befinden u. s. f.; daher wurde denn die Entscheidung lediglich der Analogie übertragen. Zeigen sich z. B. bei übrigens ähnlichen Thieren solche Verschiedenheiten, die sich aus den gewöhnlichen Quellen der Abartung erklären lassen, so lassen sie auf Einheit der Gattung schließen; findet jene Erklärung nicht Statt, so ist Verschiedenheit der Gattung wahrscheinlicher.

2) Wenn es auch mit jenem Principe der Gattungseinheit seine völlige Richtigkeit hat, so muß doch begreiflich gemacht werden: wie denn die Hauptverschiedenheiten der menschlichen Organisation entstanden und fortdauern, ohne der Einheit der Gattung zu nahe zu treten? Diese Untersuchung der Ursachen der Abartung wird also durch die Anerkennung jenes Principes nicht überflüssig gemacht, sondern dient viel mehr noch zur Begründung des letzteren.

a) Was sich nicht so wohl auf die Zahl und Größe der gleichartigen, als vielmehr der ungleichartigen Organe bezieht; bey Thieren aber vorzüglich auf die Organisation des Nervensystems.

b) Schon Ray erkannte diesen Charakter der Gattung an, nach ihm Büffon, Frisch u. s. f.

c) z. B. Kant, Girtanner a. a. O. S. 4.

d) Entwurf eines Systems der Naturphilosophie 1799. S. 50 ff.

§. 88.

Jene Einrede aber (§. 87. 1) gegen den aufgestellten Gattungscharakter beruht

1) auf der Verschiedenheit des Bedürfnisses der Naturbeschreibung und Naturgeschichte; die erstere begnügt sich, zum Besten des Gedächtnisses und einer bequemen Uebersicht, die organischen Körper nach einem gemeinschaftlichen Merkmahle der Vergleichung zusammenzustellen und Schulgattungen zu bilden (Species artificialis); die Naturgeschichte aber muß auf Naturgattungen ausgehen und zu den Eintheilungen der Physiographie die Probe oder Berichtigung suchen, die Schule mit der Natur in Harmonie versetzen.

2) Daß dieß ungleich schwerer ist, als Pflanzen und Thiere nach Merkmahlen der Aehnlichkeit zusammenzutragen, versteht sich von selbst, und der gegenwärtige Zustand der Naturgeschichte bewährt es deutlich genug, daß wir noch keine wahre Naturgeschichte besitzen, und daß der Kreislauf der Gattungen für uns ins Unendliche sich verliehre. Vielleicht kennen wir kein Thier so, wie es aus der Hand der schaffenden Natur hervorging, sondern bloß in seinen Abartungen; allein es ist genug, daß

daß wir die Aufgabe einer Wissenschaft, die den Nahmen Naturgeschichte mit Recht verdient, und zu der die Naturbeschreibung sich bloß als Einleitung verhält, aufgefaßt haben; daß jene Aufgabe bis jetzt noch nicht nach allen Seiten gelößt ist, schadet der Wahrheit der Sache und jenes Princips im Geringsten nichts. Zum wenigsten ist dazu ein glücklicher Anfang gemacht *a*), der uns zugleich darüber belehrt, was es mit der räthselhaften Abstammung mancher Hausthiere, z. B. des Hundes, der Ziege *b*) u. s. f. zu bedeuten hat. Für das Bedürfniß der Naturgeschichte also müssen wir die obige Bestimmung der Gattung anerkennen und der Analogie uns bloß als eines untergeordneten Hülfsmittels bedienen *c*).

a) Zimmermann a. a. O. Girtanner a a. O, Schelling a. a. O. Treviranus a. a. O. B. 1 und 2.

b) Zimmermann a. a, O. Th. 1. S. 130 ff.

c) Wie wenig Aufschluß uns oft die Analogie über die Vereinigung mancher Varietäten in einer Gattung geben kann, das beweist schon überhaupt unsere Unkunde in den Ursachen mancher Abartungen, so wie insbesondre der Umstand, daß der Physiograph zuweilen Thiere, die sich in Hinsicht ihres Totalhabitus ganz ähnlich sind, nach einer sehr zufälligen Verschiedenheit in zwey Gattungen spaltet, wie es z. B. mit dem Afrikanischen und Asiatischen Elephanten lediglich nach dem Unterschiede ihrer Zahnkronen geschehen ist; da er hingegen keinen Anstand nimmt, andere Thiere von Einem Totalhabitus, aber von einer eben so unerklärbaren und noch wichtigern Abweichung im Baue für Varietäten einer Gattung zu erklären, z. B. das Schwein mit ungespaltenen Hufen u. s. f.

§. 89.

§. 89.

Alle Individuen einer Gattung müssen also mit dem ursprünglichen Stamme, aus dem sie entsprossen ist, in nothwendiger Beziehung stehen (§. 87); und, hört die letztere ganz auf, als zu einer anderen Gattung gehörig, oder als ausgeartet betrachtet werden; eine Ausartung aber, d. h. eine Verwandlung einer Gattung in die andere darf, nach einem richtigen Begriffe, nicht angenommen werden. Alle Abweichungen von der vorausgesetzten Stammbildung sind bloße Abartungen, und als solche entweder unausbleiblich, und unter allen Himmelsstrichen, oder nur zuweilen und nicht nothwendig erblich, oder durch Zeugung mittheilbar. Unter die erste Klasse der Abartung gehören:

1) die Rasse, eine Abartung, welche

a) bei allen Verpflanzungen und Versetzungen in andere Erdstriche, in langen Zeugungen unter sich, beständig sich erhält, und

b) in der Vermischung mit anderen Abartungen desselben Stammes jederzeit halbschlächtig zeugt, z. B. Neger und Weisse.

2) Die Spielart, eine Abartung, welche ebenfalls bei allen Verpflanzungen und Versetzungen in andere Erdstriche ihr unterscheidendes Merkmahl beibehält, aber in der Vermischung mit anderen Abartungen nicht nothwendig halbschlächtig zeugt. Z. B. Blonde und Brunette.

In die zweite Klasse der Abartungen fallen:

1) Die Varietät, eine Abartung, die zwar oft, aber nicht beständig nachartet. Z. B. gewisse Talente und Fähigkeiten u. s. f.

2) Der besondere Schlag, welcher zwar mit anderen Abartungen halbschlächtig zeugt, durch die Verpflanzung aber nach und nach erlischt; er entsteht besonders durch Klima und Nahrung in verschiedenen Provinzen, z. B. das Münstersche und Friesische Rindvieh bey der Versetzung *a*). Eine Art des besondern Schlages ist der Familienschlag, der durch lange fortgesetzte und unvermischte Zeugungen in denselben Familien entsteht, und den einmahl entstandenen Schlag immer dauerhafter macht, z. B. der Adel in Otaheite, die Juden u. s. f.

So viel zur Einleitung der Geschichte der menschlichen Gattung, um mit dem Gegenstande derselben und den oft vorkommenden Ausdrücken vertraut zu werden *b*).

a) Camper's kleine Schriften B. 1. St. 1. S. 42.

b) Ueber diesen ganzen Abschnitt empfehle ich nachzulesen Blumenbach de gen. h. varietate nativa. Ed III. 1795. das kürzeste und vollständigste Werk, das in vieler Hinsicht mir am meisten gnügt. Camper a. a. O. S. 24. 49. besonders über die Farbe der Schwarzen. Büffon a. a. O. T. V. S. 214 ff. — Zimmermann a. a. O. B. 1. S. 31. 129. *J. Hunter* de hominum varietatibus. Edinb. 1775. *Smith* on the variety in human. species. Zumahl über die Amerikaner. — *Home's* (Lord Kaimes) Sketches of the history of man. — Viel Heterogenes. Herder's Ideen Th 2. S. 1 u. ff. — Kant von den verschiedenen Rassen der Men-

schen in Engel's Philosoph. f. d. Welt. Th. 2. 1777. S. 125. — Derf. in der Berliner Monatsschrift 1785. B. 6. im deutschen Merkur von 1788. Sein, nicht immer glücklicher, Commentator Girtanner über das Kantsche Princip für die Naturgeschichte. 1796. Wünsch's kosmolog. Unterhaltungen B. III. Forster a. a. O. und Ludwig a. a. O. Abschn. 7. Hrn. Hofr. Meiner's Grundriß der Geschichte der Menschheit. Lemgo 1785. Kap. 2. — Diese Schriften hebe ich aus der noch übrigen grossen Menge heraus, weil ich mit ihnen bekannt bin; übrigens erkläre ich mich für die Systematik des Hrn. Blumenbach.

Erstes Kapitel.

Vergleichende Uebersicht der Abartungen thierischer Gattungen überhaupt und Bestimmung der ursächlichen Momente der Abartung.

§. 90.

Schon oben (§. 86) habe ich erinnert, daß die Beantwortung der Fragen, welche die Geschichte der menschlichen Gattung uns vorlegt, es uns zur Pflicht mache, nicht allein auf den Menschen unseren Blick zu beschränken, sondern ihn vielmehr auf den Kreis der übrigen thierischen Schöpfung zu erweitern, vorzüglich auf denjenigen Theil derselben, welcher in Hinsicht der Organisation und Oekonomie mit dem Menschen die meiste Aehnlichkeit besitzt, und welcher zugleich fast allen denselben Einflüssen ausgesetzt ist, als der Mensch; also auf die Säugthiere und Hausthiere überhaupt, denn die letzteren müssen, außer den allgemein verbreiteten Einwirkungen, auch noch die Macht der Kultur erfahren.

Die Erscheinungen aber, unter welchen sich die mannigfaltige Abartung zeigt, lassen sich auf folgende Titel zurückführen.

§. 91.

1) Auf die äußere Oberfläche der Thiere. Und an dieser

a) die Farbe,

deren Verschiedenheit sich z. B. bei Schweinen in mehreren Ländern zeigt *a*), ferner bei Ochsen *b*), Schafen, bei Hunden *c*), Pferden, Truthähnen u. s. f.

b) die Textur der Haare,

deren Verschiedenheit sichtbar ist an den Schafen, aus Tibet, Spanien, Syrien und von Island, Guinea u. s. f.; an Schweinen, dem wilden und zahmen; an den Thieren von Angora, Ziegen, Kaninchen, Katzen u. s. f.

2) Auf die Größe und Statur des Körpers.

Auch hier bemerkt man auffallende Unterschiede an den Individuen derselben Gattung, z. B. an den Schweinen auf der Insel Kuba, an Schafen, z. B. im Oxfordschen, wo sie so groß sind, als Esel, hingegen sind sie in Herfordshire klein u. s. f. *d*), auch an Ochsen *e*) u. s. w.

3) Auf die Gestalt und die Proportion der Theile.

Beispiele liefern die Arabischen und Holsteinschen Pferde; die Ochsen, welche am Kap hochbeinig und in England kurzbeinig sind; in einigen Provinzen keine Hörner tragen *f*); die Schweine, mit höheren Hinterfüßen in der Normandie; mit ungespaltenen Hufen *g*) in Schweden, der Moldau u. s. f. mit drei Klauen, und spannenlangen Klauen auf der westindischen Insel Kubagua *h*);

die

die Schafe mit vielen Hörnern, mit dem dicken Fettschwanze *i*) u. s. w., die Kappvögel.

4) Auf die Bildung des Schädels.

Auch die Abweichung dieses Theiles von der Stammbildung, welche bei den Menschenrassen so auffallend erscheint, ist in der übrigen thierischen Schöpfung nicht ohne Beyspiele. Man vergleiche die Schädel des Hausschweines und Ebers, des neapolitanischen und ungarischen Pferdes; die Thränengruben, welche Camper bei den Auerochsen sehr groß fand, sind bei unserem zahmen Rindvieh verschwunden; bei den s. g. Hollenhünern bemerkt man eine enorme Auftreibung des Stirntheils an ihrem Schädel u. s. f.

Diese, nur durch wenige Beyspiele erläuterte, Uebersicht der Abartungen in der übrigen thierischen Schöpfung möge zum Beweise dienen, daß die mannigfaltigen Gestalten, unter denen sich die Abartung der menschlichen Gattung zeigt, uns gar nicht wunderbar vorkommen müssen, und daß in beiden Fällen das Phänomen der Abartung gewisse gemeinschaftliche Ursachen anerkennen wird, von denen nun weiter die Rede seyn soll.

a) S. Voigts Magazin ꝛc. B 6. S. 10. und 29.

b) Zimmermann a. a. O. B. 1. S. 155.

c) Die Corsikanischen gefleckten und die Guineischen Mohrenhunde s. *Pechlin* de habitu et colore Aethiopum. Kiloniae 1677. p. 56.

d) Ellis von der Schafzucht in Schreber's Sammlungen von Kameralschriften B. 11.

e) *Pallas* spicilegium. fasc. 11. S. 70.

f)

f) Z. B. in Island, s. Horrebow in der allg. Hist. der Reisen B. 19. S. 20. Schon Tacitus (de mor. german. c. 5.) erwähnt dieser Varietät.

g) Dergleichen fand Aristoteles in einigen Gegenden Griechenlands, s. Histor. animal. Lib. 2. Cap. I. Vergl. Büsching's Magazin für die Historie B. 3. S. 572.

h) *Herrera* hechos de los Castillanos B. I. S. 239.

i) Allgem. Hist. der Reisen B. 8. S. 322.

§. 92.

Die ursächlichen Momente aber, welche die Individuen einer Gattung veranlaßten, von ihrer Stammbildung abzuweichen, und die Gesetze ihrer Wirkungsart können nur dann gehörig eingesehen werden, wenn man, neben einem richtigen Begriffe vom Organismus (§. 17), das quantitative und qualitative Verhältniß des letzteren zur Außenwelt richtig beurtheilt (§§. 23 und 27). An den angeführten Stellen der physiologischen Einleitung aber ist bereits gezeigt worden, daß alle äußere Einflüsse, welche die organische Thätigkeit nicht hemmen oder vernichten, nur nach dem Gesetze der Erregbarkeit auf den Organismus wirken können. Die äußeren Einflüsse wirken daher nur mittelbar, was wir durch sie im Organismus hervorgehen sehen, d. h. sie werden durch die organische Thätigkeit selbst beschränkt und modificirt. Die Sonne des Afrikanischen Himmels bracht daher den Mohren nicht schwarz; sondern sie konnte diese Hautveränderung nur bewirken vermöge der organischen Wirksamkeit selbst. Mit der Anerkennung dieses Grundsatzes beurtheilen wir alle unmittelbare äußere

äußere Einwirkungen auf den organischen Körper als zerstörend, indem sie rein chemisch oder rein mechanisch in seine Thätigkeit eingreifen; alle mittelbare Einwirkungen aber erhöhen entweder als Reize die organische Thätigkeit, oder vermindern dieselbe. Indeß würden wir auch hiemit nur ein sehr formelles Verhältniß des Organismus aufgefaßt haben, das zumahl für die Anthropohistorie wenig fruchtbar ist, wenn wir, bei der Beurtheilung der Wirksamkeit äußerer Einflüsse, nicht zugleich auf die Lebensformen und auf den organischen Chemismus und Mechanismus Rücksicht nähmen.

Weil der Organismus nicht als reine Einheit, sondern zugleich als mannigfaltig in dieser Einheit aufzufassen ist: so darf auf das qualitative Verhältniß nicht übersehen werden, in welchem er zu den mancherlei äußern Einwirkungen steht. Und in dieser Rücksicht sind Erstens die objectivsten Functionen des organischen Wesens einer vorzüglichen Aufmerksamkeit zu würdigen (§. 28. 3). Also das gegenseitige Verhältniß der Secretionen und Excretionen, das Verhältniß der Mischung und Stoffe des Organismus u. s. f. (§. 64). Zweitens aber muß man nothwendig bestimmen, auf welche Organe und Functionen die äußern Einflüsse am auffallendsten wirken; denn durch diese speciellere Vermittelung der auf den Organismus wirkenden äußeren Potenzen gewinnen die, durch die letzteren hervorgebrachten, Veränderungen eine bestimmte und eigenthümliche Gestalt, und es wird überhaupt aus diesen qualitativen Rücksichten begreiflich, wie eine und dieselbe Veränderung des

Organismus, z. B. die dunklere Hauptfarbe aus sehr verschiedenen Ursachen entspringen könne.

§. 93.

Die äußeren Einflüsse müssen also, da der Organismus ihre Wirkungen nicht schlechthin aufheben kann (§. 23), nach ihrer verschiedenen Qualität und Quantität auch verschiedene Veränderungen in den organischen Functionen und Systemen, in deren gegenseitigem Verhältnisse und in der äußeren Bildung hervorbringen; diese Veränderungen aber, welche als Abartungen von der Urform zu beurtheilen sind, werden um so auffallender seyn, je mehrere äußere Potenzen, und je länger sie ihre vereinigte Wirksamkeit auf die Individuen einer Gattung gerichtet haben. Dieß findet z. B. im vollen Maße bei der menschlichen Gattung Statt. Es wird aber auch die, unter diesen Bedingungen entstandene, Umbildung des Verhältnisses der organischen Functionen und des Typus der Gestalt desto tiefer haften, und desto unausbleiblicher durch die Zeugung sich fortpflanzen: da die letztern immer dem Typus der individuellen Reproduction folgt (§. 64 und §. 21). Daher erklärt sich die so schwierige, nur durch mehrere Zeugungen, selbst unter einem kälteren Klima, mögliche Umbildung des Negers, und im Gegentheil die so leichte Abweichung des Kaukasiers von der Normalform, wenn er den klimatischen Einflüssen des Negers sich längere Zeit aussetzt. Die ursprünglichen Ursachen der Abartung können aber auch ferner durch entgegengesetzte Einflüsse beschränkt, oder für unsere Beobachtung ganz unwirk-

wirksam gemacht werden. Daher der Unterschied zwischen den Bewohnern von Ländern, die unter einer und derselben geographischen Breite liegen, z. B. zwischen den Völkern unter dem Gleicher in Afrika und Amerika: denn die letzteren können, wegen der widersprechenden Beschaffenheit des Landes, vielleicht niemahls Neger werden. Aus diesem angezeigten Verhältnisse des Organismus zur äußeren Natur erhellt also, daß die äußeren Einflüsse es sind, durch welche, in dem Kreise einer Gattung und den Gränzen der Gesundheit, eine Umbildung der organischen Functionen und eine Abweichung von der Urgestalt nach und nach bewirkt werden könne; daß aber die Zeugung es ist, durch welche die entstandene Abartung, in der noch immer die Urgestalt sich spiegelt, fortgepflanzt und auf neue Individuen übertragen wird *a*).

a) Diese, auf die ersten Principien der organischen Physik gegründete Ansicht; der Entstehung der Abartungen unterscheidet sich offenbar von derjenigen, welche Kant und Girtanner aufgestellt haben. Der Letztere, welcher bloß die Gedanken des verewigten Kant vortrug, berichtet uns a. a. O. S. 11. daß der ursprüngliche Stamm einer jeden Gattung organischer Körper eine unbestimmbare Menge verschiedener Keime und natürlicher Anlagen in sich enthielt, von denen sich durch die verschiedene Richtung des Bildungstriebes (unter der Macht äußerer Einflüsse?) bald diese, bald jene entwickeln, während die übrigen unentwickelt bleiben u. s. w. — Dieser Ansicht aber widerspricht eben so wohl Blumenbach's, als meine Theorie. Denn aus einem Rückblicke auf unsere Deduction des Verhältnisses der organischen Wesen zur allgemeinen Natur ergibt sich 1), daß jene beiden Männer über das besagte Verhältniß nicht völlig im Klaren gewesen sind; 2) aber sind die Keime, von denen bald dieser, bald jes

jener entwickelt werden soll, fingirt und überflüssig. 3) Die Annahme besonderer Keime widerspricht ihrer Zeugungstheorie, der Epigenesis, und führt sie unmerklich zur Präformation zurück, z. B. die Vögel sollen Keime zu einer neuen Schicht Federn haben, die sich aber nur in kalten Himmelsstrichen entwickelt, im warmen aber zurückgehalten wird u. s. f. a. a. O. S. 11. 4) Endlich, warum etwas annehmen, was nicht da ist? Sind denn die Keime, welche bei einer, einmahl gebildeten, Rasse erlöscht seyn sollen, wirklich da gewesen? wo ist der Beweis zu finden? S. 26 schwört Girtanner, bei Gelegenheit der Mißgeburten offenbar zur Fahne der Evolutionisten. Das Klima kann auch ferner 5) keine Schminke auflegen, die von der Rassenfarbe verschieden ist; beide sind Wirkungen der durch das Klima modificirten Functionen des Organismus, und nur dadurch von einander verschieden, daß die Umbildung der organischen Functionen, auf welcher die Rassenfarbe beruht, durch lange fortgesetzte Einwirkung des Klimas entstanden ist, und dem individuellen Bildungstriebe einem anders bestimmten Typus ertheilt hat. S. 41 scheint Girtanner auch noch die Beobachtung Camper's a. a. O. S. 43 ff. eines in Europa gebornen Negerkindes zu ignoriren. — Kurz wenn man auf alle in dem Organismus eingeschlossenen Gegensätze, die wieder nicht ohne die allgemeine Naturthätigkeit bestehen können, achtet, so ist die Abartung der Individuen einer Gattung von der Stammbildung, auch ohne die fingirten Keime u. s. f., kein unauflösliches Räthsel.

§. 94.

Die durch äußere, sehr lange Zeit hindurch fortgesetzte, Einwirkungen quantitativ und qualitativ modificirte Erregbarkeit (§§. 92. 93) des individuellen Organismus ist also die erste Ursache der entstehenden Abartungen; allein die gänzlich oder zum Theil vollbrachte Uebertragung der letzteren

auf

auf neue Individuen ist lediglich das Werk der Zeugung, die nach dem aufgestellten Gesetze (§. 21) wirkt. Die, durch langsame, vielleicht Jahrtausende hindurch fortgesetzte Wirkung äußerer Potenzen, entstandenen Abweichungen von dem Urtypus müssen daher

1) durch die Zeugung plötzlich und gleichsam mit einem Schlage entstehen;

2) aber müssen eben durch die Zeugung die Typen zweier schon entstandenen Rassen mit einander sich vereinigen.

Auf diesen beiden Wegen kann nun eine unendliche Manniafaltigkeit von Abartungen entstehen. Allein welches sind denn jene außer dem Organismus liegenden Ursachen der Abartungen? Die äußern Potenzen, welche diesen Nahmen verdienen, müssen von der Art seyn, daß der Organismus

1) mit ihnen in unaufhörlicher Wechselwirkung steht, und daß sie

2) auf ihn objectiv und materiell einwirken *a*).

So gewiß wir nun auch die hauptsächlichsten äußeren Potenzen, welchen die genannten beiden Charaktere eigen sind, kennen, so wissen wir doch selbst von diesen oft nicht bestimmt anzugeben, warum sie gerade diese und keine andere Umbildung des Organismus bewirken; und zweitens liegen manche specielle Ursachen der Abartung so versteckt, daß wir kaum durch Muthmaßungen sie zu errathen im Stande sind. Beispiele geben die sich gleichbleibende Schädelbildung verschiedener

Völ-

Völker, das Besondere in den Gesichtszügen der Neger u. s. f.

a) Denn eine subjectiv wirkende Ursache der Abartung, z. B. das mährchenhafte Versehen ist und bleibt unerweislich und verwerflich.

§. 95.

Wir wollen jetzt nur die allgemeinsten, offenbarsten und wichtigsten Ursachen der Abartung und ihre besondern Wirkungen kurz aufführen. Unter diesen gebührt der erste Rang

1. dem Klima (§. 31). Dieses, ein Magazin mehrerer, auf den vegetabilischen und thierischen Organismus sehr wirksamer Kräfte ist die fruchtbarste Quelle der Abartung, und niemahls verkannt worden. An Luft und Boden ist jedes lebende Wesen gebunden; die meisten Thiergattungen aber stehen mit den ersteren in einer sehr bestimmten Verbindung, durch Haut und Lungen oder Kiemen. Sowohl durch jene allgemeine, als diese engere Wechselwirkung des Klima's mit den organischen Naturen muß die Luft, die immer wieder mit dem Boden in einem bestimmten Verhältnisse steht a), nach ihrer verschiedenen Mischung, Temperatur, Reinheit, Schwere u. s. f. einen bedeutenden Einfluß auf die Metamorphose der Individuen einer Gattung gewinnen. So anerkannt und unbestritten diese Wahrheit ist, so sehr schwer hält es hingegen, in einzelnen Fällen zu bestimmen, welche Veränderung organischer Wesen lediglich vom Klima, und welche von andern Einwirkungen abzuleiten sei. Indeß hat das Klima deutlichen Einfluß

1) auf die Größe organischer Wesen, die in äußerst kalten Erdstrichen sehr klein, in heissen größer und in gemäßigten am größten werden. Dieß beweisen dieselben Pflanzen aus verschiedenen Himmelsstrichen *b*) dieselben Thiere, z. B. Pferde, Füchse u. s. f. *c*), und auch Menschen, unter denen man bloß die elenden Peschers, die Lappen, Eskimos u. s. f. mit den stämmigen Patagonen und anderen Völkern aus dem wärmeren Klima vergleichen darf, um diese Wirkung der verschiedenen Temperatur nicht zu verkennen *d*).

2) Auf die Farbe der Pflanzen, Thiere und Menschen. Pflanzen und Thiere sind dunkler gefärbt in den heissen Erdstrichen, heller bis zur Schneeweisse im kalten Norden, zumahl in der Eiszone. Hier sind beinahe alle die Thiere weiß, welche im gemäßigten Himmelsstriche mehr oder weniger dunkel von Farbe sind, z. B. Füchse, Pferde, Hasen, Wiesel, Eichhörnchen u. s. f. *e*); ja dieselben Thiere, welche in der kalten Zone im Sommer dunkelfarbige Haare oder Federn tragen, bekommen im Winter weisse *f*). Hühner und Hunde sind in Guinea u. s. f. schwarz *g*).

3) Auf andere Veränderungen der Oberfläche der Thiere. So haben z. B. in Syrien, vorzüglich in der Gegend um Angora, die meisten Thiere: Kaninchen, Katzen, Hunde, Schafe und Ziegen ein sehr langes, weisses und feines Haar; eine Eigenheit, die ohne Widerrede vom Klima herrührt, weil sowohl fleisch- als grasfressende Thiere dadurch sich auszeichnen.

a) Man muß nähmlich nicht vergessen, was ich schon oben (§. 31) erinnert habe, daß Klima nichts anders ist, als die durch den höheren Einfluß des Sonnenlichtes modificirte Beschaffenheit der Luft und des Bodens, und daß diese beiden sich wechselseitig bestimmen, das kann nicht nur aus der speculativen Physik abgeleitet, sondern auch durch mehrere Thatsachen zur Gnüge gezeigt werden. Man denke nur, was die Kultur des Erdreiches über das Klima vermag! Man vergleiche das alte wälderreiche Deutschland und Nordamerika mit dem jetzigen! Was war sonst und ist jetzt Italien und Frankreich!

b) Linné (Flora Lapponica, Prolegom. 16. d. — Cranz Fortsetzung der Historie von Grönland. S. 243. Haller (historia stirpium Helvetiae. II. p. 317 u. a.

c) Cranz Historie von Grönland S. 97. *Th. Birch* history of the royal society. III. p. 171. Linné (Fauna suecica. S. 1. u. a. m.

d) *H. Ellis* Voyage to Hudson's Bay S. 256. — *Falkner* description of Patagonia. Hereford. 1774. S 24.

e) Cranz Historie von Grönland S. 97 u. a. m. D. Murray (prodr. stirp. Gotting. p. 18 ff.). Frisch Geschichte der Vögel. Heft 1. u. m. A.

f) Cranz a. a. O. S. 101. Linné Fauna Suecica. S. 7. *Cartwright* journal etc. T. I. S. 279.

g) Pechlin (de habitu et colore aethiopum p. 56).

§. 96.

Weniger wichtig, aber doch noch immer bedeutend genug, ist als Ursache der Abartung

II. die Nahrung. Freilich, wenn man dem Lucrez beipflichten will, kommt auf die verschiedene Qualität der Nahrungsmittel wenig oder gar

nichts

nichts an, und dieser Autorität kommt selbst das Resultat neuerer Untersuchungen über die Bestandtheile der vegetabilischen und thierischen Substanzen freundschaftlich entgegen; beide Arten von Nahrung sollen nähmlich die bekannten Grundstoffe mit einander gemein haben *a*), und daher alle auf dieselbe Art den Organismus afficiren. Aber Pflanze ist nicht Fleisch, und Fleisch nicht Pflanze: denn zugegeben, daß in beiden alle Kräfte der Materie zusammentreffen, so darf doch deßhalb nicht übersehen werden, daß sie in jeder bestimmten Materie in ein verschiedenes Verhältniß treten und dadurch eine verschiedene Wirkung auf den individuellen Organismus begründen *b*). Dieses theoretische Räsonnement hat indeß auch die Erfahrung schon längst bestätiget. Denn es ist ausgemacht, daß verschiedene Nahrungsmittel nicht allein den Säften und festen Theilen besondere Eigenschaften mittheilen *c*), sondern daß sie auch in der Farbe, Textur der Haare und Größe organischer Körper bleibende Veränderungen bewirken. So fand Forster *d*), daß dieselben Pflanzen, welche in fettem Erdreiche dünnes Laub hatten, in einem sandigen und felsigen Boden dicke und fleischige Blätter trugen u. s. f. Stieglitze, Hänflinge, Blutfinken und Lerchen bekommen schwarze Federn und werden außerordentlich fett, wenn sie lange Zeit mit Hanfsamen oder Leindotter gefüttert werden *e*). Pferde und Kühe, welche in fettem Grase weiden, z. B. in den s. g. Maschländern, oder auf den Alpen der Schweiß, werden viel größer, als die, welche an magern Stellen weiden u. s. f. Ja selbst der Geschmack

und

und das Gewicht des Fleisches von einem und demselben Thier verändern sich nach der Verschiedenheit des Futters. Endlich beweist sich der Einfluß verschiedener Nahrung selbst auf den Menschen wirksam und kann zu Abartungen Veranlassung geben. Ich erinnere hier nur an die Wirkungen des Branntweintrinkens auf die Nordamerikanischen Wilden, der vegetabilischen Nahrung auf den Adel von Otaheite *f*) u. s. f.

a) *Fordyce* on the digestion of food.

b) Dieß ergiebt sich schon aus unserer Ansicht des Verhältnisses der Organismen zur äußeren Natur (§. 23 ff.)

c) Dömling (gibt es ursprüngliche Krankheiten der Säfte etc. 1800. §. 94 u. ff. Hufeland System der prakt. Heilkunde B. I. 1804. §. 48. S. 141.

d) Bemerkungen auf einer Reise ꝛc. S. 155.

e) Günther im Naturforscher. St. 2. S. 1.

f) Forster a. a. O. S. 236. Ellis a. a. O.

§. 97.

III. Die Lebensart der Pflanzen, Thiere und Menschen ist eine fruchtbare Quelle der Abartung, und ihre Wirksamkeit offenbart sich deutlich in dem Unterschiede zwischen angebauten und wilden Pflanzen, zwischen Hausthieren und wilden Thieren derselben Gattung, und endlich zwischen dem rohen und kultivirten Menschen. Die Wirkungen des verschiedenen Grades der Kultur, welche der verschiedenen Lebensart parallel geht, bestehen vorzüglich in Folgendem:

1)

1) Die Kultur verändert meistens viel in dem Habitus oder der Gestalt der Thiere und Menschen, verschönert oder verhäßlichet sie, stimmt die ursprünglichen Sitten der rohen Thiere um *a*), macht durch Erhöhung der Energie der subjectiven Functionen die Thiere gescheuter und die Gesichtszüge des Menschen ausdrucksvoller *b*) u. s. f. Bei den Thieren bringt sie auch häufig gewisse Zeichen der Knechtschaft hervor, z. B. hängende Ohren und Schwänze; die mannigfaltigsten Veränderungen der Farbe in demselben Klima und bei derselben Nahrung, so auch in der Textur der Haare u. s. f.

2) Die Kultur vermehrt die Fruchtbarkeit, wie die Vergleichung des wilden und zahmen Schweines, der wilden und zahmen Katze u. s. f. lehrt.

3) Die Kultur erzeugt Mißgeburten; was die Naturgeschichte der Hausthiere und das Beyspiel der erstaunlichen Mannigfaltigkeit der Tulpen, und überhaupt aller unserer Gartenfrüchte beweisen können.

4) Die Kultur kann auch bei manchen Thieren die Fetterzeugung begünstigen, z. B. bei dem Hausschweine, der Gans.

5) Endlich ist sie die Mutter neuer und zahlreicher Krankheiten, von denen das Thier in seinem rohen Zustande nicht leidet, wie ich schon oben (§. 71) gezeigt habe; ja sie erzeugt selbst neue Wurmarten, von denen sich in dem wilden Thiere derselben Gattung keine Spur findet, z. B. die Finnen bei dem Hausschweine.

Die Lebensart und Kultur verdienen also, diesem zu Folge, unter den Ursachen der Abartung einen vorzüglichen Platz, und von ihnen scheint zumahl die unendliche Mannigfaltigkeit der Individuen in einer und derselben Nation und kleineren Gesellschaft abzuhängen *c*).

a) Dieß zeigt schon die ganz verschiedene Art von Vertheidigung, deren sich das wilde und zahme Pferd bedienen. S. Gmelin's Reise durch Rußland Th. 1. S. 45.

b) Girtanner a. a. O. S. 219 u. ff. Man stelle indeß nur das nichtssagende Gesicht der Bauern in verschiedenen unserer Gegenden mit dem bedeutungsvollen Gesichte des kultivirteren Städters zusammen.

c) Dieß gilt zumähl von der ins Unendliche spielenden Mannigfaltigkeit der Gesichter, welche bei einer Gesellschaft kultivirter Menschen viel auffallender ist, als bei solchen, die auf einer tieferen Stufe der Bildung stehen. Daher glaube ich auch gern, daß an der Versicherung mehrerer und glaubwürdiger Reisebeschreiber etwas Wahres ist, wenn sie eine auffallende Aehnlichkeit der rohen Bewohner Amerika's behaupteten (*Robertson's* history of America. London 1772. 4. Vol. I. S. 259. 461 und 462). Diese Aehnlichkeit ist, deucht mich, nicht allein von der Rasseneinheit, sondern auch von der größeren Gleichförmigkeit der Gesichtszüge zu verstehen.

§. 98.

Diese drey Hauptursachen der Abartung können, wie die Natur der Sache es mit sich bringt, nur langsam und allmählig den Typus der Gattung verändern, viele Spielarten, Varietäten und Familienschläge (§. 89) hervorbringen; allein das Siegel einer Rasse kann bloß die Zeugung ihnen auf-

aufdrücken (§. 93): denn die besagten Einflüsse sind bloße äußere Momente der Abartung, das innere ist und bleibt immer die Zeugung. Sind nun einmahl durch das Zusammenwirken dieses inneren und jenes äußeren Moments der Abartung die Rassen entstanden, so können, nach dem oben (§. 94) aufgestellten Gesetze, durch die Vermischung zweier Rassen

III. Blendlinge entspringen, die mit beiden etwas gemein haben und einen Mittelschlag bilden. Dieses ist die Bastardzeugung (gener. hybrida), die mit Einem Schlage Abartungen schafft. Indeß verwahre ich mich hier sogleich feierlich gegen den gewöhnlichen Begriff der Bastardzeugung, nach welchem diese die fruchtbare Vermischung zweier Naturspecies bedeuten soll; ein Begriff, der unseren obigen Grundsätzen (§ 87 ff.) geradezu widerspricht, übrigens aber noch von manchen heutigen Naturforschern als reel vertheidiget wird. Die Annahme solcher Bastarde beruht auf der Verwechslung der Natur- und Schulgattung, und auf dem Mangel eines leitenden Princips (§. 87). Pferde und Esel sind z. B. zwei Schulgattungen, die zu Einer Naturgattung gerechnet werden müssen, weil die Individuen derselben mit einander fruchtbare und zeugungsfähige Blendlinge zeugen *a*). Eben so verhält es sich mit den Blendlingen, welche durch die Vermischung von Kanarienvögeln, Hänflingen, Zeisigen u. s. f. entstehen; denn diese Blendlinge legen das unzweideutige Zeugniß ab, daß die besagten Vogelarten zu Einer und derselben Naturgattung gehören *b*).

Noch weniger läßt sich aber der, von mir bestrittene, Begriff eines Bastards in Beziehung auf die Menschengattung vertheidigen. Denn so viele Beispiele von unnatürlicher Vermischung menschlicher Individuen mit männlichen oder weiblichen Thieren, ja selbst mit Affen, auch immer bekannt geworden sind *c*); so ist doch kein gegründetes Zeugniß vorhanden, daß eine solche Vermischung fruchtbar gewesen sei *d*). Der oben aufgestellte Begriff eines Blendlings ist also allein der Natur angemessen. So entstehen denn, durch Vermischung der schon entstandenen Rassen, Blendlinge, durch wechselseitige Begattung der letzteren Halbrassen, und so fort eine unübersehbare Mannigfaltigkeit von Abartungen, der Einheit der Gattung unbeschadet.

a) Sowohl das gemeine Maulthier als der seltnere Maulesel sind fruchtbar. S. *Aristoteles* de mirabilibus, herausgeg. von Beckmann, S. 142. 427. *Büffon* hist. natur. Supplement. T. 3. p. 16. Lettere Sull' Indie orientale. T. II. 1802. S. 241.

b) *Sprenger* opuscul. physico-mathemat. S. 38.

c) Zu dieser Unnatur verführte entweder die Geilheit Männer (*Thomas Warton* ad Theocrati Idyll. I. 88. p. 19) und Weiber (Steller's Beschreibung von Kamtschatka S. 289); oder der religiöse Aberglaube (*D'Hancarville* recherches sur l'origine des arts de la Grèce T. I. p. 320 ff.) und Martin a Baumgarten Equ. Germ. Peregrinatio in Aegyptum Arabiam etc. p. 73); oder medizinisches Vorurtheil (s. Pallas's neue nordische Beiträge Thl 2. S. 381, oder endlich zwang dazu die Weiber Gewalt, zumahl der grösseren und stärkeren Affenarten (Elias Hessen's ostindische Reisebeschreibung S. 186. Schwarz's Reise nach Ostindien 1751. S. 51. Philipp's in *Churchill's* Collection of Voyages T. VI. p. 211. *De*

la

la Brosse in *Büffon* histoire naturelle T. 14. S. 80. u. a. m.

d) Obgleich dieß mehrere leichtgläubige Reisebeschreiber von der Vermischung der Menschen mit Affen versichern, z. B. der fabelhafte Köping (Beskriving om en resa genom Asia u. s. f. S. 121), so auch Zuchelli (relazione del viaggio e missione di Congo Venezia 1712. 4. S. 107; ebenfalls Hesse a. a. O. u. m. a.

§. 99.

Durch die Zeugung nun können auch

V. sogar Fehler der Organisation auf neue Individuen übertragen und die Quelle einer Abartung werden. Dahin rechne ich

1) die übermäßig weisse, ungefleckte Farbe bei Thieren und das Hochblonde bei Menschen; beide Beschaffenheiten der Haut stehen nahe an der Gränze des Kakerlakismus. Schon Bacon nannte die weisse Farbe der Thiere *the colour of defect*, und Büffon hält sie für den höchsten Grad der Abartung, da falb und braun die natürlichen, ursprünglichen Farben beinahe aller Vierfüßer sind. Zum Beweise des Gesagten dienen die kastrirten Ungarschen Ochsen, die Angorischen Thiere (§. 91) u. s. f.

2) Der Kakerlakismus selbst, welcher darin besteht, daß bei Menschen oder Thieren Haut und Haare schneeweiß sind, der Augenstern bloß rosenfarben, und die Pupille röthlich, weil der schwarze Schleim im Innern des Auges fehlt. Diese fehlerhafte Beschaffenheit der Organisation, welche unter allen Menschenras-

rassen, so wie unter den warmblütigen Thieren zuweilen angetroffen wird, erbt durch die Zeugung, freilich nicht immer, fort, und kann auf diesem Wege, wenigstens bei Thieren, das Ansehen einer wahren Rasse gewinnen, z. B. die weissen Kaninchen, das Frettel (mustela furo) u. s. f. Hierher gehört auch

3) Die nur bei Menschen beobachtete, mit Warzen bedeckte Haut *a*), welche ebenfalls von dem Vater auf die Kinder forterbt, und nach Edward's und Zimmermann's *b*) richtiger Bemerkung, unter den gehörigen Umständen, d. h. durch Zeugungen unter den Gliedern der Warzenfamilie selbst, sehr leicht zu einer eignen wunderbaren Rasse den Grund legen konnte *c*).

a) Bis jetzt sind, meines Wissens, nur zwei Beispiele dieser merkwürdigen Hautorganisation bekannt, nähmlich die Englische Familie Lambert. S. Philosophical transactions Nro 424 und B. 42. S. 21. Vergl. G. Edwards Gleanings of natural history 1758. Vol. I. S. 3. Plate 212. und *W. G. Tilesius's* ausführliche Beschreibung und Abbildung der beiden s. g. Stachelschweinmenschen aus der bekannten Engl. Familie Lambert, Altenb. 1802. Das zweite Beispiel ist beschrieben in Historia pathologica singularis turpitudinis cutis Joh. Godofr. Reinhardt, viri 50 annorum. Lipsiae 1793 fol.

b) Geograph. Geschichte ꝛc. B. 1. S. 105.

c) Gewiß läßt sich dieß Verzeichniß noch mit den Mißgeburten von mancherlei Art vermehren, die sich freilich nicht unausbleiblich, aber doch zuweilen durch die Zeugung fortpflanzen, z. B. die sechsfingarigen Familien, die selten beobachteten drei Brüste

eines

eines Weibes. S. *Olaus Borrichius* in *Thom. Barthol.* Epistolar. medicin. Cent. IV. 1740. S. 172. u. f. f.

§. 100.

Weniger ausgemacht und von einigen Naturforschern vertheidiget, von anderen aber verworfen, ist endlich

VI. die Quelle der Abartung, welche in zufälligen Verstümmelungen und absichtlichen Künsteleien des menschlichen und Thierkörpers liegen soll.

Für diese Quelle der Abartung haben sich bereits alte und genaue Beobachter, ein Hippokrates *a*) und Aristoteles *b*) erklärt; in neueren Zeiten aber hat die Annahme derselbeu, zumahl bei Kant *c*) und Girtanner *d*), Widerspruch gefunden. Die Vertheidiger dieses ursächlichen Moments der Abartung berufen sich auf die mehrmahls gemachte Beobachtung, daß z. B. Narben *e*), durch Kunstgriffe verunstaltete, oder in eine beliebige Form gebrachte Köpfe *f*), der durch Verstümmelung entstandene Mangel an Fingern *g*), die durch Beschneidung verkürzte Vorhaut, die künstlich abgestumpften Schwänze der Hunde, Katzen und Pferde *h*) u. s. f. von den Aeltern auf die Kinder oder Jungen sich fortgeerbt haben. Die Gegner dieser Meinung aber stützen sich auf die geringe Glaubwürdigkeit dieser Beispiele, und auf den, noch sehr in Anspruch zu nehmenden, Grundsatz: man müsse in der Naturgeschichte gar keinen, in das Zeugungsgeschäft pfuschenden Einfluß willkürlicher Handlungen gelten lassen. Allein theoreti-

sche

sche Grundsätze, die nicht in den höheren Principien der Wissenschaft wurzeln, sind nicht schlechthin anzunehmen, und eine solche Wurzel nehme ich hier durchaus nicht wahr. Es verhält sich auch ferner zu dem individuellen Organismus die fremde, objectiv wirkende Willkühr eben so, wie jede andere äußere Naturkraft; und so wenig wir Bedenken tragen, diese als Ursache der Abartung anzuerkennen, eben so wenig möchte ich auch zufällig oder künstlich entstandene Verletzungen der organischen Vollkommenheit, von den Ursachen der Abartung ganz und gar ausschließen. Können überhaupt Fehler der Organisation (§. 99) durch Zeugung sich fortpflanzen, warum nicht auch, wenn sie von den besagten Ursachen herrühren? Liegt doch selbst die Zeugung (§. 21) und noch so mancherlei Einflüsse, die durch dieselbe den Typus der Gattung verändern, im Dunkeln; warum sollen wir hier durch einseitige Theorien uns sogleich zum Absprechen verleiten lassen *i*)? — Doch dieß mag über die Gründe der Abartung im Allgemeinen genug seyn; wir wenden uns jetzt zu den Gestalten, worin die menschliche Abartung sich zeigt, und zu den Ursachen derselben ins besondere.

a) De aere, aquis et locis. Ed. Charter. T. 6. S. 206. 208.

b) De generat. animal. — Klügel's Encyklopädie. Th. I. S. 541. Ausg. 2.

c) In der Berliner Monatsschrift 1785. B. VI. S. 400.

d) a. a. O. S. 30 u. ff.

e) Aristoteles a. a. O. Plinius a. a. O. Goldsmith (history of the earth. Vol. 2. p 238.)

f)

f) Hippokrates a. a. O. J. C. Scaliger (comment. in Theophr. de cauſ. plant. Lib. 5. p. 287. Cardan Opp ed. *Spon.* B. 3. S. 162.

g) Journal d'hiſtoire natur. Heft 12. S. 92. Blumenbach in Voigt's Magazin B. 6. S. 22.

h) *Nath. Highmore* hiſt. of generation. S. 31. *Digby* on the nature of bodies S. 214. Forſter in den Beiträgen zur Länder- und Völkerkunde Th. I.

i) Man unterſcheide nur die verſchiedenen Grade der Abartung, wie wir ſie oben (§. 89) beſtimmt haben, und man bürde mir nicht die Meinung auf, als wollte ich durch Verſtümmelungen und Künſteleien wirkliche Raſſen entſtehen laſſen; ich behaupte nur als Wahrſcheinlichkeit und nach den angeführten Beiſpielen, die gewiß nicht alle überſehen werden dürfen, daß vermittelſt der obigen Momente durch die Zeugung allerdings Varietäten und beſondere Schläge entſpringen können. Mit den Beiſpielen aber, welche das Gegentheil darthun ſollen, iſt man ſo ſparſam, daß ich nur ein einziges, überdieß nicht einmahl authentiſches, im Girtanner a. a. O. S. 34 habe auffinden können. Daß ſogar krankhafte Zufälle einzelner Organe, z. B. das Blinzeln der Augen, forterbe, zeigt unter andern Hacquets Beobachtung in Voigt's Magazin B. 6. S. 34 ff. —

Zwei-

Zweites Kapitel.

Von den mancherlei Formen und Ursachen der Abartungen in der menschlichen Gattung.

Jam in facie vultuque nostro, cum sint decem aut paulo plura membra, nullas duas in tot millibus hominum indiscretas effigies existere: quod ars nulla in paucis numero praestet affectando.

Plinius.

§ 101.

Die im vorhergehenden Kapitel aufgezählten Arten und ursächlichen Momente der Degeneration überhaupt, erleichtern uns den Gang dieser Untersuchung, in welcher wir zu den Formen der Abweichung des Menschengeschlechts von der Urgestalt besonders, die jedesmahligen Gründe und Entstehungsarten aufzufinden haben; allein jene allgemeine Uebersicht kann doch nichts weniger, als alle die Schwierigkeiten aus dem Wege räumen, welche mit diesem Theile der Anthropohistorie verknüpft sind. Ich fühle daher hier zumahl das Bedürfniß, mich an das Vollkommenste, was wir bis jetzt in dieser Art besitzen *a)*, genau an-

anzuschließen, und da, wo mein Zweck keine Ausführlichkeit gestattet, ein für allemahl darauf zu verweisen.

a) Blumenbach de gen. h. v. nativ. Ed. III. Sect. III. und IV.

§. 102.

Hautfarbe des Menschen.

Aus mehreren Gründen machen wir zuerst auf die menschliche Hautfarbe aufmerksam:

1) weil sie der beständigste und mittheilbarste Charakter der Rassen ist; weßhalb sie auch
2) bei Blendlingen. (§. 98) eine Mischung der Farbe beider zeugenden darstellt,
3) auf die Farbe der Haare und Blendung die innigste Beziehung hat; dann
4) selbst mit den Temperamenten in einem offenbaren Verhältnisse steht *a*), und endlich
5) weil sie von allen Beweisen der Abartung bei Menschen am meisten in die Augen fällt.

Indeß wird es bei Sachkundigen kaum einer Erinnerung bedürfen, daß die Hautfarbe weder der einzige, noch auch ein untrüglicher Charakter der Rasse sei, und die Folge unserer Untersuchungen selbst wird dieß lehren.

a) Dumas a. a. O. Th. I. S. 420 ff.

§. 103.

Sitz der Hautfarbe.

Da es anatomisch erwiesen ist, daß die menschliche Haut aus drei deutlich von einander trennba-

baren Membranen besteht, so fragt es sich, welche von diesen Hauptlagen das Substrat der Farbe sei. Die stärkste und am meisten organisirte dieser Membranen ist die Lederhaut (corium), welche, mit einer äußerst großen Menge von Nerven und lymphatischen Gefäßen, und mit höchst feinen und engen Netzen von Blutgefäßen versehen, die eigentliche Grundlage der Haut ausmacht. Diese Lederhaut ist bei allen auch noch so dunkel gefärbten Menschen weiß *a*). Auf ihr aber liegt der malpighische Schleim, der in hellfarbigen Menschen sehr fein und zart, am Neger aber dicker ist und als eine eigenthümliche schleimige Haut kann dargestellt werden *b*). Ueber dieser Schleimhaut liegt endlich das durchscheinende Oberhäutchen, der unmittelbaren Berührung der atmosphärischen Luft Preis gegeben.

Jene Schleimhaut nun ist der eigentliche Sitz der Hautfarbe, wie es seit Malpighi's Zeiten durch alle Beobachtungen anatomisch erwiesen ist *c*). Indeß nimmt auch die Epidermis oder das Oberhäutchen an der Farbe einigen Antheil *d*), weil es wahrscheinlich nur die äußerste Lage der Schleimhaut selbst ausmacht; auch sind beide nerven- und gefäßlos und als Secrete der Lederhaut zu betrachten. Diese Schleimhaut nun ist in weissen Menschen sehr dünn und farbenlos, so daß die fleischfarbene Lederhaut durchscheint; in allen dunkelgefärbten Menschen aber ist sie dicker und mit einem stärkern oder schwächern Pigmente versehen, und nach der verschiedenen Intensität dieses Pigments und der daher entspringenden Verschiedenheit der Hautfarben lassen sich auch füglich die Charaktere der Menschenrassen bestimmen.

a)

a) Sömmering über die körperliche Verschiedenheit des Negers vom Europäer §. 48.

b) Daselbst. Vergl. *Albinus* de sede et causa actoris aethiopum etc. L. B. 1737. 4. F. I.

c) Malpighi, der Entdecker des Schleimnetzes, vermuthete hierin zuerst den Sitz der Negerschwärze, den Pechlin a. a. O. Cap. 7 durch die anatomische Untersuchung einer Negerin erwies.

d) Sömmering a. a. O. §. 48.

§. 104.

Verschiedenheit der Hautfarbe.

So schwer es auch um eine durchgreifende Eintheilung der Menschenrassen nach der Verschiedenheit der Hautfarben halten mag, weil sie einerseits in mannigfaltigen, nicht leicht zu bestimmenden Nuancen spielt, anderseits aber auch Eine und dieselbe Farbe kein so ausschließliches Eigenthum einer Menschenrasse ist, daß sie nicht auch bei einer andern sollte vorkommen können u. s. f.: so lassen sich doch, wie mich deucht, alle Rassenverschiedenheiten der Farbe, nach Blumenbach, auf folgende fünf reduciren:

1) Die weisse Farbe, mit rothen Wangen, welche, die Lappen und übrigen Finnen ausgeschlossen, allen Europäern, ferner den westlichen Asiaten und Nordafrikanern eigen ist.

2) Die gelbe Farbe (Gilvus oder buxeus, Engl. Yellow, olive-tinge): meistens waizengelb, theils wie gekochte Quitten, oder wie getrocknete Zitronschalen; sie ist allen mongolischen Völkerschaften gemein.

3) Die zimmerbraune Farbe (Cuprinus, Engl. Copper-coulour, Fr. bronzé). Lohfarben, zum Theil wie Eisenrost oder angelaufenes Kupfer: sie ist beinahe allen Amerikanern eigen.

4) Die eigentlich braune Farbe (badius, Engl. tawny, Fr. basané) einerseits bis ins helle Mahagoni, anderseits bis ins dunkelste Nelken- und Kastanienbraun: sie ist die Farbe der Malayen und Südsee-Insulaner.

5) Die schwarzbraune und schwarze Farbe (fuscus oder fuligineus, Engl. tawny-black, jet black). Man findet sie im Durchschnitt bei den Afrikanern (die nördlichen ausgenommen) in verschiedenen Abstufungen; indeß wird sie auch bei manchen Bewohnern der Südsee-Inseln, z. B. der Neuholländer, und selbst in Amerika, z. B. bei den Kaliforniern u. s. w. beobachtet.

a) Man unterscheide indeß genau die dunkle Farbe, deren Entstehung von klimatischen Einflüssen und der Zeugung abzuleiten ist, von dem künstlichen Teint, den sich manche barbarische Völker durch allerlei Pflanzenpigmente, Salben, Firnisse u. s. f aus verschiedenen Absichten zu verschaffen wissen. Vergl. De Pauw a. a. O. S. 231. u. a. m. O.

§. 105.

Ursachen dieser Verschiedenheit.

So leicht wir aber übrigens den eigenthümlichen Sitz der Hautfarbe entscheiden und die Hauptunterschiede derselben angeben konnten: so schwer ist im Gegentheil die Untersuchung über die vollständige Ursache dieses Phänomens. Dieß beweis-

weisen die unbefriedigenden Bemühungen fast aller Naturforscher und Aerzte, welche sich mit der Erklärung, zumahl der auffallenden Negerschwärze, befaßt haben. Denn schlechthin behaupten, die dunkle Hautfarbe rühre vom Einflusse des heissen Klimas her *a*), heißt bloß ein äußeres ursächliches Moment angeben, ohne daß man gerade diese bestimmte Wirkungsart desselben im Organismus aufklärt. Leitet man ferner die Hautfarbe ab von der Galle *b*), vom Blute *c*), oder von Blutkügelchen, die nach der Haut hingetrieben, oder von dem Uebermaße des Eisens, welches aus dem Negerblute, vermittelst der transspirirten Phosphorsäure, in dem Schleimnetze niedergeschlagen wird *d*), so behauptet man in allen diesen Fällen eine Meinung, die mit unseren gegenwärtigen Einsichten in die thierische Oekonomie, und selbst mit chemischen Kenntnissen mehr oder weniger im Widerspruche steht. Nimmt man aber vollends zu leeren Fictionen seine Zuflucht, z. B. zu einem hypothetischen Nervensafte *e*), der sich mit einem noch mehr problematischen Secrete mischen soll *f*), um die Hautfarbe zu erzeugen: so sind das physiologische Träume, die man am besten unbeantwortet läßt *g*). Ueberhaupt aber liegt der Grund sowohl dieser angezeigten, mißlungenen Versuche, als der Schwierigkeit einer glücklicheren Erklärung in der mangelhaften Bekanntschaft mit dem qualitativen Verhältnisse des Organismus (§. 27) sowohl an sich, als gegen die Außenwelt betrachtet.

a) Wie z. B. Büffon a. a. O. B. 3. S. 526. Zimmermann a. a. O. Th. 1. S. 77. De Pauw a. a. O. B. 1. S. 208 und 213. u. a. m.

b)

b) Z. B. Barrere (diss. sur la cause physique de la couleur des negres. Perpign. 1741. 12 auch Sanctorin.

c) Th. Towns in philosoph. transactions B. 10. S. 398.

d) Kant's Meinung s. Engel's Philosoph. für die Welt B. 2. S. 151.

e) Z. B. Meckel in Memoires de l'academie des sciences de Berlin T. IX., wo er die Farbe von einem Safte herleitet, welcher aus dem Gehirne durch die Nerven auf die Haut abgesetzt wird Diese sonderbare Meinung stützt er auf die Beobachtung, daß das Gehirn der Neger dunkel gefärbt sei, worin ihm aber von Bonn, Walter, Sömmering und Camper widersprochen wird. S. Sömmering a. a. O. §. 53.

f) Eine solche geheimnißvolle Mixtur nahm Le Cat an. S. Traité de la couleur de la pean humaine. Amst. 1765. 8.

g) Ueberhaupt findet man die Aufzählung der älteren Hypothesen und Träumereien über diesen Gegenstand im Albinus a. a. O.; der neueren in Haller's elementa physiologiae T. V. S. 20.

§. 106.

Fortsetzung.

Um so mehr verdient daher die glücklichste und den neueren physiologischen Aufklärungen im Ganzen entsprechende Ansicht von Blumenbach *a*) die dankbare Aufmerksamkeit des Anthropologen, die auch ich, zugleich mit meinem Beifalle, derselben in der Hauptsache nicht versagen kann *b*). Die Hauptsache dieser Ansicht nun ist folgende:

Daß

Daß nähmlich der nächste Grund der dunkeln, braunen und schwarzen Farbe der Haut in dem Kohlenstoffe zu suchen sei, der in dem Malpighischen Schleimnetze sich fest zu setzen anfängt, sobald der gebohrne Mensch mit der atmosphärischen Luft in unmittelbare Wechselwirkung tritt *c*).

Um diese Ansicht gehörig zu verdeutlichen und zu bewähren, müssen wir sowohl an das qualitative Verhältniß des Organismus zur Außenwelt überhaupt, als auch vorzüglich an die verschiedene Qualität der entgegengesetzten Se- und Excretionen (§. 28 und §. 64) erinnern, deren wechselseitiges Uebergewicht und Qualitätsänderung wieder von äußern Einflüssen, zumahl von der äußeren Temperatur, bestimmt wird *d*). Denn

1) wird durch die Verschiedenheit der äußeren Einwirkung das gegenseitige Verhältniß der objectivsten Functionen (wohin Se- und Excretionen gehören, (§. 28), und damit auch der Typus der organischen Gestalt verändert. In dem warmen und heissen Erdstriche werden die phlogistischen, in dem kalten aber die desoxidirenden Se- und Excretionen mehr potenzirt *e*). Zu den phlogistischen Secretionen rechnet man alle, die Kohlenstoff, Wasserstoff und Stickstoff (zumahl aber erstere) in vorschlagender Menge enthalten, also Galle, Ausdünstungsmaterie, die Salbe der Haare und Haut, Ohrenschmalz, das fettige Secret der Littrischen Drüsen u. s. f. Daß alle diese Secretionen in den heissen Klimaten auffallend vermehrt werden, hat man schon lange beobachtet *f*).

2) Aber zeigt die Hautexcretion, von der hier vorzüglich die Rede ist, nicht allein einen phlogistischen Charakter g) schlechthin, sondern erhöht ihn auch offenbar noch durch den Einfluß des heissen Klimas. Daher der stinkende, safrangelbe Schweiß der Europäer am Senegal, der wachsartige oder öhlige Ueberzug der Haut der Neger u. s. f. *h*). Was aber hier das Klima unmittelbar bewirkt, das bewirkt, nach dem einmahl veränderten Typus der Functionen, die Zeugung (§§. 21. 64). Daß aber

3) dem Kohlenstoffe unter den übrigen Bestandtheilen der Hautausdünstung die Rolle zugetheilt wird, die Haut dunkel zu färben, dieß wird:

a) aus empirischen Gründen gerechtfertiget *i*);

b) aber aus der Ansicht der speculativen Physik, daß der Kohlenstoff, als das am meisten Irdische, dem Lichte am meisten entgegengesetzt sei, und folglich gegen dasselbe die stärkste Anziehung beweise *k*).

4) wird eben dieser Kohlenstoff alsdenn in der Schleimhaut figirt, wenn er nicht durch Verflüchtigung vermittelst des Sauerstoffes oder Wasserstoffes u. s. f. durch die Haut entweichen kann. Dieses aber wird auf eine doppelte Art möglich:

a) indem eine allmählige Umbildung des Verhältnisses der Secretionen in den Gränzen der Gesundheit vor sich geht, und folglich die phlogistischen die Oberhand gewinnen, und

b) wenn plötzlich, und, zum Nachtheil der Gesundheit, das Gleichgewicht der Secretionen gestört wird, so daß alle entweder phlogistischer werden, oder die Eine den, durch das gestörte Gleichgewicht, ihr zufallenden Antheil von Kohlenstoff nicht aus dem Organismus hinausschaffen kann, z. B. bei der Gelbsucht u. s. w.

5) endlich ergibt es sich aus dem bisher Gesagten, und aus einer vernünftigen Theorie der Secretionen von selbst, daß der Kohlenstoff in dem Schleimhäutchen nicht durch einen bloß chemischen Niederschlag seinen Sitz nehme, sondern durch die gleichförmige oder veränderte Thätigkeit der Gefäße, entweder zurückgehalten oder ausgeleert, oder endlich in dem Schleimnetze abgesetzt werde. So kann die ursprünglich braune oder schwarze Haut eine fehlerhafte Weisse annehmen, und umgekehrt kann die weisse Haut durch Sommersprossen, bräunliche Flecken, ja selbst durch eine völlige Negerschwärze verunstaltet werden.

6) Läßt es sich von selbst einsehen, daß nach der verschiedenen Quantität des Kohlenstoffes in dem Schleime der Haut auch die Farbe heller oder dunkler seyn müsse. Und

7) wird es aus unserer Ansicht des Verhältnisses der Secretionen gegen äußere Einwirkungen begreiflich, warum gerade unter dem brennenden Himmel Afrika's die tiefste Negerschwärze sich erzeugen mußte. Denn da eben werden die phlogistischen Secretio-

nen am meisten potenzirt, die Hautexcretion selbst noch phlogistischer, und folglich tritt der Nr. 4 dieses §. angezeigte Fall ein.

8) Endlich mußte dieß, durch klimatische Einflüsse, unter diesem Himmelsstriche sehr lange unterhaltene Uebergewicht der phlogistischen Se- und Excretionen nicht allein eine Umbildung des wechselseitigen Verhältnisses der letzteren selbst, sondern auch eine Abweichung des Organismus von der Urgestalt begründen, und um so unausbleiblicher durch die Zeugung sich fortpflanzen, je länger und tiefer diese Umbildung eingewurzelt war (§. 64) (was zumahl bei den Negern, die zu den ältesten Völkern des Erdballs gehören, zutrifft *l*), und aus dem Grunde muß der Rückgang zum Normaltypus desto schwieriger seyn, selbst dann, wenn die klimatischen Einwirkungen den vorigen ganz entgegengesetzt sind *m*).

a) Dessen eigne unveränderte Ansicht s. in der dritten Ausgabe der Schrift: de generis h. varietate nativa §. 44. ferner bei Girtanner a. a. O. S. 197 u. ff.

b) Ich sage mit Fleiß "in der Hauptsache": denn die Hülfefictionen dieser an sich unverwerflichen Hypothese möchte ich meinem wackern Lehrer nicht nachbehaupten; z. B. daß durch Verbindung des, durch die Haut ausgeleerten Wasserstoffes mit dem atmosphärischen Sauerstoffe der Schweiß entsteht (Blumenbach's Instit. phys. §. 194. Girtanner a. a. O.) Denn an eine solche Verbindung glaube ich nicht, die Temperatur der heissen Klimate mag so hoch seyn, als sie immer will, zumahl bei der noch immer so sehr problematischen Natur des Wassers; sondern ich bin vielmehr überzeugt, daß der Schweiß als Arteriendunst ausgeleert werde, und sich auf der Epidermis zu Tropfen bilde. Ferner müßte man auch,

auch, nach dieser Ansicht, weniger schwitzen an Orten, wo das Sauerstoffgas der Atmosphäre beträchtlich aufgezehrt ist, z. B. in stark besetzten und gedrängten Schauspielhäusern, auf sehr vollen Ballsälen u. s. f., aber! — Endlich wird ja auch nach Abernethy's und Autenrieth's Versuchen wirkliche Kohlensäure transperirt, und es ist bekannt, daß eine ziemliche Menge Sauerstoff erforderlich ist, um den Kohlenstoff in Gasgestalt zu versetzen; warum geht denn dieser Sauerstoff nicht mit dem Wasserstoffe die Verbindung ein zur Bildung des Schweißes? Dieß mußte ich nur erinnern, um meine Limitation der Ansicht zu rechtfertigen.

c) Auch dieser Ausspruch der Blumenbachschen Ansicht unterscheidet sich von der wörtlichen Darstellung ihres Urhebers nicht ohne Grund, und vorzüglich deßwegen, um nichts zu behaupten, was ich gegen gründliche Einwürfe schwerlich würde retten können.

d) Siehe Dr. Becker a. a. O. §. 8 - 16.

e) Was, wie ich glaube, Hr. Becker a. a. O. zu einem sehr hohen Grade der Wahrscheinlichkeit gebracht hat.

f) Von der Galle s. Schotte a. a. O. S. 107. Lind a. a. O. *De Haen* praelect. in Boerhaav. instit. patholog. T. II. S. 155. *Hippocrates* de natura humana. Linke medicin. Geographie u. s. f. B. 1. S. 509. — Vom Schweisse s. *Chalmer's* Account on the weather and diseases of South-Carolina. B. I. S. 110. — Ueber das Smegma Littrianum an der Eichel s. Blumenbach's medicin. Biblioth. B. 1. S. 484. Schotte a. a. O. S. 97 u. a. m.

g) Blumenbach in instit. physiol. §. 193. und die da angeführten Gewährsmänner.

h) Schotte a. a. O. S. 105. Sömmering a. a. O. §. 48.

i) Girtanner's Anfangsgründe der antiphlogistischen Chemie S. 202.

k) Nur muß man bei der Beurtheilung dieser Ansicht die Modificationen des Kohlenstoffes durch Verbin-

dung

dung mit andern Stoffen und den Aggregatzustand nicht übersehen.

l) *Jac. Bryant* new System of ancient mythology. T. 1. — J. Bruce's Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils von Volkmann übersetzt ꝛc. B. 1. Asiatik researches. Vol. II und III.

m) Aus dieser Ansicht der Entstehung der Hautfarben ergibt sich eben so wohl die Wirkung des Klimas und der Zeugung, als die Unnatürlichkeit der Keimtheorie von Kant und Girtanner, die bei dem letzteren zumahl S. 202 a. a. O. sehr auffallend wird. Man wird aber auch (nach Nr. 8 dieses §.) eben so wenig dem Berichte eines Demanet (histoire de l'Afrique françoise. T 2. S. 203) seinen Glauben schenken, daß nähmlich die Portugiesen, welche im 15. Jahrhunderte am Gambiaflusse in Afrika sich niedergelassen haben, in dieser kurzen Zeit, durch die Gewalt des Klimas in vollkommene Neger sind verwandelt worden. Denn so ausgemacht das Factum der Verwandlung der besagten Portugiesen auch seyn mag, so ist diese doch gewiß nach dem Gesetze der halbschlächtigen Zeugung (§. 94) entstanden, weil die Portugiesen ohne Weiber auf der Küste ankamen, oder doch die mitgebrachten sehr bald an einem Mutterblutflusse dahin starben.

§. 107.

Fortsetzung.

Diese Idee über die nächste Ursache der Hautfarbe gewinnt aber noch mehr Ansehen, wenn man sie mit mehreren krankhaften oder gesunden Zuständen der thierischen Oekonomie des Menschen in Verbindung zu bringen sucht, die eine ähnliche Veränderung der Hautfarbe nach sich ziehen. Denn schon oben (§. 106. Nr 4. b) habe ich erinnert, daß das Gleichgewicht zwischen den entgegengesetzten Secretionen und den Stoffen könne zerstört wer-

werden, welche diesen Gegensatz zwischen den Secretionen bestimmen. Dieß nun geschieht in der Gelbsucht, in der offenbar alle Ursachen derselben auf die besagte Störung hinwirken *a*); daher die vollkommen ähnlichen Phänomene auf beiden Seiten. Die Hautfarbe des Gelbsüchtigen wird der des Hindostaners gleich, im höheren Grade wird der Gelbsüchtige zum Mohren. Eben so merkwürdig ist die gemeinschaftliche gelbe Farbe des Weissen im Auge (Tunica albuginea) bei Gelbsüchtigen und dunkel gefärbten Völkern *b*). Nach unserer Ansicht dieser krankhaft veränderten Hautfarbe ist es denn auch kein Wunder, daß die dunkle, gelbe oder schwarze Haut auch, nach gehobener Krankheit, noch zurückbleiben konnte *c*). Es ist auch ferner aus der Aehnlichkeit der Galle mit dem Fette *d*) die öhlige Beschaffenheit der Haut erklärbar, von der schon oben (§. 106. Nr. 2) gesprochen wurde. — Auch hat man mehrere Beispiele von Europäischen Schwangern, denen bei jeder Schwangerschaft der Unterleib, oder die Beine, oder die Ringe um die Brüste schwarz wurden *e*). Eine Dame vom Stande soll während der Schwangerschaft schwarz geworden seyn, wie eine vollendete Negerinn *f*). Dieß Alles erklärt sich aus einer richtigen Physiologie der Schwangerschaft und aus der aufgestellten Ansicht des Verhältnisses der Secretionen, welches während der Bildung des Foetus im Schoße der Mutter ein ganz anderes seyn muß, als nach der Geburt; auch hat man immer beobachtet, daß die während der Schwangerschaft entstandene Schwärze einzelner Theile oder des ganzen Körpers nach der Niederkunft sich wieder verlohr. Dieselbe Bewandtniß hat es auch

mit

mit den Beispielen von Frauenzimmern, die durch verhinderten Ausbruch der Regeln von einem ähnlichen Schwarzwerden befallen wurden *g*). Schmutzige und dürftige Lebensart, bei der die Menschen meistens allen Angriffen des Wetters preisgegeben werden, Magerkeit, Skorbut *h*) u. s. f. haben oft dieselben Wirkungen, die sich gleichfalls mit unserem Erklärungsprincipe vereinigen lassen.

a) Ein Satz, den ich hier nicht ausführlich beweisen kann, der aber die Grundlage meiner Theorie der Gelbsucht ausmacht, mit der alle Phänomene und ursächlichen Momente dieser Krankheit übereinstimmen. Diese neue Ansicht der Gelbsucht wurde schon vor 5 Jahren durch Blumenbach's Ideen über die Hautfarbe in mir geweckt, und von mir durchgeführt; indeß habe ich noch immer nicht die Zeit gehabt, sie dem Publicum zum Besten zu geben.

b) Diese gelbe Farbe der Sklerotica des Auges ist bei den Ostindiern beobachtet worden von Blumenbach a. a. O. von de la Loubere (Description du Royaume de Siam B. 1. S. 81. von Nic. Fontana in Asiatic- Researches B 3. S. 151. — Bei den Karaiben von Rochefort (hist. naturelle des Antilles S. 383. Bei den Mohren von Sömmering a. a. O. §. 7.

c) *Strack* observationes de febr. intermitt. Lib. 3. Cap. 2. *Lorry* de melancholia T. 1. S. 273.

d) *Fourcroy* philosophie chimique S. 111.

e) Camper a. a. O. S. 47. Le Cat a. a. O. S. 141. Lorry a. a. O. S. 298.

f) *Bomare* dictionnaire Art. Nègre.

g) *J. Tonge* in philosophical Transact. Vol. XXVI. S. 425. — Was sehr für die vom Hrn Prof. Osiander behauptete Qualität des Menstrualblutes spricht, so wie der Umstand, daß in heissen Ländern

dern die Regeln, gleich den phlogistischen Secretionen, viel reichlicher sind, als in kälteren Gegenden.

h) Blumenbach a. a. O. S. 159, wo eine Menge von Beispielen dieser Art angeführt wird.

§. 108.

Fortsetzung.

Nicht weniger Licht verbreiten über die gegenwärtige Untersuchung auch diejenigen Fälle, wo Neger oder andere dunkel gefärbte Menschen, mehr oder weniger gebleicht, oder völlig weiß geworden, oder endlich mit schneeweissen Hautflecken gezeichnet worden sind *a*). So wurde

1) nach Beddoes *b*) Versuchen, die Haut der Neger durch oxygenirte Kochsalzsäure in wenigen Minuten weiß gewaschen, vermuthlich deßhalb, weil der in dem Schleimnetze figirte Kohlenstoff durch den Sauerstoff zur Kohlensäure verflüchtiget wurde *c*).

2) Bleicht das höhere Alter die Mohrenhaut mehr oder weniger.

3) Kann der frühe und lange Aufenthalt der Neger in kälteren Gegenden ihre schwarze Hautfarbe heller machen *d*).

4) Eben das haben öfters Krankheiten bewirkt *e*), und

5) will man auch eine Verwandlung der Negerschwärze in ein hohes Weiß, ohne die geringste Spur einer Krankheit beobachtet haben *f*).

Weisse Flecken auf der Haut des Negers oder Mulatten sind mehrere Mahle und von verschiedener Größe und Ausdehnung beobachtet worden *g*). Sie sind entweder:

1) mit einer gesunden Haut verbunden, und diese sind es, welche hierher gehören, und deren Entstehung einer örtlich veränderten Thätigkeit der secernirenden Hautgefäße zuzuschreiben ist. Beispiele dieser Art sind unter dem Nahmen von Elsternegern (nègres-pies, piebald-Negroes) bekannt. Diese Flecken sind ferner entweder angebohren *h*), oder späterhin ohne deutliche Veranlassung *i*), oder durch offenbare Krankheiten *k*) entstanden.

2) Weisse Flecken auf einer dunkel gefärbten, aber krankhaft veränderten Haut gehören, als keine reine Veränderung der Hautfarbe, nicht hierher *l*).

Die Varietät der Elsterneger entsteht häufig von ganz schwarzen Aeltern, und pflanzt auch diese Eigenheit der Haut durch die Zeugung nicht unausbleiblich fort.

a) S. Blumenbach in Voigt's Magazin für den neuesten Zustand der N. K. B. 5. St. 5. 1805. S. 365. Beitrag zur Beantwortung der Frage: Jeremias Kap. 13. V. 23. "Kann auch ein Mohr seine Haut wandeln?"

b) On factitious airs.

c) Ob wohl auch die Beobachtung von Foucher Dotsonville etwas für sich hat, daß Aeltern, die zur Zeit der Zeugung eine Queckſilberkur brauchen, weisse Mohren zeugen? S. dessen essais philosophiques sur les moeurs des divers animaux. S. 185.

d) Ein bekanntes Beispiel s. bei *Caldani* instit. physiologicae. pag. 151. Ausgabe v. 1786. Vgl. Pechlin a. a. O. S. 128. und Blumenbach in Voigt's Magazin a. a. O.

e)

e) *Klinkosch* de natura cuticulae. Pragae 1775. §. 25. *Labat* Relation d'Afrique occidentale. B. II. S. 260.

f) *G. Bate's* account of the remarkable alteration of coulour in a Negro-woman. in den Philosoph. transact. Vol. 51. P. I. S. 175. Für Kakerlakismus kann man mit Girtanner (a. a. O. S. 178) diese Umwandlung nicht schlechthin erklären, da von dessen Hauptsymptome, dem Mangel des schwarzen Pigments im Auge, keine Rede ist.

g) Beispiele von Mohren s. bei *La Motte* Bibliotheque impartiale. Avril 1752. *Morgan* in Transactions of the philosophical Society at Philadelph. T. II. p. 302. Blumenbach in den naturhistor. Abbildungen Heft 3. Vergl. Briefe der Hrn v. Wurmb und Wollzogen S. 274. Beispiele von Mulatten s. bei Barbot in der allgem. Historie der Reisen Thl 4. S. 121.

h) Wie bei dem von Blumenbach beschriebenen und abgebildeten Neger.

i) Wie bei dem Negerknaben von W. Byrd. S. philosoph. transactions. T. 19. S. 181.

k) London medical and philosophical Journal Nr. 42.

l) Sie sind besonders bei Mongolischen Völkerschaften als Hautübel beobachtet worden, s. Strahlenberg nordöstliches Europa und Asia S. 166. Gmelin Reise durch Sibirien. B. 2. Vorrede. J. Bell (Travels from St Petersburg to diverse parts of Asia B. 1. S. 218.

§. 109.

Fortsetzung.

Wir verdeutlichen uns aber die Entstehung der verschiedenen Hautfarben und deren Fortpflanzung nicht besser, als wenn wir auf jedes der oben (§§. 105. 106) angegebenen ursächlichen Momente insbesondere unsere Aufmerksamkeit richten. Das

äussere

äußere Moment fanden wir in den Einflüssen des Klimas; das innere aber, auf welchem eben die Beständigkeit der Rassenfarben beruht, in dem Gesetze der Zeugung (§. 94). Von dem äußeren Momente zuerst. Es läßt sich freilich nicht läugnen, was (§. 96) bereits im allgemeinen gezeigt wurde, daß auch die Verschiedenheit der Nahrungsmittel auf die Veränderung der Hautfarbe einigen Einfluß habe; allein diese Wirkung der Nahrungsmittel auf den Menschen ist nicht so allgemein und auch nicht so beständig beobachtet worden, als die des Klimas *a*). Auffallender aber ist schon selbst bei uns die Wirksamkeit der verschiedenen Beschaffenheit des Klimas in dem Wechsel der Jahreszeiten. Man darf nur den weissen Teint unserer zarten, im Winter, eingeschlossen lebenden, Damen mit der Verdunkelung vergleichen, welche die Hitze des Sommers ihrer Haut zuzieht; diese Verdunkelung ist bei Landmädchen, welche sich bei schwerer Arbeit allen Einflüssen des Klimas aussetzen, noch auffallender, als bei Städterinnen, die sich durch mancherlei Mittel gegen sie zu schützen wissen. Dieselbe Beobachtung hat man auch in wärmeren Klimaten gemacht *b*).

Es erhält auch ferner ein und dasselbe, zumahl heisse Klima, von zufälligen, nicht immer genug beobachteten, Umständen, mancherlei Modificationen, die man bei der Beurtheilung des klimatischen Einflusses auf den Ursprung der Hautfarbe nicht aus den Augen verliehren darf. Unter diese Momente gehören *c*):

1) die Beschaffenheit des Bodens bei gleich starkem Einflusse der Sonne. Dieser kann

a) durch viele Moräste, Flüsse u. s. f. sehr feucht seyn, und die Kraft der Sonne mildern *d*).

b) mit Wäldern *e*), und

c) mit hohen Gebürgen bedeckt seyn *f*), oder es ist überhaupt nur das Territorium unmerklich erhöht, wie z. B. in Quito *g*).

2) Das an sich heisse Land liegt nahe am Meere *h*);

3) es ist entweder kalten oder andern specifischen Winden ausgesetzt *i*).

Alle diese Umstände können, selbst in einer Entfernung von wenigen Graden geographischer Breite, die Wirkung des Klimas sehr verschieden modificiren.

a) Als Beispiel von dem Einflusse der Qualität der Nahrung auf die Hautfarbe führt man die Grönländer an, die ihre braune-Haut den öhligen Nahrungsmitteln sollen zu verdanken haben S. Kranz Historie von Grönland Th. 1. S. 178, eine Thatsache, die unserer Theorie sehr gefällig entgegenkommt. Das Gegentheil sollen vegetabilische Nahrungsmittel bei den Eriois in Otaheite bewirken. S. *Cook's* Voyage to the northern hemisphere. T. II. S. 147.

b) Pallas über die mongolischen Völkerschaften. S. 93. Tranquebarische Missionsnachrichten. 2te Continuation. S. 896. Smith a. a. O. S. 94. Poiret in Voyage en Barbarie B. 1. S. 31. *Shaw* travels. S. 241.

c) Ausführlich hierüber s. Pauw a. a. O. B. 1. S. 216 u. ff. Girtanner a. a. O. S. 164 und 206 ff.

d) Pauw a. a. O. S. 217. und Zimmermann a. a. O. B. 1. S. 86. Der letztere Schriftsteller sowohl, als

jen

jener, erklärt aus dieser und den folgenden Modificationen des Klimas, warum in Amerika, selbst unter dem Aequator, keine Neger gefunden werden.

e) *Hartsink* beschryving van Guiana B. 1. S. 9. Wolf's Reise nach Zeilan. 2ter Th. S. 39. Gumilla histoire de l'Orenoque T. 1. S. 107.

f) Bouguer (figure de la terre introduct. S. 101. Pauw a. a. O.

g) Zimmermann a. a. O.

k) Marsden a. a. O. S. 43. *Hawkesworth's* collect. of voyages B. 1. S. 260.

i) Zimmermann und Pauw a. a. O.

§. 110.

Fortsetzung. Kreolen.

Das hellste Licht aber wirft auf den unbezweifelten Antheil, welchen das Klima an der Erzeugung der Hautfarbe hat, die Geschichte der Kreolen, die man nur nicht mit Mulatten verwechseln darf. Kreolen heissen nähmlich die von Europäischen fleischfarbenen Aeltern in Ost- und Westindien gezeugten Kinder- und Kindeskinder *a*). Diese erleiden offenbar von dem neuen Klima nicht allein eine Abweichung von der angestammten Hautfarbe, sondern auch ihre Gesichtszüge und Augen athmen gleichsam Süden, und tragen wie die Haare und Haut das Gepräge ihres Geburtsortes *b*). Da indeß dieser Charakter noch nicht durch lange fortgesetzte Zeugungen in dem Typus des Organismus eingewurzelt ist, so verliehrt er sich auch leicht, wenn kreolische Kinder sehr frühe nach Europa zurückgeführt werden *c*). Allein

selbst

selbst erwachsene Europäer, die sich längere Zeit in Ost- und Westindien aufhalten, erfahren die Gewalt des Klimas, und erlangen, selbst nach ihrer Rückkehr nach Europa, ihre weisse Farbe nicht wieder *d*). Meistens verdunkelt das südliche Klima die Farbe der Europäer *e*), und diese Veränderung erleiden sogar die von Asiatischen d. h. Persischen oder Mongolischen Stammältern in Ostindien erzeugten Kinder *f*); selbst bei den Nordamerikanischen Kreolen soll die Farbe sich mehr ins Dunkle ziehen *g*). Allein es wollen doch manche Reisende bei den Kreolen einiger ungemein heissen Gegenden vielmehr eine auffallende Bleichheit beobachtet haben, die, wenn die Thatsache gegründet ist, entweder von einigen (§. 109) angeführten Modificationen des Klimas oder von andern noch nicht hinlänglich untersuchten specifischen Einflüssen herrühren muß *h*).

a) Ueber den Ursprung des Wortes Kreol s. Blumenbach a. a. O. §. 46. Anm.

b) Girtanner a. a. O. S. 99 u. ff.

c) History of Jamaica B. 2. S. 262.

d) Camper a. a. O. S. 42. History of Jamaica. a. a. O. S. 274.

e) Außer den angef. Schriftstellern s. *Valentyn* beschryving van Amboina B. 2. S. 136. Demanet a. a. O. S. 173.

f) *Hodge's* travels in India S. 3.

g) Smith a. a. O. S. 73.

h) Von den Französischen Kreolen in Kanada sagt dieß *Charlevoix* Journal. S. 173. Von den Spaniern um die Stadt Guajaquil Ulloa (voyage etc.

B. 1. S. 145. 228. B. 2. S. 34. Von den Portugiesen in Brasilien Frezier a. a. O. S. 119. Von den Europäern auf der Insel Sumatra, Marsden a. a. O, S. 40 u. f f.

§ 111.

Fortsetzung. Mulatten.

Mit dem Nahmen von Mulatten belegt man die Blendlinge (§. 98), welche durch die Begattung zweier Individuen von verschiedenen Rassen gezeugt werden. Sie erläutern die Wirksamkeit des inneren Moments (§. 109), oder der Zeugung bei der Entstehung und Fortpflanzung der Hautfarben. Die Zeugung, welche unter der Begünstigung äußerer Potenzen die Umbildung des Typus der Gattung figirt, auf neue Individuen überträgt, und die Typen zweier Rassen in einem, durch Vermischung der letzteren entstandenen, Individuum vereiniget (§. 94), muß auch die verschiedenen Hautfarben zweier verschiedener Rassen, in eine dritte mittlere verschmelzen, wenn sie mit einander sich begatten. Dieses Gesetz der halbschlächtigen Zeugung gilt, wie ich glaube, ohne alle Ausnahme, wenn nicht ungewöhnliche oder abnorme Umstände sich einmischen *a*). Dieses Gesetz erstreckt sich aber nicht bloß auf die Hautfarbe, sondern auf alle charakteristischen Merkmahle des Typus beider Rassen, deren einzelne Mitglieder mit einander sich vermischen, und es bewährt sich bei den folgenden Zeugungen der schon entstandenen Blendlinge mit ihren Stammeltern so sehr, daß sich die Nachkommen des Blendlings entweder in die eine oder die andere der Stammrassen wieder

ver-

verliehren müssen, je nachdem man sie mit dieser oder jener fortzeugen läßt. Zur Verdeutlichung des Gesagten, so wie zur Kenntniß der besonderen Nahmen der jedesmahligen Blendlinge, wird folgende Uebersicht der halbschlächtigen Zeugungen dienen *b*):

A. Erste Zeugung.

Der Europäer zeugt:

mit dem Neger den eigentlichen Mulatten,
— — Hindostaner den gelben Mestizzen,
— — Amerikaner den rothen Mestizzen oder Mamelucken u. s. f.

Der Neger zeugt:

mit dem Amerikaner — den schwarzen Karaiben oder Kabugl, oder Lobo 2c.

Das Produkt aller dieser Vermischungen ist ein Mittelschlag zwischen Vater und Mutter, eine Mittelfarbe der Haut zwischen beiden. So haben z. B. die Mulatten eine Mittelfarbe zwischen schwarz und weiß, noch keine rothen Wangen, meistens krauses, nicht so oft schlichtes Haar u. s. f.

B. Zweite Zeugung.

Die Mulatten zeugen unter sich Casken, eine Halbrasse *c*).

Der Europäer zeugt mit dem Mulatten den Terzeron, Morissio u. s. f.;

Der Neger zeugt mit den Mulatten Cabros, Griffos 2c.

Der Europäer zeugt:
mit dem gelben Mestizzen den Kastizzen;
— — rothen Mestizzen den Quatralven oder rothen Kastizzen;
— — Kabugl den röthlichen Mulatten.

Der Amerikaner zeugt:
mit dem rothen Mestizzen den Tresalvo,
— — Mulatten den braunen Mestizzen,
— — dem Kabugl den Zambaigen. Die Lobos zeugen unter sich die Cholos.

C. Dritte Zeugung.

Der Europäer zeugt:
mit dem Terzeron den Quarteron oder Alvino, der wenig, oder, nach Einigen, gar nichts mehr von seinem Negerursprunge übrig behält;
mit dem gelben Kastitzen den Postitzen,
— — rothen Kastitzen den Octavon oder Español.

Der Mulatte zeugt:
mit dem Trezeron den Saltarras
— — Zambagen den Cambujo.

Der Amerikaner zeugt:
mit dem Español einen Mestindio, dieser mit dem rothen Kastitzen einen Coyota.

Der Griffo zeugt mit einem Kabugl einen Givero, mit dem Neger einen Neger.

Der Quarteron und Terzeron zeugen mit einander den Tente-enel-ayre. — Nach drei Zeugungen mit Europäern wird also der Neger weiß, und

und im entgegengesetzten Falle der Europäer zum Neger. Merkwürdig ist es übrigens, daß die Blendlinge oft Eigenschaften, ja selbst Geistesanlagen besitzen, die sich bei ihren Aeltern wenig oder gar nicht äußerten *d*).

a) Dieß ist z. B. der Fall, wenn weisse Menschen von Negern erzeugt werden, als Folge des Kakerlatismus. S. *Parsons* in den philosoph. transact. Vol. 55. S. 45. Weniger glaubwürdig und bloß nach Hörensagen erzählt ist das Beispiel, daß ein Neger mit einer Weissen einen Neger, statt eines Mulatten, gezeugt haben soll. Daselbst S 47. Noch unglaublicher ist der von dem berühmten Arzte J. Lind erzählte Fall, wo von weissen Aeltern ein schwarzes Kind gezeugt seyn soll. S. philos. tranact. N 424. Die Ausnahmen von dem Gesetze der halbschlächtigen Zeugung, welche Bruce a. a. O. B. 3. S 106. B. 4. S. 170 beobachtet haben will, findet man geprüft, ebendas. B. 5. S. 357.

b) Vergl. Blumenbach a. a. O. §. 47, wo man auch über die Bedeutung und Verschiedenheit der besondern Nahmen Aufklärung und Citate finden wird. Und Girtanner a. a. O. S. 60 u. ff.

c) Ueber Halbrassen und die Völkerschaften, die man dafür hält, s. Girtanner a. a. O. S 66.

d) Dieß hat man unter andern bemerkt von dem Kabugl auf den Inseln St. Vincent und Dominica. Wilson a. a. O. S. 268, und *Thibault de Chanvalon* Voyage à la Martinique 1763. S. 40., so wie von den Blendlingen von Hottentotten und Weissen. S. *Moreau* (*de la Sarthe*) histoire naturelle de la femme. T. I. p. 531. Pallas über die mongol. Völkerschaften B. 1. S. 99. über die Blendlinge von Kalmücken und Tataren.

§. 112.

Andere Rasseneigenheiten der Haut.

So wie man bei der Beurtheilung der Rassenunterschiede nicht allein auf die Hautfarbe sehen, sondern auch auf mehrere Charaktere zugleich aufmerksam seyn muß, welche Eine Rasse von der anderen trennen; eben so darf man auch manche Beschaffenheiten der Haut und ihrer Functionen nicht übersehen, welche man als Eigenthümlichkeit einiger Menschenrassen beobachtet hat. Dahin gehört

1) das sammtartige Gefühl, welches die Haut mancher, zumahl dunkel gefärbter Völker gewährt; z. B. bei den Negern *a*), Karaiben *b*), Otaheiten *c*) und sogar den Türken *d*); und das entweder in der zarteren Oberhaut oder in der dickeren Schleimhaut seine Erklärung findet *e*).

2) die auffallend verschiedene Temperatur der Haut, welche mit der Temperatur des Klimas im umgekehrten Verhältnisse zu stehen scheint *f*). Girtanner *g*) macht hieraus einen Rassencharakter, ohne sich auf die Erklärung desselben weiter einzulassen; allein hat man das oben (§. 106) nachgewiesene Verhältniß der Secretionen gegen die Einwirkungen äußerer Wärme und Kälte verstanden, und verbindet man mit dieser Einsicht die Gründe der veränderten Wärmecapacität im Innern des menschlichen Organismus *h*): so kann die Ergründung dieses paradoxen Phänomens nicht schwer fallen. Gewiß ist es indeß, daß die Grönländer und Eskimos

einen

einen hohen Grad der inneren Wärme besitzen *i*), und im Gegentheile die Neger und Ostindier *k*) gerade in der heissesten Jahreszeit durch eine auffallende Kühle der Haut, oder gar durch kalte Schweisse, bei völliger Gesundheit, sich auszeichnen. Was endlich die

3) Rasseneigenheit der Hautfunction betrifft, so hat man bei mehreren dunkelgefärbten Nationen einen besondern, meistens unangenehmen, Geruch der Hautausdünstung beobachtet *l*). Der ebenfalls in der phlogistischen Qualität des Hautsecrets, die eine Wirkung des heissen Klimas ist, ihren Grund hat. Denn selbst Europäer, welche in den heissen Gegenden Afrikas sich aufhalten, sind diesem widrigen Geruche der Hautausdünstung unterworfen *m*); ja es unterscheidet sich sogar in unserer weissen Menschenrasse, die Varietät der Brünetten durch diesen stärkeren Geruch von den Blonden u. s. f., und analoge Erscheinungen, die der Farbe der Haut correspondiren, findet man auch bei Thieren *n*).

a) Pechlin a. a. O. Kap. 5. S. 54. Sömmering a. a. O. S. 48.

b) *Biet* Voyage de la France équinoxiale p. 352.

c) Hawkesworth (collection of voyages etc. T. II. S. 187.

d) *Belon* observations S. 198.

e) Pechlin a. a. O. S. 55 und 56. Sömmering a. a. O.

f) Girtanner a. a. O. S. 160 und Becker a. a. O. §. 18. S. 68.

g) a. a. O. S. 161.

h) Man sehe dieß trefflich ausgeführt in Becker's a. Schrift §. 17 und 18.

i) Cranz Historie von Grönland S. 179. *Lord Kaimes* in Sketches of the history of men. T. 1 S. 10.

k) Bruce a a. O. B. 2. S. 552. B. 4. S. 489 und 489. B. 5. S. 277. — Kant in Engel's Philosoph. für die Welt B. 2. S. 154.

l) Von den Karaiben s. Thibault de Chanvalon a. a. O. p. 44. Schotte a. a. O. S. 104.

m) Schotte a. a. O. S. 104. 105.

n) Blumenbach a. a. O. S. 164.

§. 113.

Uebereinstimmung der Haare mit der Haut.

Die Farbe und Härte, oder Weichheit der Haare, vorzüglich auf dem Kopfe, stehen nicht nur mit der Farbe und Textur der Haut in einer bestimmten Verbindung; sondern beziehen sich auch auf Constitution und Temperament *a*). Von dem Ersteren überzeugen uns mehrere Thatsachen, z. B. die gefleckten Haare bei den Elfternegern, die rothen Haare bei Sommersprossen, welche sogar bei anderen dunkelgefärbten Menschenrassen sind b obachtet worden *b*); von der zweiten Behauptung aber liefert die Zeichnung der zwei Constitutionen und der verschiedenen Temperamente hinlängliche Beweise, wozu man noch mehrere pathologische Erscheinungen rechnen darf, die zwischen blon-

blonden und brunetten Menschen einen nicht unbedeutenden Unterschied festsetzen. Auch das Haar also muß in Hinsicht der Rassenverschiedenheit betrachtet werden, und so ergeben sich folgende Hauptarten des menschlichen Haars.

a) Um nicht den Verdacht zu erwecken, als ob ich etwas Ueberflüssiges sagte, muß ich nothwendig die Erinnerung hier beifügen, daß Constitution und Temperament bei mir etwas ganz verschiedenes bedeuten. Constitution nähmlich ist relative Gesundheit, in Hinsicht auf Stärke und Schwäche, also vollkommen nach dem Begriffe der Quantität; Temperament aber bezieht sich auf das gegenseitigen Verhältniß der Systeme, und vorzüglich der Functionen des sensibeln Systems; beide Modificationen der organischen Thätigkeit stehen wieder in einem bestimmten Verhältnisse zu einander, ohne daß sie eine Verwechslung erlauben; allein die Entwickelung dieses so sehr verwickelten Gegenstandes versparе ich auf meine, gewiß bald erscheinende, allgemeine Physiologie.

b) Z. B. Forster a. a. O. Engl. Original S. 230. Van Hagendorp in den Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap. T. I. S. 319. *Marcgraf* tractatus Brasiliae S. 12.

§. 114.

Hauptverschiedenheiten des Haars.

Diese lassen sich nach Blumenbach a) auf vier zurückführen.

1) Das nußbraune Haar, welches sich von der Einen Seite in das Hochblonde, von der andern in das Schwarze verliehrt. Zugleich ist es weich und lockig; kommt gewöhn-

wöhnlich bei den Bewohnern des gemäßigten Europas vor, und zeichnete vormahls die Bewohner Deutschlands und mehrere nordische Völker aus *b*).

2) Das schwarze, straffe, schlichte und dünne Haar, wie es bei den Mongolen und Amerikanern vorkommt.

3) Das schwarze, weiche, lockige, dichte und reichliche Haar, welches man bei den meisten Bewohnern der Südseeinseln bemerkt.

4) Das schwarze, krause, wollige Haar der Neger.

Diese Eintheilung hat indeß, wie auch deren Urheber bemerkt, nur in so ferne Nutzen, als sie das Gewöhnliche darstellt; Ausnahmen von den besagten Unterschieden gibt es eine große Menge, dem Charakter der Rasse unbeschadet, denn so wie es hin und wieder unter den Weissen wahre Negerköpfe gibt: eben so gibt es auch unter den Negern manche mit schlichtem Haar *c*); unter den kupferfarbenen Völkern findet man oft wolliges Haar *d*), unter andern ein Mittelding aus kraus und schlicht.

Auch die Farbe der Haare bleibt, wie wir alle Tage durch die Mitglieder unsrer eignen, weissen Rasse belehrt werden, nicht immer dem Rassencharakter treu; und dieß ist auch der Fall bei den übrigen Menschenrassen, unter denen man sehr häufig Mitglieder mit rothem Haar findet *e*).

a)

a) a. a. O. §. 62.

b) Tacitus a. a. O. Plintus a. a. O. Lib. II. §. 80. Vitruv L. VI. Cap. 1.

c) Proceedings of the African Association S. 201. — Bruce a. a. O. B. 2. S. 214.

d) *Hunter's* historical Journal of the Transactions of Port Jackson etc. S. 233.

e) Siehe die §. 113 angeführten Schriftsteller und über rothhaarige Mongolen besonders im Teutschen Merkur 1788. Th. 2. S. 341. Gmelin a. a. O. Th. 1. S. 89. *Charlevoix* histoire de la nouvelle France. T. II. S. 179. Ueber die Mohren s. *Lopez* Relazione del Reame di Congo. S. 6. Mulatten, von der Gröben Guineische Reisebeschreibung S. 29; Papuas, Sonnerat (voyage à la nouvelle Guinée. S. 153 u. f. f. Ein Beispiel von einer hochblonden Mongolin s bei Pallas a. a. O. B. 1. S. 100.

§. 115.

Verhalten der Farbe der Iris und deren Hauptunterschiede.

Auch die Farbe der Blendung des Auges richtet sich in der Regel nach der Farbe der Haut und Haare. Blonde Menschen haben gewöhnlich blaue; brünette aber dunkle Augen. Selbst das verschiedene Alter weisser Menschen bestätiget diese Uebereinstimmung, so wie der röthliche Augenstern der lichtscheuen Kakerlaken, die mehrfarbige Blendung bunter Thiere *a*) u. s. f. — Folgende sind die schon von Aristoteles bestimmten Hauptfarben der menschlichen Iris:

1) blau, welches oft ins Hellgraue und Grüne sich zieht;

2)

2) dunkel orangegelb (yeux de chévres);

3) schwarzbraun.

Keine dieser Farben der Blendung ist einer Rasse so ausschließlich eigen, daß man sie (die schwarze Farbe des Negerauges *b*) ausgenommen) sollte zum Rassencharakter erheben können. Indeß findet man zuweilen die verschiedenen Augenfarben verwandter oder geographisch nicht weit von einander entfernten Volksstämme sich sehr gleich bleiben *c*). So wie aber unter uns Weissen alle Farbennüancen des Auges vorkommen, so findet man ebenfalls blaue Augen, das gewöhnliche Erbtheil der Blondköpfe, selbst hier und da bei sehr dunkelgefärbten Nationen *d*).

a) *Molinelli* Comment. instit. Bononiensis T. III. S. 281.

b) Sömmering a. a. O. §. 7. *G. Walter* de venis oculi p. 23.

c) Linné in der Fauna Suecica S. 1.

d) Blumenbach bei Bruce a. a. O. B. 5. S. 259.

§. 116.

Rassenverschiedenheiten des Gesichts.

Das Auge, die Seele des Gesichts, bahnt uns sehr natürlich den Uebergang zu dem Körper des letzteren. Von der Verschiedenheit des Gesichtes aber gilt das, was ich oben als Motto von Plinius entlehnte, in einem ganz vorzüglichen Grade; sie ist, wenn wir die feinsten Nüancen

des

des Unterschiedes auffassen wollen, unüberseh-bar, und nicht zwei Gesichter sind einander voll-kommen ähnlich. Dieß ist nicht allein bei den kultivirten Europäern der Fall, (denn hier über-zeugt uns davon die alltäglichste Beobachtung), sondern auch bei rohen und barbarischen Völkern a), unter denen sehr häufig europäische Gesichter, so wie unter den Europäern Mohren- und Mongo-lenköpfe beobachtet werden. Aber bei aller dieser unendlichen Mannigfaltigkeit muß es doch eine Norm geben, auf welche die Verschiedenheiten des Gesichtes, der Rassen sowohl, als einzelner Na-tionen, sich zurückführen lassen; und diese Nor-malverschiedenheiten des menschlichen Gesichtes hat Blumenbach, durch seinen reichen, anthropolo-gischen Apparat unterstützt, nach meiner Ueber-zeugung am besten bestimmt. Legen wir bei die-ser Beurtheilung der verschiedenen Gestalten des Gesichts das Gesicht der weissen Menschen als Regel zum Grunde, so hat dieses folgende Cha-raktere:

1. Das Gesicht ist oval, regelmäßig, dessen Theile sind nicht scharf hervorspringend, sondern gehen sanft in einander über.

   Die Stirne glatt und eben.

   Die Nase schmal, wenig gebogen, oder mit einem erhobenen Rücken.

   Die Jochbeine springen nirgends hervor.

   Der Mund ist klein; die Lippen (zumahl die untere) haben eine sanfte Fülle.

   Das Kinn voll und rundlich.

Diese

Diese Gesichtsbildung hat nach unseren Begriffen die meiste Symmetrie und Schönheit; hat sich aber durch Abartung in zwei einander entgegengesetzte Extreme verlohren, von denen das Eine ein breites und geplättes Ansehen gewonnen hat, das Andere aber nach unten besonders hervorgetrieben und verlängert ist. Betrachtet man diese beiden Abartungen des Normalgesichtes von der Seite (en profil), so bietet jede derselben wieder eine auffallende Verschiedenheit dar. Die Nase nähmlich und die übrigen Theile sind weniger scharf von einander geschieden und gehen gleichsam in einander über; oder aber die einzelnen Theile des Gesichtes sind tiefer ausgewirkt und treten winklich hervor. Diese zwiefache Art der Abweichung von dem aufgestellten Normalgesichte gibt also noch vier Hauptverschiedenheiten, nähmlich

A. Zwei Arten des breiten Gesichtes.

II. Breites, flaches, auseinander gezogenes Gesicht, dessen Theile gleichsam in einander fließen.

Die Glabella oder der Raum zwischen den Augen platt und sehr breit.

Die Nase platt.

Die Wangen fast kugelförmig nach außen hervorragend.

Enggeschlitzte Augen (*yeux bridés*) *b*).

Hervorragendes Kinn.

Diese Gesichtsbildung ist den mongolischen Völkerschaften gewöhnlich.

III.

III. Ein breites Gesicht mit vortretenden Wangen, aber nicht platt; sondern die Theile desselben sind, von der Seite angesehen, tiefer ausgewirkt.

Kurze Stirn.

Tiefliegende Augen.

Etwas geplätztsche, aber doch noch immer vortretende Nase.

Die Amerikanische Gesichtsbildung.

B. Zwei Arten des nach unten verlängerten Gesichtes.

IV. Schmales, nach unten vortretendes Gesicht. Höckerige und gewölbte Stirn.

Hervortretende Augen (*à fleur-de-tête*).

Dicke, und mit den hervorgetriebenen Wangen gleichsam verschmolzene Nase (*le nez épaté*).

Die Unterkiefer, nach vorn verlängert.

Das Kinn zurückgebogen.

Aethiopische Gesichtsbildung (the Guinea face).

V. Das Gesicht weniger schmal, nach unten etwas hervorragend; seine Theile von der Seite gesehen, springen stärker hervor und sind deutlicher geschieden.

Volle, breite Nase, mit dicker Spitze (bottled).

Großer Mund.

Malayische Gesichtsbildung, die sich vorzüglich bei den Südseeinsulanern findet *c*).

a) Anderson in Cook's letzter Reise, Engl. Original B. 1. S. 380. Nur kommt es sehr darauf an, die auf Gestaltung beruhende Gesichtsbildung nicht mit den Gesichtszügen zu verwechseln. Denn in Hinsicht der letzteren, glaube ich, gibt es bei rohen Völkern weit weniger Verschiedenheit, als bei kultivirten.

b) Dieser Charakter des mongolischen Gesichtes ist überall sehr treu dargestellt worden in den Abbildungen, welche Pallas seiner Sammlung historischer Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften, Th. I. 1776. angehängt hat.

c) S. Blumenbach's naturhistorische Abbildungen Heft I., wo von allen diesen Gesichtsbildungen musterhafte Proben gegeben sind.

§. 117.

Ursachen dieser verschiedenen Gesichtsbildung.

Daß hier bloß vom Körper der Gesichtsbildung, nicht aber vom Geiste derselben die Rede ist, darf wohl kaum erinnert werden. Wie sich die subjectiven Functionen, oder der Geist, nach dem gewöhnlichen Ausdrucke, im Gesichte des Menschen aussprechen, das zu erörtern, ist der Anthroponomie vorbehalten. Der Ausdruck oder Blick des Gesichtes nähmlich hängt meistens ab von der Beschaffenheit subjectiver Reize, z. B. von Kultur, Luxus, Religion u. s. f. a); die Gestalt aber, d. h. Figur und Proportion der einzelnen Theile des Gesichtes, hat ihren Grund lediglich in dem veränderlichem Einflusse objectiver oder materieller Reize auf die Bildung des Organismus und auf das dadurch modificirte Gesetz der Zeugung. Hier aber zeigen sich vorzüglich die Schwierigkeiten, deren wir gleich im Eingange

der

der Geschichte der menschlichen Gattung erwähnten, und, um über sie einen Sieg zu versuchen, kann man nun zu Vermuthungen seine Zuflucht nehmen, die der Erfahrung und verständigen Beurtheilung ihrer Data angemessen sind.

Daß das Klima in dieser Hinsicht eine vorzügliche Rolle spiele, möchte wohl durch mehrere Thatsachen hinlänglich darzuthun seyn. Denn

1) beobachten wir bei den verschiedensten Menschenklassen Eines und desselben Volkes, unter Einem und demselben Himmelsstriche, immer dieselbe eigenthümliche Gesichtsbildung. Chinesen, Engländer und Majorkaner dienen hier zu Beweisen.

2) Gibt es einige Beispiele von Völkern, die, nach Verlassung ihrer ursprünglichen Wohnsitze, durch eine bedeutende Aenderung des Klimas *b*), mit der Zeit eine ganz andere Gesichtsbildung angenommen haben. Vor Allem verdienen hier die Amerikaner genannt zu werden, welche die Gesichtsbildung der Mongolen (von denen sie abstammen *c*), gegen die oben (§. 116. III) geschilderte, eigenthümliche vertauscht haben, die tiefer hinab nach Süden, bei den Pescherás, wieder in die mongolische zurücksinkt, und, in dem äußersten Norden von Amerika, dem alten Muster treu bleibt. — Ferner bestätigen den Einfluß des Klimas auf die Bildung des Gesichtes die europäischen Kreolen (§. 110), auf den Antillischen Inseln; sie zeichnen sich durch die erhobenen Backenknochen und tief-

lie-

liegenden Augen aus *d*). Auch die Geschichte der Bewohner Ostindiens *e*) und Aegyptens *f*) sprechen sehr für die Macht des Klimas *g*).

3) Völker, die bloß Kolonien eines und desselben Stammes sind, haben unter bedeutend verschiedenen Himmelsstrichen eine verschiedene National-Gesichtsbildung angenommen. Man vergleiche den Lappen mit dem Ungern, beide sind mongolischeu Ursprungs *h*); aber wie hat diesen das Klima veredelt, jenen hingegen gemißhandelt!

So sehr aber auch diese Thatsachen auf die Anerkennung der Macht des Klimas bei der verschiedenen Gesichtsbildung der Nationen dringen; so schwer fällt im Gegentheil die Antwort, wenn gefragt wird: warum das Klima denn gerade diese und keine andere Form des Gesichts bewirkt habe? Dessen ungeachtet haben sich mehrere Schriftsteller, wie **Kant** *i*), **Volney** *k*), **Dampier** *l*) u. a. m. die Mühe gegeben, einige Formen der Gesichtsbildung zu construiren, eine Mühe, die wohl eben so undankbar, als ihr Resultat unbefriedigend seyn möchte.

So hat man auch ferner zuweilen die, vielleicht mehr witzige, als wahre Bemerkung gemacht, daß manche Nationen mit ihren einheimischen Hauptthieren eine auffallende Aehnlichkeit besitzen; der Lappe z. B. mit dem Bären, der Neger mit dem Affen, der Hindu mit seiner Kuh u. s. f *m*).

a)

a) Ich weiß wohl, daß man bei der Entstehung der verschiedenen Physiognomien hin und wieder die Art der Nahrungsmittel in Rechnung bringt; allein ich fürchte, man macht hier die Wirkung zur Ursache. Daß der Menschenfresser wild aussieht, möchte wohl eben so wenig dem Genusse des Menschenfleisches zuzuschreiben seyn, als der sanfte Blick des Braminen der Enthaltsamkeit von allen animalischen Speisen. Man vergleiche die Stufen der Kultur, auf denen beide stehen, der Religionsverfassung u. s. w., und man hat den Grund gefunden.

b) Es versteht sich wohl von selbst, daß man hier mit der Temperatur allein nicht ausreicht, sondern auch auf andere Qualitäten des Klimas Rücksicht nehmen muß.

c) Siehe den ausführlichen Beweis dieser Behauptung im Göttingischen historischen Magazine B. 3. 1788. Heft 2. S. 193-218.

d) History of Jamaica. B. 2. S. 261. Auch von den Kreolischen Negern in Nordamerika macht Smith a. a. O. S. 92. in Hinsicht der veränderten Gesichtsform dieselbe Bemerkung.

e) Blumenbach a. a. O. §. 57. S. 186.

f) Ebendaselbst. Derselbe in den philosophical transactions A. 1794. Th 2. S. 191. und bei Bruce a. a. O. B. 5. S. 258 Vergl. auch eben Denselben im Götting. Magazin der Wissenschaften und Litteratur von Lichtenberg und Forster. Jahrg. 1. St 1. 1780. S. 109 ff.

g) Auch die Jakuten verdienten hier vielleicht zur Erläuterung eine Stelle, weil sie, wenn gleich tatarischen Ursprungs, dennoch jetzt auffallend in die mongolische Gesichtsbildung hinüber spielen (S. *Blumenbach* Collect. cranior. Decas. II. Tab. XV. S. 11); wenn nicht die Vermuthung das Meiste für sich hätte, daß sie durch Verbastrung mit den Tungusen diese Gesichtsform gewonnen haben.

h) Den Beweis s. in *Ol. Rudbeck Fil.* Specim. usus linguae Gothicae. Upsal. 1717. — Pat. *Sainovic*

Demonstrat. Idioma Hungarorum et Lapponum idem esse. Havniae 1770. Hager's neue Beweise der Verwandtschaft der Ungarn mit den Lappländern. Wien 1794. 8.

i) In Engel's Philosoph. für die Welt B. 2. S. 146. Gerade, wie Kant, deducirt auch Smith a. a. O. S. 66. die mongolische Bildung.

k) Voyage en Syrie et en Egypte. T. I. S. 74. Das Negergesicht.

l) Voyage autour du monde. T. II. S. 169. von dem Gesichte der Neu-Holländer.

m) Marsden a. a. O. S. 173.

§. 118.

Fortsetzung.

Außer den klimatischen Einflüssen möchten doch wohl auch die Sitten, Gebräuche, kurz alles, was man unter dem Nahmen von Lebensart (vitae genus) (§. 97) zusammenfaßt, zur Modification oder doch zur Verstärkung der eigenthümlichen Gesichtsbildung mancher Nationen etwas beitragen können. Denn so gewiß auch die charakteristische Gesichtsbildung des Negers, z. B. die stumpfe Nase, die dicken Lippen u. s. f. sich schon im neugebohrnen Negerkinde *a*), ja selbst im Embryo *b*) ausspricht; so kann doch die Art, wie die Kinder von den Negerinnen der arbeitenden Klasse getragen und gesäugt werden *c*), allerdings zur tiefern Ausbildung des besagten Charakters das Ihrige mitwirken; wenigstens will man bei den vornehmen Negern so platte Nasen nicht bemerkt haben, als bei Gemeinen. Und so wie ferner mehrere

rere rohe oder halbkultivirte Völker sich alle Mühe geben, ihre natürlichen Häßlichkeiten zu unterstützen und stärker ins Licht zu setzen *d*); eben so fällt auch wohl ein Theil ihrer lächerlichen Sorgfalt auf die Verbildung ihres Gesichtes. Wenigstens wird es durch das Zeugniß mehrerer Reisenden bestätiget, daß manche Völker die Nase neugebohrner Kinder niederpressen *e*), so wie andere Nationen dieselbe Operation mit der Stirne vornehmen *f*). Diese gewaltsamen Künsteleien können also wenigstens der natürlichen Anlage noch hülfreiche Hand bieten. Auch ist mir das Beispiel einer entgegengesetzten Procedur bekannt, wodurch die ursprünglich stumpfe und negerartige Nase eines Mädchens zu einer mehr kaukasischen Form verarbeitet wurde.

Hat sich aber einmahl die National = oder Rassenform des Gesichtes gebildet, so pflanzt sie sich, gleich der Hautfarbe, durch Zeugung nicht allein auf neue Individuen fort; sondern sie gibt auch, nach dem Gesetze der halbschlächtigen Zeugung (§. 94) einen Mittelschlag, sobald zwei Individuen von verschiedenen Rassen mit einander sich begatten. Dieß beweisen die Mulatten und mehrere Halbrassen (§. 111), z. B. die Kosacken, Jakuten und Kirgisen *g*), welche durch Vermischung mit den Kalmücken nach und nach häßlicher, und von der andern Seite die Nogaischen Tatarn, welche durch Verbasterung mit den Gregorianern verschönert worden sind *h*).

So wie indeß die halbschlächtige Zeugung ein Mittel ist, die Verschiedenheiten der menschlichen Gestalt und folglich auch des Gesichtes ins

endliche zu vervielfachen; eben so hat auch eine lange Reihe von Zeugungen unter den Mitgliedern derselben Rasse oder desselben Volkes u. s. f. den Erfolg, daß die ursprüngliche Gesichtsbildung dieser Rasse oder dieses Volkes unverändert erhalten wird, ohne daß ein Umtausch des Klimas die eigenthümlichen Grundzüge des Gesichtes sollte umzubilden vermögen *i*). Auffallende Belege zu dieser Behauptung liefern unsere alten blauäugigen und blondhaarigen Vorfahren *k*), die echten Zigeuner in Siebenbürgen *l*) und vor Allem die jüdische Nation, welche, in so mancherlei Ländern zerstreut, unter den verschiedensten Himmelsstrichen leben, ohne den eigenthümlichen, auch dem gemeinen Auge auffallenden Charakter ihrer Gesichtsbildung einzubüssen *m*). Hierher darf man auch noch die Familienschläge rechnen (§. 89), welche auf eben diese Art durch einseitige Zeugungen entstehen und der Gesichtsbildung ebenfalls ein eigenes Gepräge mittheilen; z. B. der alte Adel in Venedig, die Braminen in Hindostan u. s. f. — Die mannigfaltige Gesichtsbildung erkennt also als Ursachen ihres Ursprungs eben dieselben Momente an, als jede andere Gattung von Abartung ein äußeres nähmlich, Klima, Lebensart u. s. s., und ein inneres — die Zeugung.

a) Camper a. a. O. S. 43. Sömmering a. a. O. §. 4.

b) *Camper* traité sur la différence des traits du visage etc. traduit du Hollandois par D. B. Quatremere D'Isjonval A Utrecht 1791. Chap. 2. §. 1. p. 24. Blumenbach a. a. O. §. 57. S. 194.

c) Barbot in *Churchill's* collection of voyages T. V. S. 36. Vergl. Thibault de Chanvalon a. a. O. S. 58. u. a. m.

d)

d) Dobrizhoffer a. a. O. B. II. Kap. 4 und 5.

e) Eben die Neger, z. B. die Brasilianer, Karaiben, Bewohner von Sumatra und den Gesellschaftsinseln. S. die Zeugnisse darüber angeführt bei Blumenbach im a. §.

f) Z. B. den Karaiten, s. Thibault de Chanvalon a. a. O. S. 39.

g) Girtanner a. a. O. S. 72 und 193. Blumenbach in Collectionis craniorum Dec. I. Tab. IV. S. 18. Decas. II. Tab. XIII. S. 8. Tab. XV. S. 10.

h) *Peyssonel* sur le commerce de la mer noire T. I. S. 177.

i) Diese Annahme widerspricht nicht unsern oben (§. 117) über die Wirkung des Klimas aufgestellten Grundsätzen, sobald man bedenkt, das erstens zu jeder Wirkung Zeit gehört, und daß zweitens hier nicht von den einander durchaus entgegengesetzten, oder specifisch verschiedenen Klimaten, die Rede ist.

k) Tacitus a. a. O. c. 4.

l) Blumenbach in der Decas craniorum II. Tab. XI. S. 3.

m) Davon wird sich jeder überzeugt haben, der Gelegenheit hatte, Juden aus verschiedenen Ländern zu sehen. Vortrefflich hat diesen eigenthümlichen Charakter der jüdischen Gesichtsbildung bei einer Menge von Juden gezeichnet Bernard Picard in Cérémonies et contumes religieuses de tous les peuples du monde 1723. T. I. Besonders auf den Kupfern, wo die Einweihung der Synagoge zu Amsterdam und die Beschneidung (S. 100 und 140) vorgestellt wird, ohne indeß der natürlichen Mannigfaltigkeit der Gesichtszüge zu nahe zu treten. Jeder wird hier leicht den Juden von den vielen nicht jüdischen Gesichtern unterscheiden können. — Das Charakteristische dieser jüdischen Gesichtsbildung fühlt man indeß leichter, als man es sich zu erklären weiß. Daß es nach des Engländers West Bemerkung vorzüglich in dem besondern Uebergange der Scheidewand der Nase

Nase in die Mitte der Oberlefze liege, hat allerdings etwas für sich, da sich das jüdische Gesicht selbst in dem trocknen Schedel kaum verkennen läßt (s. Blumenbach's Decas cranior. IV. Tab. XXXIV. S. 10), und da sogar aus dem Knochenbaue die Wahrheit jener Bemerkung hervorzuleuchten scheint.

§. 119.

Verschiedenheit der Schädelbildung.

Unter allen Charakteren der Rassenverschiedenheit gebührt gewiß der Bildung des Schädels die vorzüglichste Aufmerksamkeit. Einmahl verdankt er seine Grundlage den Knochen, die ihre Form der Bestimmung durch Außendinge nicht so leicht aufopfern, als z. B. die Hautfarbe; zweitens aber richtet sich selbst die Gesichtsbildung (§. 117 und 118) nach der ursprünglichen und unveränderlichen Grundform der Knochens, und drittens springen die Unterschiede der Schädelformen verschiedener Menschenrassen so deutlich in die Augen, sind so genau zu bestimmen, und können zur unmittelbaren Anerkennung durch die Sinne so lange aufbewahrt werden, daß ich in der That keinen Theil der menschlichen Organisation kenne, welcher in der Geschichte der Menschengattung so viel bedeutet und so große Dienste leistet, als eben der Schädel. Denn, ist die weichere Organisation längst ein Raub der Verwesung geworden, so kann uns immer noch der harte Schädel berichten, welcher Rasse, oft auch, welchem Volke das Individuum angehört hat, auf dessen Rumpfe er stand *a*). Die schwer zerstörbaren Schädel der Rassen und Nationen können leicht aufbewahrt, mit einander ver-

verglichen, und durch eine vielseitige Vergleichung kann bestimmt werden, worinn denn eigentlich der Unterschied liegen möge, welcher den Negerschädel von dem der Kalmucken, und den Mongolischen Schädel von dem des Europäers u. s. w. absondert.

Mit den Schädeln verhält es sich übrigens fast eben so, wie mit jeder anderen Rasseneigenheit. Auf dem Uebergange von einem Extreme der Bildung zum anderen, trifft man auch eine so außerordentliche Mannigfaltigkeit von Schädelformen, daß eine in die andere unmerklich sich zu verliehren scheint; allein bei etwas schärferer Aufmerksamkeit wird man doch immer unter jener bunten Menge gewisse Hauptformen entdecken, die bestimmten Rassen entsprechen, und die sich aus verschiedenen Gesichtspunkten und nach verschiedenen Maßstäben beurtheilen lassen.

So gewiß Niemand unter den neuesten Naturforschern auf diesem Felde mit einem Blumenbach sich messen darf, und so sehr ich überzeugt bin, daß seine Beurtheilungsart des Schädels für den Zweck der Anthropohistorie die fruchtbarste ist; so erfordert es doch die Billigkeit, auch auf die Bemühungen anderer wackerer Männer Rücksicht zu nehmen, sollten auch ihre Versuche den Fehler der Einseitigkeit tragen und unseren Beifall nicht gewinnen können.

a) Blumenbach's Collect. Cranior. Decas. I. S. 5. und Dessen kleine Schriften von Gruber S. 150 ff. wo man die Regeln und Kriterien angegeben findet, nach denen die Aechtheit eines Schädels beurkundet wird.

§. 120.

§. 120.

Ansichten über die Verschiedenheit der Schädelbildung von Daubenton, Dürer und Camper.

Obgleich schon ältere Anatomen *a*) auf die Verschiedenheiten der Schädelbildung aufmerksam wurden und eine Norm zu finden suchten, nach welcher sich dieselben beurtheilen und classificiren ließen: so verdienen doch in anthropologischer Hinsicht bloß die Versuche eines **Daubenton** *b*), **Dürrer** *c*) und **Camper** *d*) genannt zu werden.

A. Das Normalmaß des Ersteren belegt man gemeiniglich mit dem Nahmen der **Occipitallinie**. Er zog nähmlich zwei gerade einander durchschneidende Linien im Profil der Schädel: die eine vom hinteren Rande des Hinterhauptloches (foramen occipitale magnum) durch den unteren Rand der Augenhöhle; die andere aber durch die Horizontalfläche jener großen Hinterhauptöffnung mitten zwischen beiden Gelenkknöpfen; der Winkel nun, in dem diese Linien zusammenstoßen, bestimmt die Aehnlichkeit oder Verschiedenheit der Schädel. — So fein indeß auch diese Normalregel der Schädelform ausgedacht ist, so leidet sie doch an dem Fehler der Einseitigkeit:

1) Weil auf so viele andere Knochen, welche zur charakteristischen Bildung des Schädels unstreitig sehr viel beitragen, z. B. Stirnbein, Nase, Jochbein, Kiefer ꝛc. gar keine Rücksicht genommen wird:

2) weil die Richtung der Fläche des großen Loches im Hinterhaupte am Kopfe von Einer und derselben Nation oft ungemein verschieden ist *e*).

B. Die Norm, welche der große Dürer entworfen hat, könnte noch eher zum anthropologischen Zwecke dienen, weil sie auf die Auszeichnung mehrerer Kopftheile berechnet ist. Er zieht nähmlich drei Gränzlinien des Gesichtes an Stirne, Nase und Kiefer.

Indeß würden auch Schädel, von dieser Seite, und nach dieser Regel allein beurtheilt, noch manche Eigenheit für sich behalten, die dem Auge des methodisch beschränkten Beobachters entwischte.

C. Camper's Normalregel der Schädelbildung ist unter dem Nahmen der Gesichtslinie (Linea facialis) bekannt. Auch er zieht, gleich Daubenton, im Profil eines jeden Schädels zwei gerade einander durchschneidende Linien, aber in anderen Richtungen, als jener. Eine horizontale nähmlich, welche durch den äußeren Gehörgang und den Boden der Nasenhöhle läuft: und eine andere von der Wölbung der Stirne, mitten über der Nase, nach dem äußersten prominirenden Rande der Oberkiefer. Letztere ist die eigentliche Gesichtslinie und der Winkel, welchen sie mit jener horizontalen macht, bestimmt die Nationalphysiognomie der Menschenrassen *f*). Allein auch diese Normalregel leidet an Gebrechen, welche sie für das anthropologische Studium unbrauchbar machen: denn

1) aus der schon oben (§. 116) gegebenen Uebersicht der Gesichtsverschiedenheit erhellt es, daß diese Faciallinie nur auf diejenigen Verschiedenheiten des Menschengeschlechts angewendet werden kann, welche sich bloß in der Richtung der Kinnladen von einander unterscheiden; die charakteristische Breite des Gesichts der Mongolen und Amerikaner wird hier ganz übersehen.

2) Aber haben oft himmelweit von einander abweichende Schädel dieselbe Gesichtslinie, und umgekehrt Schädel von Einer und derselben Nation eine sehr auffallend verschiedene Richtung dieser Linie. Das bloße Profil des Gesichtes leitet auf keinen bedeutenden, wenigstens nur auf untergeordnete Unterschiede (§. 116. S. 236; auch die Breite des Gesichtes macht eine ansehnliche Differenz g).

3. Endlich zieht Camper selbst auf den beigefügten Kupfern seine Normallinien so unbestimmt und willkührlich *h*), und wechselt dadurch die höchstwichtigen Berührungspunkte und Winkel beider Linien so auffallend, daß seine aufgestellte Regel mehrere Ausnahmen gewinnt, und er selbst für die Richtigkeit derselben keinen günstigen Beweis ablegt *i*).

a) Z. B. Spigel de corporis humani fabrica 1627. fol. S. 17. p. m.

b) Daubenton a. a. O.

c) Vier Bücher von menschlicher Proportion 1528. Ohne Seitenzahl. Wo er von der Zusammensetzung des menschlichen Kopfes handelt.

d)

d) Camper a. a. O. B. 1. Thl I. S. 15. Dessen Naturgeschichte des Orangutang S. 181. 212. Und Dessen Traité du visage etc. 1791.

e) Blumenbach's collect. cranior. Decas. I. S. 8.

f) So soll z. B. dieser Winkel von den Griechischen Statuen 90° Grade und darüber haben, am Europäer überhaupt 80°, am Mohren 70 und am Orangutang 56° zeigen. Wie wenig diese Regel zur Unterscheidung des Thiergesichtes dient, darüber s. Blumenbach's Handb. der vergl. Anatomie S. 20. Anm.

g) Zum Belege des Gesagten vergl. Blumenbach's Decas. cranior. II. Tab. 18. und Decas. III. Tab. 22; ferner Decar. I. Tab. 7 und 8.

h) z. B. in seiner natuurkund. Verhandel. over den Orang outang. Tab. II. fig. 2.

i) Die Veränderungen, welche Hr. Walther (s. kritische Darstellung der Gallischen anatomisch-physiologischen Untersuchung des Gehirn- und Schädelbaues Zürich 1802. S. 107) mit der Camperschen Gesichtslinie vorgenommen hat, verwandelt sie in eine Stirnlinie, und diese dient nicht sowohl für den Zweck der Anthropohistorie, als der Authroponomie; daher soll auch in der letzteren von ihr noch die Rede seyn.

§. 121.

Vertikalnorm von Blumenbach.

Es ist daher auch hier, wie bei allen Gegenständen der Naturkunde, die bloß die objective Seite des Organismus auffaßt, am gerathensten, die Schädel, deren Verschiedenheit man bestimmen will, von allen Seiten zu betrachten und vorzüglich auf diejenigen Theile derselben aufmerksam zu machen, die zur Begründung der Nationalunterschiede das Meiste beitragen. Also nicht

die

die Richtung einzelner Theile, nicht die bisher angegebenen Normallinien können dem Naturforscher Genüge leisten; sondern der Totalhabitus des Schädels muß aufgefaßt und der Beurtheilung der Verschiedenheit desselben zum Grunde gelegt werden. Indeß kann auch diese Ansicht, nach einer gewissen Regel verfolgt, sicherer leiten, und dazu eignet sich, nach meiner Ueberzeugung, keine Betrachtungsart besser, als die von Blumenbach erfundene und von ihm s. g. Scheitelnorm (Verticalnorm), die uns in Einem Ueberblicke und nach allen Seiten hin die merkwürdigsten Verschiedenheiten des Schädelbaues entdeckt. Zu diesen Zwecke stellt man die mit einander zu vergleichenden Schädel, ohne die Unterkiefer in einer Reihe auf eine ebene Fläche, richtet sie mit ihren Jochbeinen (ossa jugalia, zygomatica) nach Einer horizontalen Linie, und betrachtet sie rückwärts vom Scheitel herab. Auf diese Art fällt alles, was den Hauptcharakter in den Schädeln der verschiedenen Nationen ausmacht, sei es nun die Richtung der Kinnladen, oder der Wangenknochen, die Breite oder Enge der Hirnschale, die Flachheit oder Erhabenheit der Stirn u. s. f., auf Einen Blick deutlich in die Augen a).

a) S. Blumenbach a. a. O. §. 61. S. 204, wo er dieß Verfahren durch beigefügte Kupfer verdeutlichet, und wegen der Verbesserung der Stelle S. 204. S. Collect. cranior. decas. IV. p. 12.

§. 122.

Rassenverschiedenheiten des menschlichen Schädels.

Wenn man nach Anleitung von (§. 121) die Schädel verschiedener Völker betrachtet, so ergeben sich eben so, wie bei der Gesichtsbildung (§. 116), fünf Hauptunterschiede *a*), von denen

I. der, nach unseren Begriffen, am schönsten gebildete Schädel die Mittelform darbietet, von welcher alle anderen Formen nur als Abweichungen zu betrachten sind. Die Kennzeichen dieser Mittelform bestehen:

a. in der schönsten Symmetrie der einzelnen Theile des Kopfes, der

b. sanft gerundet ist,

c. eine mäßig geebnete Stirn besitzt, und

d. schmahle Jochbeine, die nirgends hervorspringen, und von dem Jochfortsatze (proceſſ. malaris) des Stirnbeines allmählig herablaufen.

e. Der Zahnhöhlenrand ist rund und

f. die Vorderzähne stehen in beiden Kiefern senkrecht *b*).

Diese Schädelform verliehrt sich in zwei einander entgegengesetzte Extreme, von denen das erste dem Gesichte (§. 116. Nr. II) entspricht.

II. a. Der Kopf ist gleichsam viereckig,

b. die Jochbeine ragen seitwärts hervor;

c. Die Glabella und die Knochen der stumpfen Nase liegen mit den Jochbeinen in fast Einer und derselben horizontalen Fläche,

d. Die Augenbraunenbogen sind kaum merklich,

e. die Nasenlöcher enge;

f. die Schläfen- oder Wangengrube (fossa malaris seu temporalis) nur wenig ausgehöhlt,

g. der Zahnhöhlenrand bildet nach vorn einen flachen Bogen,

h. Das Kiun ragt hervor.

Diese Schädelbildung ist mongolisch *c*).

Das andere Extrem entspricht der Gesichtsbildung (§. 116. Nr. IV), und zeichnet sich durch folgende Merkmahle aus:

III. a. der Kopf ist schmahl und von den Seiten zusammengedrückt,

b. Die Stirn höckericht und aufgeworfen,

c. Die Jochbeine springen hervor,

d. Die Nasenlöcher sind weit.

e. Die Wangengrube hinter den Unteraugenhöhlenlöchern (for. infraorbitalia) tiefer ausgehöhlt;

f. die Kinnbackenknochen stehen hervor.

g. Der Zahnhöhlenrand ist schmahl, verlängert und nähert sich der elliptischen Form.

h. Die obern Vorderzähne stehen schief und nach vorn.

i. Der Unterkiefer ist groß und robust.

k. Die Schädelknochen sind meistens dick und schwer *d*).

Hieraus sieht man leicht die Bildung des Negerkopfes *e*).

Zwi-

Zwischen beiden Extremen nun liegen zwei Mittelvarietäten, welche den Gesichtsbildungen von (§. 116. Nr. III und V) entsprechend sind.

IV. a. Die Wangenbeine sind zwar breiter, aber doch mehr gebogen und rundlicher, als in der mongolischen Varietät (Nr. II); nicht winklicht, und nach außen hervorstehend, wie bei dieser.

b. Meistens tiefe Augenhöhlen.

c. Besondere Form der Stirn und Scheitel, meistens durch Kunst bewirkt:

d. der Schädel selbst gemeiniglich leichter.

Diese mittlere Bildung des Schädels behauptet die amerikanische Rasse *f*).

V. a. Eine mäßig verengte Hirnschale,

b. eine etwas gewölbte Stirn.

c. Die Jochbeine ragen nicht seitwärts noch vorwärts stark hervor.

d. Der Oberkiefer steht etwas hervor.

e. Die Scheitelknochen (ossa bregmatis) sind seitwärts ausgebogen.

Diese Schädelbildung gehört der malayischen Rasse an *g*).

Diese Rassenverschiedenheiten des Schädels sind eben so constant, als die verschiedene Form des Gesichtes (§. 118), und zeigen sich sogar schon an den Köpfen zarter Kinder *h*).

a) Auch diese hat Hr. Blumenbach in seinem Meisterwerke zuerst aufgeführt und durch Abbildungen auf Tab. II. beleuchtet.

b) Vergl. mit dieser Beschreibung Blumenbach's coll. cranior. Decas. III. Tab. XXI; den schönsten Schädel einer Georgianerin und IV. Tab. XXXV. Decas. II. Tab. XII.

c) Vergl. *Decas* cranior. II. Tab. XVI, wo der Kopf eines Rentbier-Tunguſen als Muſter aufgeſtellt wird. *Decas* I. Tab. V. u. ſ. w. *Decas* IV. Tab. XXXVI. und XXXVII. *Decas* III. Tab. XXIII.

d) Sömmering a. a. O. §. 12. 17. 50.

e) Vergl. *Decas* craniorum I. Tab. VI. VII. VIII. Decas II. Tab. XVII. XVIII. XIX.

f) Vergl. *Decas* cranior. I. Tab. IX. X. *Decas* II. Tab. XX. *Decas* IV. Tab. XXXVIII. *Decas* III. Tab. XXXIV. XV.

g) Vergl. *Decas* cranior. III. Tab. XXVI. XXVII. und *Decas* IV. Tab. XXXIX. XL.

h) Siehe die Abbildungen von dem Schädel eines Burätenkindes Decas craniorum III. Tab. XXIX. und von dem Schädel eines neugebohrnen Negerkindes Decas III. Tab. XXX, wo sich der Charakter der mongoliſchen und äthiopiſchen Bildung ſchon deutlich genug ausſpricht.

§. 123.

Urſachen dieſer Raſſenverſchiedenheiten der Schädel.

Man muß auch hier, wie überall, zwiſchen den äußeren und inneren Momenten, von denen die Abartungen des Menſchengeſchlechts abhängig ſind, unterſcheiden. Fehlen die äußeren Einwirkungen, von denen die Metamorphoſen des Organismus beſtimmt werden, ſo läßt ſich auch von

der

der Wirksamkeit des inneren Moments — der Zeugung, die nur den einmahl entstandenen und lange unterhaltenen Charakter der Bildung reproducirt, natürlich nichts erwarten. Die einzigen Quellen der Mannigfaltigkeit der menschlichen Bildung sind also, wie schon oben gezeigt wurde (§. 92 ff.),

1) die äußeren mancherlei Einflüsse, welche auf den Organismus nach dem Gesetze der Erregbarkeit wirken (§. 23 u. ff.)

2) die Zeugung, welche den einmahl festgebildeten Typus der Gestalt aufnimmt und in einem anderen Individuum wieder gibt, oder den zwiefachen Typus in einem Sprößlinge von verschiedenen Rassen verschmelzt.

Zuerst also von den äußeren ursächlichen Momenten der verschiedenen Schädelbildung.

Da die Gestalt des Schädels zuerst von seiner knöchernen Grundlage abhängt, so müssen wir, um die Möglichkeit und Wahrheit mancher Ursachen der verschiedenen Schädelbildung einzusehen, zuvörderst auf die Natur der Knochen überhaupt einen Blick werfen. Nun aber sind:

1) die Knochen, troß ihrer Härte und Festigkeit, wodurch sie zu den Stützen des organisches Gebäudes qualificirt werden, äußerst veränderlich und geschmeidig, eine bestimmte Form anzunehmen. Da sie auf der untersten Stufe der organischen Thätigkeit stehen und der letztern gleichsam nach innen Gräns-

zen seßen (§. 20), so herrscht auch in ihnen die niedrigste Aeußerung der organischen Wirksamkeit: große Regeneration und ununterbrochene und auffallende Reproduction, Absorbtion und Anziehung des neuen Knochensaftes gehen also rasch und schnell vor sich, wie die allgemein bekannten Versuche mit Färberröthe und viele andere physiologische Phänomene beweisen.

2) Ergibt sich aus dieser immerwährenden Veränderung der Knochenmasse, daß auch selbst weiche, in organisch-mechanischer *a*) Bewegung begriffene, Theile, z. B. Gefäße, Muskeln, Gehirn u. s. f., die Form der nahe liegenden Knochen bestimmen und wenigstens modificiren können. Dieß lehrt die Ansicht der inneren und äußeren Oberfläche des ausgebildeten Schädels; die Betrachtung der Muskelanlagen; die Veränderung, welche der untere Theil des Gesichts bei einem zahnlosen Greise erleidet, oder welche von einem einseitigen Krampfe der Gesichtsmuskeln entsteht u. s. f. Was hier aber

3) die lebendigen Organe auf die Bildung der Knochen wirken, eben das kann auch ohne Zweifel andern Kräften gelingen, welche schlechthin mechanisch, durch mehr oder weniger gleichförmigen, länger oder kürzer fortgesetzten Druck, auf den Knochen gerichtet werden; denn die Wirkung bleibt in beiden Fällen dieselbe, wenn gleich die Ursache so wesentlich verschieden seyn mag, als Organismus und Mechanismus es immer sind. — Diese mechanisch wirkenden Einflüsse können nun

a. im Inneren des Knochengebäudes selbst liegen, z. B. Eiter oder Wurmnester in den Stirnhöhlen *b*), innerer Wasserkopf u. s. f.; oder

b. ganz von außen auf die Oberfläche der Knochen wirken und mechanisch ihre Form bestimmen; daher z. B. die chinesischen Füße, und überhaupt Verunstaltung der Fußknochen, zumahl der Zehen durch enge Schuhe, die Wirkung der Schnürleiber auf das Becken u. s. f.

Ob dieser Druck nun ohne menschliches Zuthun geschieht, oder durch Willkühr geleitet wird, das ist in Hinsicht des Resultates eben so unwesentlich, als es gleichgültig ist, ob ein Vergifteter ohne Wissen und durch Zufall oder durch freien Entschluß Gift genossen hat *c*).

a) Zum Unterschiede von denjenigen organischen Processen, welche die Form des Chemismus tragen, folglich durch chemische Bewegung vermittelt werden.

b) Siehe Blumenbach's Decas. cranior. I. S. 28. und Hrn. Hofr. Richter in nov. comment. societ. regiae Gotting. T. III. ad. a. 1772. S. 86 ff.

c) Man wird sich hier das, oben (§. 100), bei Gelegenheit der Künsteleien und Verstümmelungen, als Ursachen der Abartung, Gesagten noch erinnern, daß nähmlich die von subjectiver Determination ausgehende organische Wirkung eben sowohl, als jede äußere, völlig objective Naturkraft, zu den Naturursachen gerechnet werden müsse.

— —

§. 124.

Fortsetzung.

Nach diesen Erläuterungen gehen wir zur Betrachtung der ursächlichen Momente der verschiedenen Schädelbildung selbst über. Zu den äußeren rechnen wir

I. das Klima. Dieses hat gewiß, wie auf die Gestalt des Gesichtes (§. 117), so auch auf die Schädelbildung einen anerkannten, aber freilich noch immer unverstandenen Einfluß, und ich getraue mich eben so wenig, diese klimatischen Wirkungen von einem + und — der Erregung, als von den quantitativen Qualitäten einiger neuern Physiologen *a*) abzuleiten. Genug, wenn wir das Factum nicht läugnen dürfen; für eine befriedigende Erklärung desselben sorgt vielleicht die fortschreitende tiefere Einsicht in die qualitative Erregungstheorie (s. 27 ff.).

II. Gewisser und nach (§. 123) erklärbarer ist der Einfluß eines anhaltenden und gleichförmigen Druckes auf die Bildung des Schädels, und er kann so wohl die Knochen des Gesichts, als noch mehr die Hirnschale betreffen. Von beiden Arten einer willkührlichen Schädelbildung gibt es Beispiele, und von den letzteren zumahl eine außerordentliche Menge unter den verschiedensten Völkern. So verdanken (um nur ein Paar Beyspiele einer vorsetzlichen Verbildung des Gesichts anzuführen) die Neuholländer ihren platten oberen Zahnhöhlenrand dem Drucke des Nasenringes *b*), und dieselbe Wirkung

kung von dergleichen, seltsamen Zierrath hat, man auch an andern Nationen beobachtet *c*).

Bei weitem mehr aber lassen sich, wie gesagt, die Beispiele häufen von ältern und neuern Völkern, die entweder durch eine besondere Art, die Kinder in die Wiegen zu legen, oder auch, durch gewaltsame Kunstgriffe, unter sich eine eigenthümliche und beliebte Form des Schädels hervorbrachten, und noch jetzt hervorbringen.

Daß Eine und dieselbe unabgeänderte Lage der Kinder in der Wiege auf die Form des Schädels offenbaren Einfluß habe, versicherte schon Vesal, von den Deutschen und Niederländern seiner Zeit *d*), und eben dasselbe sagt uns ein Augenzeuge *e*) von den wilden Amerikanern um Südkarolina und Neumexiko.

Außerdem aber hat man durch besondere Kunstgriffe, durch den Druck der Hände, oder gewisser Binden, Breterchen oder endlich anderer Maschinen versucht, dem Schädel eine beliebige, den jedesmahligen Begriffen von Schönheit angemessene, Form zu geben, und dieß geschah nicht nur bei ältern *f*) und ganz rohen Völkern, sondern selbst bei neuern *g*) und bei denjenigen, die sich schon auf einer gewissen höheren Stufe der Kultur behaupteten; und durch die Allgemeinheit solcher gewaltsamen Gebräuche kam es daher, daß nun die, durch Kunst bewirkte, Form des Schädels eine Eigenthümlichkeit gewisser Nationen wurde *h*). Beispiele davon geben die schon angeführten deutschen Nationen, Niederländer, Fran-

zosen, einige Italiener, z. B. Genueser, die Insulaner des Griechischen Archipelagus, Türken *i*), die alten Siginner *k*), die Großköpfe des Hippokrates; Summetraner *l*), Nikobaren, die Bewohner von Nutka-Sund, einige wilde Völkerschaften von Georgien und Karolina in Nordamerika, die Karaiben *m*), Peruaner, die schwarzen Karaiben *n*) u. s. f.

Umsonst haben die Wirkung solcher Kunstgriffe geläugnet ein Haller, Sabatier *o*), Camper *p*), D'Arthoud *q*) u. s. f. Denn unverdächtige Augenzeugen gelten mehr, als Menschen, die auf befangenes Räsonnement sich stützen; auch tragen manche Nationen von dieser Behandlung des Schädels ihre Nahmen *r*); ja man weiß sogar, daß die Spanische Geistlichkeit den Wilden Amerika's die gottlose Sitte untersagte *s*), und man kennt endlich sogar die Kunstgriffe und Bänder u. s. f. *t*) genau, durch welche man die Schädel zu verbilden sucht ꝛc.

Das innere Moment aber ist wieder einzig und allein

die Zeugung, wodurch

a. der einmahl gebildete Schädel von den Aeltern auf die Kinder sich fortpflanzt, und

b. durch die Vermischung verschienener Rassen eine Mittelform des Schädels entsteht.

So entsteht von Negerältern nothwendig ein Kind mit einem Negerschädel (§. 122) u. s. w.

Daß

Daß aber auch die anhaltende, künstliche Bildung des Schädels am Ende erblich wird, erhellt aus den Zeugnissen mehrerer Beobachter *u*) und aus unserer obigen (§. 123) geäußerten Reflexion. Wirkt nähmlich, der lange Zeit fortgesetzten, künstlichen Verbildung des Schädels nichts entgegen, oder wird sie noch gar durch klimatische Einflüsse begünstiget, so muß auch diese künstliche Schädelbildung mit der Zeit erblich werden, wenn gleich die Willkühr die erste Quelle dieser Verschiedenheit war.

a) Z. B. eines Hrn Troxler's. S. dessen Ideen zur Grundlage der Nosologie und Therapie 1803. S. 117 u. ff.

b) S. Blumenbach's Decas III. Tab. XXVII.

c) Z. B. Forster (observations etc.) von den Bewohnern von Tanna (S. 224) und Mallicollo (S. 242), Weniger deutlich ist diese Wirkung des Druckes, welchen die hölzernen oder steinernen Nasenzierrathen verursachen, an mongolischen Gesichtern zu beobachten, z. B. an den Bewohnern von Nutka- und Prinz Wilhelms-Sund von Unalaschka u. s. f.

d) De corp. h. fabrica. Lib. I. Cap. V. Was die Köpfe der Niederländer betrifft, so macht der Einwurf, welchen Camper der Behauptung Vesal's entgegensetzt, dem Scharfsinne dieses großen Mannes nicht viel Ehre. S. *Camper* traité du visage S. 26.

e) *Adair* history of the North-American Indians S. 9.

f) Hippokrates a. a. O. Strabo geograph. Lib. XI. S. 358. ed. Casaub. u. s. f.

g) Von den heutigen Voigtländern s. Chr. G. Ackermann in Baldinger's neuem Magazin für Aerzte B. 2. S. 506. von den Hamburgern seiner Zeit versichert dasselbe Lauremberg (pasicompse S. 63)

Spi-

Spigel a. a. O. S. 17. von den Niederländern; Andry (orthopédie B. 2. S. 3) von den Parisern u. s. w.

h) S. die angeführten Schriftsteller und die folgende.

i) Blumenbach's Decas cranior. I. S. 16.

k) Strabo a. a. O.

l) Marsden a. a. O. S. 38.

m) Blumenbach's Decas cranior. I. S. 29. und die dort angeführten Schriftsteller.

n) Thibault de Chanvalon a. a. O. S. 39. die Citate in Hinsicht der übrigen Beyspiele s. bei Blumenbach a. a. O. Ich führe bloß die von mir gelesenen Schriftsteller an.

o) Traité complet d'anatomie. T. I. p. 25. Ed. Par. 1781.

p) Kleine Schriften B. I. S. 17. und dessen traité du visage S. 23 ff.

q) Journal de physique. mois d'Avril 1789.

r) *De la Condamine* in Memoires de l'academ. des sc. de Paris 1745. S. 427. und De Pauw a. a. O. B. I. S. 168 und 175. — Charlevoix (histoire de la nouvelle France. B. III. S. 187. 323.

s) *Jos. Saenz de Aguirre* collect. maxima concil. omn. Hispaniae et novi orbis. ed. 2. Rom. 1755 fol. T. VI. S. 204.

t) Journal de Physique m. Août. 1791. S. 132.

u) Hippokrates a. a. O. von den Großköpfen. Cardan (de rer. varietat. T. III. S. 162. angef. Ausgab. v. Spon. — J. C. Scaliger (commentar. in Theophrast. de causis plantarum S. 287.

§. 125.

Varietäten der Zähne.

Die Verschiedenheiten der menschlichen Gestalt, welche die Hautfarbe und die Schädelform betreffen, haben auf die Bestimmung der Rassen den wichtigsten Einfluß; von geringerer Bedeutung aber, entweder der Kunst oder anderer zufälligen Umständen, oder endlich einer, nur auf einzelne Völkerschaften, oder gar bloß auf eine geringe Anzahl desselben Volkes beschränkte Lebensart zu verdanken, sind die Varietäten der Gestalt einzelner Glieder des Körpers, und sie tragen zur Unterscheidung der Rassen wenig oder nichts bei. Indessen verdienen auch sie hier einer Erwähnung.

Zuerst also von den Zähnen, da sie als Bestandtheile des Schädels unserem Blicke zunächst liegen.

Ueber die menschlichen Backenzähne läßt sich, meines Wissens, nichts weiter sagen, als was schon oben (§. 48. Nr. 4) im Allgemeinen darüber angegeben ist. Alle jetzt bekannten Verschiedenheiten betreffen bloß die **Vorderzähne.**

Diese können variiren:

1) In der Zahl *a*). Nur gewaltsame Gebräuche können manche Völker durch eine geringere Anzahl von Schneidezähnen merkwürdig machen, z. B. die Neuholländer *b*), die Mädchen der Neger in Afrika *c*) u. s. f. *d*).

2) In Hinsicht des äußeren Ansehens,

a. der Farbe. Man färbt, zumahl im südlichen Asien, die Zähne mit Vorsatz schwarz e), oder erreicht doch diesen Zweck durch die große Delikatesse des Betelkäuens f); oder man überzieht sie gar mit Goldblech.

b. Der Gestalt, sind die Schneidezähne entweder

α. auffallend stumpf, wie an altägyptischen Mumien g), bei den Bewohnern von Hond-Eyland an der Westküste von Grönland und bei den Eskimos i). Die Ursache dieser stumpfen Beschaffenheit der Zähne scheint allein in der Nahrung zu liegen, welche entweder aus zähen Wurzeln, oder rohem Fleische besteht.

β. oder auffallend spitz und scharf. So findet man sie bei einigen Negervölkern k), und zwar als ein Werk der Kunst; einige Malayische Völker reiben wenigstens einen großen Theil des Schmelzes ab l).

γ. oder endlich mit Reifen versehen, wie z. B. bei den Javanern m).

e) Daß überhaupt bei Einer Menschenrasse mehr Zähne Statt finden sollten, als bei einer Andern, ist nicht glaublich, und es war vermuthlich selbst unter Negern eine starke Ausnahme von der Regel, daß man bei Einem derselben 35 Zähne fand. S. Sömmering a. a. O. §. 30.

f) Blumenbach's Decas cranior. 4. Tab. XL. S. 16. vergl. *Collins's* account of the English Colony in New-South Wales S. 563. und Göttingisches historisches Magazin B. 1. St. 2. S. 337. Hrn Hofr. Meiners über einige Verzierungen der Zähne unter verschiedenen Völkern.

c) Meiners a. eben a. O.

d) Siehe de Pauw a. a. O. B. I. S. 178 ff.

e) Meiners a. a. O. S. 340. und die dort angeführten Zeugnisse.

f) Ebendaselbst und Blumenbach's Decas cranior. 4. Tab. 39. S. 15.

g) C. Blumenbach von den Zähnen der alten Aegyptier und von den Mumien im Göttingischen Magazine der Wissenschaften und Litteratur B. I. S. 109. und in philosoph. transactions 1794. S. 177. Vgl. Desselben Decas cranior. I. Tab. I. S. 13 ff. und Decas 4. Tab. 31. S. 4 ff.

h) *Winslow* memoires de l'Acad. des sc. de Paris 1722. S. 323.

i) Blumenbach's Decas cranior. 3. Tab. 24 und 25.

k) *Cavazzi* relation histor. de l'Ethiopie occidentale. Paris 1732. Tom. II. S. 82. De Pauw a. a. O. S. 248. Von der Gröben a. a. O. S. 51. 54. Barbot in *Churchill's* collection of voyages B. 5. S. 139. 143. 385. Meiners a. a. O.

l) *Forrest* voyage to New-Guinea S. 273. Marsden a. a. O S. 46.

m) Hawkesworth's Collection of voyages B. III. 349.

§. 116.

Verschiedenheit der Ohren.

Diese betrifft entweder die Stellung oder Figur und Größe derselben, oder endlich Beides zugleich.

I. In der Hinsicht auf die Stellung zeichnen sich die Ohren derjenigen alten Aegyptier aus, welche zur Indischen Gesichtsbildung hinneigen, so wie die Ohren der echten Hindostaner selbst; bei beiden stehen sie sehr hoch a).

Fer-

Ferner stehen die Ohren bei allen wilden und halbwilden Völkern vom Kopfe ab und sind beweglich *b*), was sich leicht aus dem Mangel der verbildenden physischen Erziehung erklärt.

II. Durch die Größe der Ohren, in so fern sie ein Einfall der Natur seyn soll, zeichnen sich die Biskayer *c*), zumahl die Anwohner des Flusses Vidasoa und die Siamer *d*) aus; in so fern aber diese Größe der Ohren von gewaltsamen Kunstgriffen herrührt, werden mehrere halbkultivirte oder ganz rohe Völker dadurch merkwürdig *e*).

III. Aber findet man mehrere Völkerschaften, wo die Figur *f*), oder die Größe *g*) und der Stand der Ohren, zur Auszeichnung, sich vereinigen, z. B. bei den alten Batavern, bei den mongolischen Völkerschaften u. s. f.

a) Blumenbach a. allgemein a. O. § 66. und in philosoph. transactions a. 1794. T. 2. S. 191. Tab. 16. fig. 2.

b) Sömmering a. a. O. §. 10 u. f. f.

c) Rélation du voyage d'Espagne (par la Comtesse d'Aunoy) Tom. I. p. 23. De Pauw a. a. O. B. I. S. 176.

d) De Pauw a. a. O. S. 176.

e) R. Forster (observations etc. S. 236. von den Bewohnern der Osterinsel S. 234. von den freundschaftlichen Insulanern (Vergl. G. Forster Geschichte der Seereisen in der Südsee u. s. f. B. 6. S. 271). S. 239. von den Bewohnern Neukaledoniens und Mallikollo's. Dobrizhoffer a. a. O Th. II. S. 37 u. ff. und das Kupfer zu S. 30. De Pauw a. a. O. B. I. S. 175 ff.

f)

f) Z. B. bei den alten Batavern. S. *Smettii* antiquitates Neogamenſes S. 70. und *Cannegieter* de Brittenburgo, matribus Brittis etc. S. 144.

g) Pallas's Sammlung hiſtoriſcher Nachrichten über die mongoliſchen Völkerſchaften ꝛc. Thl I. S. 99. "allgemein ſind die großen, vom Kopfe abſtehenden Ohren".

§. 127.

Varietäten der Brüſte.

Die Größe oder Kleinheit der Brüſte kann hier allein in Betracht kommen.

Kleine Brüſte aber können keine bedeutende Merkwürdigkeit ſeyn, weil ſie überhaupt als Charakter der menſchlichen Schönheit, und außerdem noch als Eigenheit aller Raſſen angeſehen werden müſſen.

Große, hängende, ſchlaffe Brüſte aber verdienen die Aufmerkſamkeit des Anthropologen einiger Maßen, weil die Urſachen dieſer, mit Recht anerkannten, Ungeſtaltheit, ihn intereſſiren können.

Die Nachrichten von dieſer Varietät ſind indeß gewiß von manchen Reiſenden übertrieben worden *a*).

Große, hängende Brüſte hat man unter ſehr verſchiedenen Himmelsſtrichen beobachtet *b*), niemahls aber als allgemeine Eigenheit einer Raſſe *c*). So hat man ſelbſt bei Weibern Europäiſcher, zur kaukaſiſchen Raſſe gehörigen Völker dergleichen große Hängebrüſte gefunden, z. B. bei den Irländerinnen *d*), Morlachinnen *e*) u. ſ. w.

Große

Große, schwellende Brüste hat man ebenfalls als eine Merkwürdigkeit der Weiber und Männer aus Aegypten *f*), so wie der Portugiesinnen angeführt; so wie die auffallend kleinen Brüste der Spanierinnen g).

Die Ursache der Vergrößerung und Erschlaffung der Brüste liegt:

1) in der Art *h*) und langen Dauer des Säugens *i*).

2) In besonderen Kunstgriffen, die die Frauenzimmer in einigen Ländern anwenden, um sich große Brüste, als eine besondere Schönheit, zu verschaffen *k*).

3) In dem frühen Genusse der Liebe, in den gehäuften Umarmungen u. s. f., wie selbst in unseren Gegenden viele Exemplare es zeigen.

a) Z. B. Bruce von den Weibern der Schangallas a. a. O. B. II. S. 546. Vergl. B. 5. S. 260. Mentzel Beschreibung des Vorgebürges der guten Hoffnung B. 2. S. 564.

b) Negerinnen (*Fermin* sur l'économie animale T. 1. S. 117.) Papuas-Negerinnen Le Maire in Voyages des Holland IV. p. 642. Hottentottinnen (Kolbe Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung S. 474. Weiber der Pescherás (Forster Observations S. 251). Der Samojeden, Eskimos, Grönländer. De Pauw a. a. O. B. 1. S. 307. Büffon a. a. O. B. 3. S. 373.

c) R. Forsters Observations S. 269.

d) *Lithgow's* rare adventures and painefull peregrinations S. 433.

e) *A. Fortis* viaggio in Dalmazia. Vol. 1. 1774. S. 81.

f) *Alpinus* in histor. natur. Aegypti. T. 1. S. 14.

g) *D'Aunoy* a. a. O. B. 2. S. 128.

h) Pauw a. a. O.

i) Fortis a. a. O.

k) *Lamiral* Afrique et le peuple Africain. Par. 1789. p. 45.

§. 128.

Verschiedenheit der Zeugungstheile.

Diese Organe zeigen überhaupt wenig Merkwürdiges, und das Wenige, was man darüber anführt, ist mitunter selbst nur Vermuthung.

So sollen sich Neger durch einen sehr großen Zeugungsapparat auszeichnen; ob dieser Vorzug aber unter ihnen allgemein ist, läßt sich schwerlich entscheiden *a*); indeß wird versichert *b*), daß wollüstige Weiber die Umarmungen des häßlichen Negers denen des Europäers vorziehen.

Ob Negerinnen und Mulattinnen *c*) es einem ähnlichen Vorzuge zu verdanken haben, daß die Europäer einen so großen Geschmack an ihnen finden? Indeß lassen sich hier mehrere Ursachen denken *d*).

Von den Mongolinnen *e*) und den Weibern einiger amerikanischen Völkerschaften *f*) rühmt man enge Geburtstheile, selbst unter Umständen, die denselben gemeiniglich Erschlaffung zuziehen.

Die entgegengesetzte Beschaffenheit der Schamtheile schreibt Steller *g*) den Kamtschadalinnen zu. Indeß sind alle diese Behauptungen gewiß nicht

streng

ſtreng zu nehmen, da ſie, auf die Beobachtung einer geringen Anzahl von Subjecten gegründet, auf Allgemeinheit keinen Anſpruch machen können.

Aufmerkſamkeit verdient indeß noch der von Linné ſo genannte *Sinus pudoris* der weiblichen Geſchlechtstheile, welcher zumahl an den Weibern der Hottentotten beobachtet worden iſt *h*). Er beſteht aber nicht, wie man ehedem glaubte, in einer Vergrößerung der Nymphen, ſondern, wie neue Unterſuchungen gelehrt haben, in einer, zuweilen enormen, Verlängerung der großen Schamlefzen *i*), iſt ein Werk der Kunſt *k*), und hat zu dem Mährchen von dem Bauchſchurze (Cutaneum ventrale), womit die gütige Natur für die Geſchämigkeit der nackten Hottentottinnen geſorgt haben ſoll *l*), Veranlaſſung gegeben.

a) Dieſe Auszeichnung ſetzt wenigſtens in Einem Individuum außer Zweifel das enorme Specimen, welches ich ſelbſt bei Hrn Blumenbach geſehen habe. Indeß weiß Sömmering a. a. O. §. 40. von der Größe des Zeugungsapparats bei den Negern nichts zu rühmen.

b) Saar oſtindiſche Kriegsdienſte S. 45.

c) Thibault de Chanvalon a. a. O. S. 61. und Sparrmann's Reiſe nach dem Vorgeb. der guten Hoffnung S. 72.

d) S. Chanvalon's Vermuthungen a. a. O.

e) Georgi's Beſchreibung alter Nationen des Ruſſiſchen Reichs B. 2. S. 220.

f) *Veſpucci* lettera a Lorenzo de Medici S. 110. Riolani fil. Anthropographia S. 306.

g) Beſchreibung ven Kamtſchatka S. 299.

h) *W. ten Rhyne* de promontor. bonae spei. Scafus. 1686. S. 33. Hawkesworth's Collection B. 3. S. 388. *Le Vaillant* voyage dans l'interieur de l'Afrique S. 371. *Moreau* (de la Sarthe) histoire naturelle de la Femme. Paris 1803. S. 528. und die Kupfertafel VI.

i) Hawkesworth, Blumenbach, le Vaillant a. a. O.

k) Le Vaillant a. a. O. "l'ouvrage du caprice et de la mode". Vergl. Moreau a. a. O.

l) S. die Abbildung dieses Unbinges bei *Leguat* voyage et adventures T. II. Taf. 13. Und das Räsonnement des leichtgläubigen Voltaire in Lettres d'Amabed. Oeuvres. Vol. 45. S. 224.

§. 129.

Verschiedenheit der Schenkel.

Diese bezieht sich auf Länge und Kürze, Dicke und Schmalheit, Krümmung und andere Verunstaltungen der Schenkel:

1) Lange Schenkel haben die Hindostaner *a*), sehr kurze die Mongolen *b*); die stärksten Oberschenkel schreibt man den Irländerinnen zu *c*).

2) Dicke Schenkel (welche nähmlich über die, bei uns anerkannte, Gränze der schönen Form hinausfallen) beobachtet man bei den Neuseeländern *d*), bei den Sibiriaken um Tobolsk *e*), bei den schwarzen Sklaven *f*) u. s. f.

3) Krumme oder sonst verunstaltete Schenkel bemerkt man bei den Kalmücken *g*), bei denen sie von der Lage der Kinder in der Wiege *h*) und vom frühen Reiten *i*) herkommen; bei den Pescherä's *k*), bei den Neuseeländern *l*), welche diese Verunstaltung ihrer Art, zu sitzen, verdanken; bei den Amerikanern

und schwarzen Sklaven in Amerika *m*). Bei den letzteren soll die Krümmung besonders von der Art des Tragens der Kinder und von dem frühen Auftreten auf die noch schwachen Füße herrühren *n*).

Auch rissige und aufgeborstene Füße hat man ziemlich allgemein den Negern zugeschrieben, und diese rühren sehr wahrscheinlich von dem brennenden Sandboden des heissen Afrikas her *o*).

a) Kant in Engel's Philosoph. für die Welt B. 2. S. 155.

b) *Yvo Narbonenſis* in *Matthaei Paris* hiſtor. majore. Ed. W. Watſii. Lond. 1686. Fol. S. 530.

c) *Twiſs's* Tour in Ireland S. 39.

d) *Monneron* bei *de la Borde* hiſtoire de la mer du Sud B. 2. S. 97.

e) *Chappe d'Auteroche* voyage en Sibirie T. 1. S. 160.

f) Von den alten ſ. *Petronius* Satyricon c. 302. Vgl. *Virgilii* Moretum c. 35. Ausgabe von Heyne B. 4. S. 215. Von den heutigen Negerſklaven Dürer a. a. O. *Ramſay* on the treatment and converſion of African Slaves S. 212.

g) Pallas's mongol. Völkerſchaften Th. 1. S. 98. Meiners Geſchichte der Menſchheit §. 21.

h) Pallas a. a O. und Tafel 3 und 5.

i) Pallas ebendaſelbſt.

k) R. Forſter (obſervations S. 251).

l) R. Forſter a. a. O. S. 237. und *G. Forſters's* voyage round the World B. 2. S. 480.

m) Thibault de Chanvalon a. a. O. S. 58. und Sömmering a. a. O. §. 42.

n) Chanvalon a. a. O. Vielleicht auch von krankhaften Affectionen. S. Allamand in novis act. acad. natur. curioſor. B. IV. S. 89.

o) *Hieron. Mercurialis* de decoratione S. 103.

§. 130.

§ 130.

Verschiedenheit der Hände und Füße.

Kleine Hände und Füße hat eine genaue Beobtung als Eigenheit kennen gelehrt von den Hindostanern *a*), Chinesen *b*), Kamtschadalen *c*), Peruanern *e*), Neuholländern *f*), Freundschaftsinsulanern *g*), Hottentotten *h*).

Große Füße schreibt R. Forster *i*) den Otaheiten zu.

Die Ursache dieser verschiedenen Bildung liegt entweder in gewaltsamen Künsteleien, z. B. bei den Chinesen *k*), Peruanern *l*) u. s. f.; oder in der Lebensart *m*), oder endlich in der sparsamen und kärglichen Nahrung *n*). Allen diesen Ursachen möchte man aber wohl die so oft und allgemein bemerkten kleinen Hände der Hindostaner, die sich selbst bei ihren zerstreuten Abkömmlingen, den Zigeunern *o*), erhalten haben *p*), schwerlich zuschreiben können.

a) *Hodges's* travels in India S. 3. Sprengel's neue Beiträge B. 6. S. 293. *Orme's* India V. 1. S. 7.

b) *De la Barbinais* voyage autour du monde T. II. S. 62. T. III. S. 66. Osbeck's Ostindisk Resa S. 171. Vgl. Götting. histor. Magaz. B. II. S. 290.

c) Steller a. a. O.

d) Ellis, Cranz a. a. O. Philosoph. transactions B. 50. S. 109. und B. 64. S. 383.

e) *Ulloa* voyage en Amérique Vol. 1. S. 447.

f) *Watkin Tench's* Account of the Settlement at Port Jackson S. 179.

g) Georg Forster's Geschichte der Seereisen ꝛc. B. 6. S. 274

h) Sparmann a. a. O. S. 172.

i) Observations S. 230.

k) Götting. histor. Magazin a. a. O. S. 291.

l) Daselbst.

m) *Jefferson* in *Morse's* American universal Geography T. 1. S. 87.

n) Tench a. a. a.

o) Grellmann's Untersuchungen über die Zigeuner Götting. 1787.

p) Berliner Monatsschrift 1793. B. 21. S. 122.

§. 131.

Verschiedenheit der körperlichen Größe.

Nach dieser kurzen Betrachtung der Nationalverschiedenheiten einzelner Theile des menschlichen Körpers und der Abartung ihrer Verhältnisse vom Normaltypus, werfen wir zuletzt noch einen Blick auf den Unterschied der Größe des Körpers selbst. Hier begegnen wir indeß so mancherlei Vorurtheilen, Uebertreibungen und mährchenhaften Erzählungen, wodurch dieser Theil der Anthropohistorie verunstaltet worden ist, daß nur die strengste Kritik durch sie hindurch den Weg zur Wahrheit finden kann. Ueberflüssig wäre es indeß, wenn man diese Kritik nach den rühmlichen Bemühungen neuerer Naturforscher und Reisenden noch jetzt unternehmen wollte; und es ist wenigstens vor der Hand nicht ohne Nutzen, alle Nachrichten von einer abentheuerlichen Kleinheit

und

und überschwenglichen Größe ganzer Völker als verdächtig anzusehen. Manche Sagen der Vorzeit über Pygmäen *a*), ungeschlachte Riesen *b*) und Riesenknochen *c*) u. s. f. haben zum Theil ihre gehörige Deutung erhalten, zum Theil aber sind sie als erdichtet und ungereimt dargestellt wor en. Indeß ist es noch immer ein ziemlich gemeines Vorurtheil, daß die Menschen, zumahl die kultivirten Nachkommen der alten Deutschen u. s. f., in Hinsicht der körperlichen Größe ihrer Vorältern nach und nach immer mehr nachstehen *d*). Allein, so gewiß es auch ist, daß eine, mehr dem thierischen Zustande sich nähernde, Lebensart das Wachsthum und die Ausbildung des Körpers mehr begünstiget, als die, zu einer bedeutenden Höhe gestiegene Kultur und Entwickelung der geistigen Kräfte: so läßt sich doch erstlich auch der glückliche Fall denken, daß beide, sowohl subjective als objective Functionen, in der schönsten Harmonie und dem ungetrübtesten Gleichgewichte sich entwickeln können, und dieß gerade ist der höchste (freilich seltene) Vorzug eines gesunden und vollendeten Menschen; und zweitens überzeugen uns mehrere Thatsachen von der Wahrheit, daß, im Ganzen genommen, die gebildeten Nachkommen unserer rohen Vorfahren diesen, wenigstens an Leibesgröße, nicht bedeutend viel nachgeben *e*). Dieß beweisen unter andern die Rüstungen, Helme und Kleider der älteren Deutschen *f*). Und was andere alte Völker betrifft, so möchten wohl die Mumien der alten Aegyptier, Knochen, Zähne, Schädel u. s. f. so ziemlich dasselbe darthun *g*)..

Pers

Personen von ansehnlicher Leibesgröße findet man unter allen Menschenrassen, aber freilich unter der Einen mehrere, als unter der Andern. So sind z. B die Kalmücken und andere mongolische Völkerschaften im Durchschnitt kleiner, als die kaukasische Rasse *h*), weil auf beiden Seiten ein fester Typus wirkt. Indeß entscheidet dieser Unterschied der Leibesgröße nichts für den ursprünglichen Adel oder die Niedrigkeit einer Rasse, so sehr auch scharfsinnige Männer dieser Meinung gewogen sind *i*). Denn, wenn man bedenkt, von welchen Einflüssen die verschiedene Leibesgröße abhängt (§§. 91. 95 ff.), und wenn man ferner erwägt, daß weder die Kleinheit noch die Größe des Körpers einen sicheren Maßstab für den wahren Adel des Menschengeschlechts, der die ideale Frucht einer höheren Kultur ist (welcher unter gehörigen Umständen alle Menschen ohne Ausnahme fähig sind), abgeben kann: so wird man eine solche Schätzung der Nationen für eben so schwankend erklären, als man den Gedanken einseitig und unrichtig finden muß, daß nur gewisse, vorzüglich zur kaukasischen Rasse gehörige Völker, einer höheren Bildung fähig sind, weil gerade mehrere Nationen von dieser Rasse in der Kultur größere Fortschritte gemacht haben, als die Nationen von allen anderen Menschenrassen überhaupt. — Denn auch die Größe und Stärke der Menschen von Einer und ebenderselben Rasse muß nach dem günstigen oder ungünstigen Einflusse des Klimas, Bodens u. s. f. auffallend variiren, wie das die alltäglichste Beobachtung von den Europäern selbst hinlänglich darthut. Dasselbe lehren uns die Berichte der Reisenden über die eingebohrnen Völ-

ker-

kerschaften Amerikas, wo die Abiponer *k*), Eskimos *l*) und Pescherás *m*) in Hinsicht der Größe sehr von einander abweichen. So kannte Herodot *n*) große und wohl gewachsene Neger u. s. f. Im Ganzen darf man sich also auf ein bestimmtes Maß der körperlichen Größe, als auszeichnendes Eigenthum einer Rasse, bei weitem weniger verlassen, als auf die übrigen bisher angeführten Hauptcharaktere des Rassenunterschiedes. Wir könnten daher füglich diese Betrachtungen über die Verschiedenheit der körperlichen Größe des Menschen beschließen, wenn nicht zwei, fast berüchtigte, Völker die Aufmerksamkeit des Anthropologen in Anspruch nähmen, die Patagonen nähmlich und die Kimos; jene ein Wunder der körperlichen Größe, diese von unglaublicher Kleinheit.

a) Tyson a. a. O. a philological essay etc.

b) Pauw a. a. O. B. 1. S. 377. Vergl. L'histoire du ciel par l'Abbé Pluche Tom. 1. Paris 1765. S. 103 fol.

c) Blumenbach's Naturgeschichte 6. Ausg. S. 695. Voigt's Magazin B. 5. St. 1. S. 16 ff. und Ludwig a. a. O. §. 426 ff.

d) Zimmermann geograph. Geschichte des Menschen B. I. Neues Göttingisches histor. Magazin B. 1. St. 4. S. 709. Vergl. außer den Anspielungen der alten Dichter, eines Homers, Virgils u. a. noch Plinius a. a. O. Lib. VII. Cap. 16. *Herm. Conring* diss. de habitus corpor. germanor. antiq et novi causis u. a. m.

e) Ith a. a. O. Buch 6. §. 135. not. 2. und Blumenbach in der medicin. Bibliothek B. 2. S. 407.

f) Haller Element. Physiol. Lib. 30. §. 17.

g) Blumenbach's Decas cranior. 4. Tab. 31. 32. und 33.

h) Pallas Nachrichten von mongol. Völkerschaften S. 98.

i) Meiners Grundriß der Geschichte der Menschheit Kap. 2. §. 13.

k) Dobrizhoffer a. a. O. B. I. Kap. VI. S. 45.

l) Pauw a. a O. B. I. S. 301 ff.

m) Forster observations S. 250.

n) A. a. O. III. 20.

§. 132.

Ueber die Patagonen.

Je wandelbarer, den bisher gemachten Beobachtungen zu Folge, die Größe der einzelnen Individuen eines Volkes ist, und je weniger sie zur Bestimmung des National- oder Rassencharakters benutzt werden kann (§. 131): desto mehr Aufmerksamkeit verdient eine Nation, welche sich nicht bloß durch eine ansehnliche, sondern sogar riesenhafte Größe auszeichnen soll. Diese Nation sind die sogenannten Patagonen im südöstlichen Amerika *a*). — So sehr nun auch immer seit Magelhaens Zeiten, dessen Reisegefährte Pigafetta *b*) die Patagonen zuerst beschrieb, und mit einer abentheuerlichen Größe ausstattete, die Berichte der Reisenden über eben diese Größe differiren mögen; so bleibt doch von allen unlautern Erzählungen und Uebertreibungen, nach den Untersuchungen der Anthropologen und zuverlässiger Reisenden *c*), am Ende die Wahrheit übrig, daß diese Patagonen einen Menschenschlag bilden, der freilich nicht rie-

sen-

sennäßig ist, aber doch durch eine ansehnliche Leibesgröße sich auszeichnet *d*). Sechs Schuh und eben so viele Zoll geben die glaubwürdigsten Augenzeugen *e*) als das höchste Maß an; dieß ist freilich eine bedeutende Größe, die sich sehr leicht als Typus festsetzen konnte, wenn sich dieses Volk, wie es glaublich ist, nicht mit einem andern von kleinerer Statur vermischte. Zur Unterhaltung dieser Größe trugen noch die gleichförmige, freie und nomadische Lebensart, die häufige Bewegung u. s. f. das Ihrige bei. Auch andere Indianer in Südamerika, die eine gleiche Lebensart führen, geben ihnen an Größe wenig oder gar nichts nach *f*). Auch auf der kleinen Insel Karadino oder Amsterdam bei Ceilan will man die Einwohner von ausgezeichneter Größe gefunden haben *g*). — Uebrigens finden die fabelhaften Uebertreibungen über die kolossalische Größe der Patagonen ihren sehr natürlichen Grund, zum Theil in dem eingewurzelten Glauben an die Riesen der Vorzeit, zum Theil in der Sucht, in einem neuen und noch unbekannten Lande Wunderdinge zu sehen, zum Theil aber auch in der Entdeckung der Gräber dieses Volkes, welche von außerordentlicher Länge waren, nach näherer Untersuchung aber Mann und Weib zugleich *h*) und überdieß noch die Knochen von den miteingescharrten Pferden enthielten *i*) u. s. w.

a) Ueber das eigentliche Mutterland der Patagonier siehe Zimmermann a. a. O. B. 1. S. 62.

b) Viaggio attorno il mondo bei Ramusius. B. 1. (Ausg. 4) S. 353.

c) Vergleiche über diesen Gegenstand die Untersuchung von J. Christoph Erichspringer physikalische Un-

Untersuchung: ob auch patagonische Riesen möglich und die Erzählungen davon wahr sind. Leipz. 1769. 8. Büffon. a. a. O. B. 3. S. 508 ff. De Pauw a. a. O. B. 1. S. 331 ff. Robertson a. a. O. B 1. Zimmermann a. a. O. R Forster (observations S. 244 ff.). *De Brosses* histoire des navigations aux terres australes. T. I *Th. Falkner's* Description of Patagonia. S. 26. Dobrizhoffer a. a. O. B. 2. S. 19 ff.

d) S. Falkner, Dobrizhoffer u. m.

e) Carteret in philosophical transactions. Vol. 60. Wallis in *Hawkesworth's* account etc. B. 1. S. 374.

f) Dobrizhoffer a. a. O. S. 20.

g) Wolf's Reise nach Zeilan. Th. 2. S. 20.

h) *Edw. Brown's* travels. S. 50.

i) Falkner a. a. O. Diese Gewohnheit berittener Nationen, die Pferde mit dem Reiter zugleich einzuscharren, ist schon alt und von mehrern Völkern beobachtet worden. S. Gmelins Reisen. B. 3. S. 313. Blumenbach's Decas cranior. IV. S. 8.

§. 133.

Ueber die Kimos.

Die Kimos, ein zwergartiges Völkchen sollen sich in dem Innern von Madagascar, in den Gebirgen aufhalten *a*). Sie werden beschrieben als Zwerge, mit langen Armen, blasser und weisser Haut und mit kurzem wolligen Haare; der Kopf ist meistens dick u. s. f. Uebrigens sollen sie sehr streitbar seyn, mit ihren Nachbaren öftere Kriege führen und meistens den Sieg davon tragen. Commerson *b*) der ein Frauenzimmer dieser Nation gemes-

messen hat, fand sie nur 3 Fuß und 8 Zoll hoch. Ein ähnliches Zwergvolk soll sich in Tukuman in Südamerika finden und gar nur ein und dreissig Zoll hoch seyn *c*).

Die eine Erzählung, wie die andere, scheint ziemlich fabelhaft zu seyn. Die Kimos sind nach Blumenbach's Meinung, und nach den für dieselbe aufgestellten Zeugnissen, nichts weiter als Kretine, dergleichen sich im Salzburgischen, im Walliserlande zumahl aber im Piemontesischen in Menge finden *d*), folglich nichts weniger als eine besondere Varietät von Menschen, sondern mit einer fehlerhaften Hirnorganisation von der Natur versehen, blödsinnig und im Grunde wahre Monstra. Von den Zwergen in Tucuman aber weiß man nichts Bestimmtes.

a) Commerson im Journal encyclopédique. 1772. Büffon a. a. O. Supplément Tom. 4. S. 505.

b) a. a O.

c) Büffon (Supplément. S. 511).

d) Blumenbach de gen. h. var. nat. §. 73. und Naturgeschichte. S. 65.

§. 134.

Ursachen der verschiedenen körperlichen Größe des Menschen.

So gewiß es weder ganze Nationen von einer Riesengröße, noch auch eigentliche Zwergvölker gibt; so bleibt doch der Unterschied der Statur, sowohl ganzer Rassen, als Einer und derselben Ras-

Rasse, so wie noch mehr Eines und desselben Volkes, immer ausgemacht und merkwürdig (§. 131). Daß

1) das Klima bei der Bestimmung der körperlichen Größe eine Hauptrolle spiele, ist schon oben (§. 95) erinnert worden, und wird zumahl durch die Vergleichung der Ungern und Lappen, so wie auch der Abiponen und Pescherás außer Zweifel gesetzt. Auch haben

2) die Nahrungsmittel auf die Leibesgröße keinen ganz unbedeutenden Einfluß. Dieß beweisen die Erions oder vornehmeren Otaheiten *a*), die Bewohner der Hudsonsbay *b*) u. s. f.

3) ist auch die frühere oder spätere Aeußerung der Mannbarkeit, aus sehr einleuchtenden Gründen, nicht zu übersehen. Spätes Erwachen und späte Befriedigung des Geschlechtstriebes führen, alles Uebrige gleichgesetzt, eben so sicher zur ansehnlichen Körpergröße, als der zu frühe Genuß der Liebe das Wachsthum einschränkt und unterdrückt. Von dem Erstern zeugen unsere wackern Vorfahren *c*) die Abiponen *d*) u. s. f.; von dem Gegentheil aber die Kamtschadalen *e*) Otaheiten *f*), Sumatraner *g*) u. s. f.

4) Der unter günstigen Umständen entstandene Typus einer ausgezeichneten Leibesgröße wird sich um so mehr unverfälscht erhalten, je weniger ein großer Schlag mit einem kleinen

sich

sich verbastert; und es können im Gegentheil Menschen von kleiner Statur durch ihre Verbindung mit einer grossen Spielart sich in dieser Hinsicht veredeln.

Hierauf beruht auch endlich das Phänomen, daß die Größe in gewissen Familien, ja sogar in Städten z. B. Potsdam *h*) erblich ist, da die Zeugung, wenn keine Hindernisse eintreten, immer den Typus der zeugenden Individuen in dem neuen wiederhohlt.

a) R. Forster a. a. O. S. 230 und 231.

b) Ellis Reise a. a. O. Umfreville über den gegenwärtigen Zustand der Hudsonsbay S. 21. Vergl. Martin in den Schwedischen Abhandlungen. B. 31. S. 75.

c) Tacitus a. a. O. Jul. Cäsar (de bello gallico. Lib. 6. — Aristoteles Politicor. L. 7. Cap. 16. darüber im Allgemeinen.

d) Dobrizhoffer a. a. O. B. 1. Kap. 7. S. 52.

e) G. Forsters Geschichte der Seereisen u. s. f. B. 7. S. 459.

f) R. Forster (observations). S. 231.

g) Marsden a. a. O. S. 41.

h) R. Forster a. a. O. Maupertuis a. a. O. S. 112.

§. 135.

Fabelhafte Varietäten des Menschengeschlechts.

Schwerlich würde es die Mühe lohnen, wenn wir in anthropologischer Hinsicht, allen den fabel-

haf-

haften Wust hererzählen wollten, womit die Naturgeschichte des Menschen ist verunreinigt worden. Ein ziemlich starkes Verzeichnis solcher fabelhaften Bildungen und anderer erdichteten Eigenheiten des Menschengeschlechts kann man beim Plinius nachsehen *a*). Indeß ist eine genauere Untersuchung solcher Mährchen in der Anthropohistorie nicht ohne Nutzen und Interesse, weil doch den meisten dieser Erdichtungen etwas Wahres zum Grunde liegt, welches indeß erst durch Hülfe der Kritik und anderweitiger Kenntnisse muß herausgesucht werden. Dieß beweisen z. B. der Bauchschurz der Hottentottinnen (§. 128) die übertrieben groß geschilderten Patagonen (§. 132) die Hermaphroditen in Florida *b*) u. s. f. — Eine größere Aufmerksamkeit aber verdient hier die Sage von einer Menschenvarietät, welche die Natur mit **Schwänzen** ausgestattet haben soll, eben deßhalb, weil diese Sage nicht bloß eine Ausgeburt des fabelnden Alterthums ist, sondern selbst an Schriftstellern von späterem Datum *c*) Vertheidiger gefunden hat, und von einigen wenigstens nicht geradehin als Fabel ist verworfen worden *d*).

a) a. a. O. Lib. VII. 2. *Fabricii* dissert. de hominibus orbis nostri in colis. Hamb. 1721. 4.

b) **Pauw** a. a. O. Tom. 2. Sect. 3. und Comment. societ. regiae. scient. Gottingens. T. 1. S. 39.

c) z. B. **Monbeddo** (of the origin and progress of language. T. 1. 234. 238. wo er sehr entscheidend für das Dasein geschwänzter Menschen spricht; u. Antient metaphysics. T. III. S. 250.

d) z. B. Girtanner a. a. O. S. 254 ff.

§. 136.

Geschwänzte Menschen.

Schon Plinius *a*) erwähnt kurz dieser Varietät des Menschengeschlechts, und nach ihm mehrere Schriftsteller des Alterthums. Indeß können die Behauptungen dieser Alten für uns bei weitem nicht von der Wichtigkeit seyn, welche die Zeugnisse neuerer Reisenden, Augenzeugen und Autoritäten haben müssen. Die meisten neueren Reisebeschreiber setzen diese seltsame Menschenvarietät nach Ostindien hin *b*), einige nach Turkestan *c*), und noch andere wollen sie auf dem Feuerlande beobachtet haben *d*). Allein auch über den Wohnsitz der geschwänzten Menschen in Ostindien variiren die angeführten Schriftsteller sehr. Die Nachricht von dieser Menschenart auf dem Feuerlande scheint gar nichts für sich zu haben, ein Rytschkow aber und Falk den meisten Glauben zu verdienen. Uebrigens lassen sich im Allgemeinen gegen die Sage von dem Daseyn geschwänzter Menschen folgende Einwürfe machen.

1) Die meisten Schriftsteller haben sich auf Hörensagen verlassen.

2) Die vorgeblichen Augenzeugen sind nicht besonders glaubwürdig z. B. ein Köping und Tappe.

3) Die Beschreibungen der Gestalt der Schwänze sind sich sehr ungleich.

4) Mehrere neuere aufgeklärte und redliche Reisende erklären die Sage für eine Fabel e). Endlich zeigen

5) andere Schriftsteller die Quellen des Irrthums an; denn bald hielt man den Anhang eines Kleides für einen Schwanz f), bald nahm man Affen für Menschen g).

Kurz, man kann nach diesem Allen sich nicht erwehren, bis jetzt noch an dem Daseyn geschwänzter Menschen zu zweifeln, so lange nicht vorurtheilsfreie und genaue Beobachter an Ort und Stelle mit eignen Augen sehen, untersuchen, und die Sache zur Entscheidung bringen. Mißgeburten mit einer solchen Verunstaltung des Kuckucksbeins lassen sich allerdings zugeben, aber diese eignen sich zu keiner Varietät des Menschengeschlechts, die immer, mehr oder weniger zuverlässig, den einmahl entstandenen Typus reproducirt.

a) a. a. O. S. 11.

b) *Gemelli Careri* Voyages. Tom. 5. S. 92. Barchewitz's neuvermehrte ostindische Reisebeschreibung 1751. S. 163. J. O. Helbig in Ephem. Natur. Curios. Decad. I. ann. 9. S. 456. Wolf's Reise nach Ceylan S. 146. Tappe's funfzehnjährige ostindische Reise S. 49. E. Hesse ostindische Reisebeschreibung S. 216. Strausse's Reisen S. 32. Harvey Opp. Ed. Lond. 1766. De generat. animal. S. 194. Köping beskrifing om en resa genom Asia, Africa u. s. w. S. 131.

c) P. Rytschkow's Orenburgische Topographie; übers. von Rodde B. 2 S. 34. und Falk's Beiträge zur Kenntniß des Russischen Reichs, B. 3. S. 525.

d) S. die Karte, welche sich bei des *Alonso D'Ovaglie* relaione del regno di Cile, Rom. 1646 fol. befindet.

e)

e) Z. B. *Le Gentil* voyages dans les mers de l'Inde Tom. II S. 52. Sonnerat's Reise nach Ostindien und China B. 2. S. 86.

f) *Nic. Fontana* on the Nicobar Isles in den Asiatik Researches T. III. S. 151.

g) Von dieser Seite dient zum Beweise die Zeichnung, welche verschiedene Schriftsteller von geschwänzten Menschen geliefert haben, und welche von einem Bernhard von Breydenbach herrührt. S. Dessen Reise in das gelobt Land. Maynz 1486 fol. Vergl. Blumenbach de gen. h. variet. nat. 1775. Tab. 2. Fig. 5. In dieser Figur erkennt man sehr deutlich die Affencharaktere an den 4 Händen; indeß ist sie durch die verschiedenen Nachbildner Aldrovand, Gesner, Linné (amoenitat. acad. T. VI. Nr. 55) Martin (Büffon allgem. Naturgeschichte B. 6. S. 44) immer mehr humanisirt worden und die Hinterhände in Füße verwandelt.

§. 137.

Organische Fehler als Menschenvarietät. Kakerlaken.

Kakerlakismus *a*) ist eine Varietät, die auf einem ursprünglichen Fehler der organischen Bildung beruht *b*). Seine Hauptmerkmahle bestehen

1. in der schneeweissen Farbe der Haut und Haare Indeß bemerkt man bei menschlichen Kakerlaken auch eine ganz eigene, ungewöhnliche Röthe der Haut, so wie die Haare derselben weder silbergrau, wie bei alten Leuten, noch auch eigentlich blond sind, sondern ins schmutzig Gelbe (Cream-colour der Engländer) fallen.

2. In der blassen Rosenfarbe des Augensterns und der röthlichen Pupille. Die Iris ist

dünner, als gewöhnlich, halb durchsichtig, nach der mindesten Veränderung des Lichtes beweglich und fast in beständiger Oscillation.

Dergleichen Kakerlaken findet man unter allen fünf Menschenrassen *c*), sie sind aber, wegen des größeren Contrastes, zuerst unter den Negern beobachtet worden, und haben den Nahmen weisse Mohren (Leucaethiopes), Nègres blancs, Blafards (Fr.), Albiños (Span.), Dondos u. s. w. erhalten.

Der Kakerlakismus erbt, wie alle Varietäten (§. 89), meistens, jedoch nicht immer, den Kindern an; übrigens sind die Kakerlaken an sich vollkommen gesund *d*).

Er wird, so viel bekannt ist, immer angebohren *e*).

Der Kakerlakismus ist eben so wenig heilbar, als eine jede andere ursprüngliche Verletzung der organischen Vollkommenheit, z. B. die Kardianostrophe u. s. f.

Man findet den Kakerlakismus endlich unter beiden Klassen warmblütiger Thiere, Säugthieren und Vögeln *f*); indeß ist noch kein Beispiel eines Kakerlaken unter Amphibien, Fischen und Insekten beobachtet worden.

Die ursächlichen Momente dieser fehlerhaften Organisation (die Bildung des Auges ausgenommen) liegen noch sehr im Dunkeln. Dem Auge

fehlt

fehlt es am schwarzbraunen Schleime, womit ein großer Theil des innern Augapfels überzogen seyn muß, daher die auffallenden Farben der angezeigten Theile, die Eigenheiten des Gesichtes der Kakerlaken u. s. f. g). Die Ursache des Kakerlakismus überhaupt findet Girtanner in der Anhäufung seines beliebten Sauerstoffes (Hyperoxydation) im Organismus *h*), und führt für seine Vermuthung die vorgebliche Beobachtung des Foucher D'obsonville *i*) an, daß Neger, welche eine Queckſilberkur gebrauchen, zuweilen während derselben, oder bald nachher, Kakerlaken zeugen. Endlich behauptet noch Büffon, daß die weissen Negerinnen mit einem schwarzen Neger gefleckte Neger zeugen *k*), wovon indeß schon das Gegentheil dargethan worden *l*). Sollte nicht die Ursache des Kakerlakismus, nach neueren Ansichten *m*), in einem Mißverhältnisse des Kohlenstoffes gegen die übrigen drei flüchtigern Stoffe, Wasserstoff, Stickstoff und Sauerstoff, und nahmentlich in dem Mangel des Kohlenstoffes aufzufinden seyn? Ich finde es für gut, dieß nur als Frage hinzustellen, weil wir überhaupt in Hinsicht auf das Stoffverhältniß zu den organischen Functionen und zu der Organisation (§. 19. 27 ff.) so gut als Fremdlinge in Israel zu betrachten sind, und nur durch eine sinnreiche Combination vorhandene Thatsachen das Ziel unserer Wünsche kann erreicht werden.

a) Ueber die Kakerlaken überhaupt s. Pauw a. a. O. B. II. S. 3 ff. Blumenbach in der medic. Bibliothek B. 2. S. 537 ff. und in Comment. Soc. Reg. Scient. Gotting. T. VII. S. 29. Maupertuis a. a. O. Kap. 4. p. 115. Girtanner a. a. O. S. 239.

b) Ein ursprünglicher Fehler der Bildung in organischen Verhältnissen ist wirkliche Monstrosität, sie mag so auffallend oder so undeutlich seyn, als sie immer will, weil durch sie die organische äußere Vollkommenheit verletzt wird (§. 21). Diese Unvollkommenheit aber kann man, ohne offenbare Verwirrung der Begriffe, nicht Krankheit nennen, wie es sich aus einer adäquaten Bestimmung der Gesundheit und ihrer Correlate deutlich ergibt; diese Bestimmung muß ich indeß für meine Physiologie aufsparen.

c) Siehe eine Menge von Belegen bei Blumenbach de gen. h. v. nat. 3 Ausg. S. 178 ff. und bei Girtanner a. a. O. S. 241 ff.

d) Briefe der Herrn von Wurmb und Wollzogen S. 221. u. m. a. Versteht sich, wenn man auf meine obigen Bemerkungen (Not. *b*) über den Unterschied zwischen organischer Unvollkommenheit und Krankheit, die gehörige Rücksicht zu nehmen beliebt.

e) Indeß ist in Blumenbach's med. Bibliothek B. 3. ein Beyspiel des Gegentheils an einem Kanarienvogel bekannt gemacht worden.

f) Ein ausführliches Verzeichniß der Thiere, unter denen Kakerlaken gefunden worden sind, s. bei Blumenbach de gen. h. v. n. S. 281. mit den gehörigen Citaten und bei Girtanner S. 242.

g) Blumenbach instit. physiol. §. 274.

h) a. a. O. S. 243.

i) Dessen a. Werk S. 185.

k) Supplément à l'histoire naturelle T. 4. S. 565.

l) Blumenbach's Beiträge zur Naturgeschichte S. 128.

m) Troxler's Ideen u. s. f. S. 121.

§. 138.

§. 138.

Fortsetzung und Beschluß.

Außer dem Kakerlakismus, der die auffallendste Varietät aus einer fehlerhaften Organisation ausmacht, könnte man hier noch die erbliche Anlage zu gewissen Krankheiten, z. B. zur Manie u. s. f. anführen, ingleichen die Fälle, deren wir schon oben (§. 99) gedacht haben. Indeß haben wir jetzt alle Gestalten, unter denen sich die Verartung des Menschengeschlechts von einem vorausgesetzten Urtypus zeigt, zu bestimmen, und die ursächlichen Momente dieser mancherlei Abartungen aufzufinden gesucht. Ist es uns auch nicht überall gelungen, den genauen Zusammenhang der Causalmomente mit jeder Eigenheit einer Rasse oder Varietät aufzuweisen: so haben wir doch zum wenigsten die Einsicht gewonnen, daß sich selbst die mannigfaltigsten und auffallendsten Verschiedenheiten des Typus der menschlichen Gestalt, aus den gewöhnlichen und unbezweifelten Ursachen der Verartung von Thieren und Pflanzen ohne Zwang ableiten lassen; daß folglich die große Menge von Varietäten und Rassen des Menschen nichts gegen die Einheit seiner Gattung beweist, und daß endlich die Einheit der menschlichen Gattung, die nach dem oben (§. 87) aufgestellten Principe philosophisch angenommen wurde, auch empirisch, d. h. nach Analogie und Induction, ist nachgewiesen worden.

Anthropohistorie.

Naturgeschichte der menschlichen Gattung.

Drittes Kapitel.

Eintheilung der Rassen der menschlichen Gattung.

— — Naturae species ratioque.

Lucretius.

§. 139.

Princip einer solchen Eintheilung.

Einheit der menschlichen Gattung und unendlichen Mannigfaltigkeit ihrer Individuen sind, nach dem bisher Gesagten, für uns unbezweifelte Thatsachen. Eine undankbare Mühe aber würde es seyn, wenn man alle die unzähligen Abartungen des Menschengeschlechts ohne Unterschied einzutheilen, zu ordnen und unter allgemeinere Merkmahle zu bringen versuchte. Gewiß würde man bei diesem Versuche in der Mannigfaltigkeit sich verlieren; weil alle Verschiedenheiten der menschlichen Bildung, in Hinsicht auf Farbe, Gesicht, Größe ꝛc.

ganz unmerklich in einander übergehen, sich zusammen verschmelzen, und so auch den scharfsichtigsten Beobachter sehr leicht in ein Meer von Verwirrung hinabziehen können. Von einem solchen Versuche kann also auch bei uns nicht die Rede seyn. Indeß ist es in diesem Kapitel auf nichts anders, als auf eine möglichst richtige und brauchbare Eintheilung der Verschiedenheiten des Menschengeschlechts angesehen. Zu dem Entwurfe einer solchen Eintheilung nun bahnt uns zunächst den Weg der richtige Begriff einer Rasse und die schon längst mitgetheilten Charaktere derselben (§. 89. 1.): denn alle übrigen Verschiedenheiten in der menschlichen Gattung, Spielart, Varietät, besonderer Schlag ꝛc. sind der Rasse untergeordnet. Allein selbst diese Eintheilung der menschlichen Gattung in Rassen hat ihre Schwierigkeiten. Denn die einzelnen Nationen, die wir unter verschiedenen Rassen begreifen, nähern sich einander auf so mancherlei Art, z. B. durch Farbe der Haut, Gesichtsbildung u. s. f. (was aus den erläuterten Ursachen der Abartung sehr begreiflich ist), daß auch die Charaktere der Rasse uns nicht selten zu verlassen scheinen, und in eine jede bisher versuchte Eintheilung immer mehr oder weniger Willkühr sich eingemischt hat. Nach dem Allen aber, was wir bisher über diesen Gegenstand verhandelt haben, kann es uns gar nicht schwer fallen, der Blumenbachschen Eintheilung der Rassen und den aufgestellten Charakteren derselben unseren Beifall zu geben. Denn die Charaktere einer jeden einzelnen Rasse sind in dem Vorhergehenden bereits an und für sich erwogen und anerkannt worden; es kommt hier bloß darauf an, alle diese Charaktere zusammenzustellen, und

dadurch ein vollendetes Bild einer jeden Rasse zu entwerfen; und diesem Zwecke ist das gegenwärtige Kapitel gewidmet. Indeß werden wir auch nach dem Beispiele unseres großen Vorgängers den Zusammenhang der einzelnen Menschenrassen zu zeigen suchen, und außer den Hauptmerkmahlen einer Menschenrasse noch die untergeordneten (wenn dergleichen vorhanden sind) angeben und mit allgemeinen Bemerkungen den Umriß einer jeden Rasse beschließen. Uebrigens dürfen wir auch die Eintheilungen der Menschenrassen von anderen Anthropologen nicht übersehen, und müssen, wo es nöthig wird, ein kritisches Wörtchen über sie beifügen.

§. 140.

Eintheilung des Menschengeschlechts in fünf Rassen.

Der Begriff einer Rasse und die Hauptmerkmahle derselben: Beständigkeit ihrer Charaktere in langen, unvermischten Generationen und halbschlächtige Zeugung dienen zum Principe unserer Eintheilung, die, wie gesagt, der Blumenbachschen vollkommen treu bleibt. Nach den Untersuchungen und Einsichten dieses großen Naturforschers aber lassen sich in der ganzen menschlichen Gattung am natürlichsten fünf Rassen annehmen und nachweisen. Diese sind folgende:

A. die Kaukasische,

B. die Mongolische,

C. die Aethiopische,

D. die Amerikanische, und

E. die Malayische Rasse *a*).

Die

Die Kaukasische Rasse ist als die Mittelrasse zu betrachten, welche nähmlich dem Urtypus am nächsten tritt und am wenigsten entartet ist. Diese verliehrt sich in zwei Extreme, auf der einen Seite in die Mongolische, auf der andern in die Aethiopische Bildung. Zwischen beiden Extremen und der Mittelbildung liegen die übrigen zwei: die Amerikanische Rasse nähmlich zwischen der Kaukasischen und Mongolischen; die Malayische zwischen jener und der Aethiopischen.

a) Die Benennung der Menschenrassen, nach den Farben, wie Kant und Girtanner a. a. O. S. 59. sie aufgestellt haben, hat meinen Beifall nicht; einmahl deßhalb, weil die Farbe sehr variiren kann, ohne z. B. die Charaktere der Negerbildung aufzuheben, weil sie also an und für sich eben so wenig bedeutet, als die übrigen Rassencharaktere einzeln genommen; und zweitens weil man mit eben dem Rechte, und vielleicht noch richtiger die Rassen nach der Schädel- und Gesichtsbildung eintheilen und benennen könnten. Z. B. schmahlköpfige, breitköpfige Rasse u. s. f.; indeß macht man sich durch dergleichen Benennungen in dem Einen, wie in dem Andern Fall, der Einseitigkeit schuldig; und überdieß sind hier gewählten Nahmen der Menschenrassen in vielen Hinsichten bedeutungsvoller. So lassen sich auch ferner nicht alle Menschenrassen nach irgend einem Welttheile benennen, wie eine Uebersicht der Bewohner Afrikas, Asiens und selbst Europas sehr leicht beweist.

§. 141.

Charakteristik der fünf Menschenrassen.

Lassen wir, wie wir aus Gründen uns gedrungen fühlen, die Kaukasische Mittelrasse als Repräsentantinn des menschlichen Urtypus gelten,

so

so müssen die vier übrigen Rassen für nichts anders, als für Abweichungen von jenem Typus angesehen werden; und die einzelnen Formen, in welchen ihre Entartung sich zeigt, werden, zusammengenommen, eine vollständige Charakteristik und ein getreues Bild jener Rassen enthalten. Da wir nun schon im vorigen Kapitel die mancherlei Formen der Abartung der menschlichen Gestalt einzeln erwogen, bestimmt und aus ihren Quellen abzuleiten gesucht haben: so bleibt uns nichts weiter übrig, als jene zerstreuten Formen der Abartung zu sammeln, zweckmäßig zu vereinigen, und mit diesem Inbegriffe jeder Rasse ihren Charakter zu sichern.

Wir machen am natürlichsten mit der Mittelrasse den Anfang.

A. Kaukasische Rasse.

Charaktere derselben.

1. Weisse oder vielmehr Fleischfarbe der Haut und rothe Wangen (§. 104); langes, weiches, lockiges und nußbraunes Haar (§. 114); eine sanft gerundete Form des Kopfes (caput subgloboſum) (§. 122).

2. Ein ovales Gesicht, in dem das schönste Ebenmaß und die meiste Regelmäßigkeit herrscht; kein Theil desselben springt scharf hervor, die Stirn ist mäßig geebnet, die Nase schmal, wenig gebogen und der Mund klein (§. 116 1).

3. Die Vorderzähne in beiden Kiefern stehen senkrecht (§. 122).

4. Die Lippen (zumahl die untere) haben eine sanfte Fülle; das Kinn ist voll und rundlich (§. 116. 1.).

Dieß sind lauter Charaktere, welche nach unseren Gesetzen der Anschauung zur Schönheit der Form und Konturen unentbehrlich sind: wir müssen daher die Bildung dieser Mittelrasse zugleich für die schönste halten.

Der Sitz dieser Menschenrasse ist überhaupt **Europa**, wo aber die Lappen und übrigen Finnen ausgeschlossen werden. Ferner das westliche Asien dießseits des Obi, des kaspischen Meers und des Ganges, und endlich **Nordafrika**; ungefähr also die den alten Griechen und Römern bekannte Welt.

S. Blumenbach's Abbild. naturh. Gegenst. Heft 1. Tab. 3.

B. Mongolische Rasse.

Charaktere.

1. Dunkelgelbe Hautfarbe (§. 104).
2. Schwarzes, straffes, schlichtes und dünnes Haar (§. 114).
3. Der Kopf ist gleichsam viereckig (§. 122).
4. Breites, flaches, gleichsam plattgedrücktes Gesicht, dessen Theile eben daher weniger scharf von einander geschieden, sondern gleichsam zusammengeflossen sind (§. 116).
5. Eine flache sehr breite Glatze (Glabella).

6. Kleine und stumpfe Nase.
7. Fast kugelrunde und seitwärts prominirende Backenknochen.
8. Enggeschlitzte Augenlieder.
9. Hervorragendes Kinn (§. 116).

Unter diese Rasse gehören die übrigen Asiaten, mit Ausnahme der Malayen; ferner die Finnischen Völker, des kälteren Europa, z. B. Lappen u. s. f., und die Eskimos im nördlichen Amerika von der Behringsstraße bis Labrador.

S. Abbild. nat. hist. Gegenst. Heft I. Tab. I.

C. Aethiopische Rasse.

Charaktere.

1. Schwarzbraune Hautfarbe (§. 104).
2. Schwarzes, krauses und wolliges Haar (§. 114).
3. Schmaler, von beiden Seiten gleichfalls zusammengepreßter Kopf (§. 122).
4. Gewölbte und ungleiche Stirn.
5. Die Jochbeine vorwärts heraustretend.
6. Die Augen stehen hervor.
7. Die Nase ist dick und mit den hervorgetriebenen Kiefern gleichsam verschmolzen (§. 116).
8. Der Zahnhöhlenrand ist schmal und nach vorn verlängert.
9. Auch die oberen Schneidezähne ragen schräg hervor (§. 116).

10. Die Lippen wulstig, zumahl die obern.
11. Zurücktretendes Kinn (§. 116).
12. Viele mit krummen Schenkeln (§. 129).

Hieher gehören die übrigen Afrikaner, nahmentlich die Neger u. s. f.

S. Abbild. nat. hist. Gegenst. Heft I. Tab. 5.

D. Amerikanische Rasse.

Charaktere.

1. Kupferfarbe der Haut (§. 104).
2. Schwarzes, schlichtes, straffes und dünnes Haar (§. 114).
3. Kurze Stirn.
4. Tiefliegende Augen.
5. Etwas stumpfe, aber doch hervorstehende Nase.
6. Das Gesicht ist im Ganzen zwar breit, mit hervorragenden Wangenknochen, aber nicht platt, sondern es zeigt, im Profil angesehen, stark ausgewirkte Züge (§. 116).
7. Die Form der Stirne und des Scheitels ist bei den Meisten durch Kunst bewirkt (§. 122).

Diese Rasse begreift die Amerikaner unter sich, die Eskimos und nördlichsten Polarvölker Amerika's ausgenommen.

S. Abbild. nat. hist. Gegenst. Heft I. Tab. 2.

E. Malayische Rasse.

Charaktere.

1. Braune Hautfarbe (§. 104).
2. Schwarzes, weiches, dichtes und lockiges Haar (§. 114).
3. Der Kopf nicht so schmal, als bei dem Neger.
4. Die Stirn etwas aufgetrieben (§. 122).
5. Die Nase ist dick, breit und platt, die Spitze aber dicker; der Mund groß (§. 116).
6. Der Oberkiefer steht etwas hervor (§. 122), aber alle Theile des Gesichtes sind, im Profil betrachtet, deutlicher und schärfer von einander geschieden als bei dem Neger (§. 116).

Dieser Rasse gehören an die Südsee-Insulaner, oder die Bewohner des fünften Welttheils und der Marianen, Philippinen, Molucken, sundaischen Inseln u. s. f., nebst den eigentlichen Malayen.

S. Abbild. nat. hist. Gegenst. Heft I. Tab. 4.

So weit die Sammlung der Hauptzüge, welche jede Menschenrasse charakterisiren; von den übrigen wahren oder falschen Nebencharakteren jeder Menschenrasse wird in den allgemeinen Bemerkungen die Rede seyn.

§. 142.

Eintheilung der Menschenrassen nach anderen Schriftstellern.

So wohl um das Urtheil über die Richtigkeit unserer Eintheilung der Menschenrassen zu erleichtern, als auch um den Schriftstellern über diesen Gegenstand Achtung und Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, steht hier eine Uebersicht der verschiedenen Classicationen des Menschengeschlechts an ihrer Stelle.

1. Ein Ungenannter machte schon gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts den Versuch, das Menschengeschlecht in Stämme zu theilen *a*): der erste bewohnt ganz Europa (Lappland allein ausgenommen), ferner das südliche Asien, das nördliche Afrika und ganz Amerika.

Der zweite Stamm bewohnt das übrige Afrika.

Der dritte das übrige Asien und und die Inseln, welche gegen Südost liegen.

Der vierte begreift die Lappen.

Bei dieser Eintheilung wird offenbar die Einheit der Mannigfaltigkeit, und umgekehrt die Mannigfaltigkeit der Einheit aufgeopfert.

2. Leibnitz nahm ebenfalls vier Menschenrassen an.

a. Die zwei äußersten, am meisten abgearteten

α. Lappen,

β. Neger;

b) zwei in der Mitte liegende

α) die Morgenländische (Mongolische)

β) die Abendländische, die den Europäern ähnlich sieht *b*).

3. Linné theilt, der alten Geographie zu Folge, die Rassen nach den vier Welttheilen ein *c*):

1. in die Europäische.

Europaeus. Albus, sanguineus (?) torosus

Pilis flavescentibus prolixis; oculis caeruleis.

Levis, argutus, inventor

Tegitur vestimentis arctis

Regitur ritibus.

2. In die Asiatische.

Asiaticus. Luridus, melancholicus (?) rigidus

Pilis nigricantibus, oculis fuscis.

Severus, fastuosus, avarus.

Tegitur indumentis laxis.

Regitur opinionibus.

3. In die Afrikanische

Afr. Niger, phlegmaticus (?) laxus.

Pilis atris contortuplicatis; cute holosericea.

Naso simo; labiis tumidis; (faeminis sinus pudoris; mammae lactantes prolixae.

Vafer, segnis, negligens.

Un-

Ungit ſe pingui.
Regitur arbitrio.

4. In die Amerikaniſche
Americanus. Rufus, cholericus (?) rectus.

Pilis nigris, rectis, craſſis, naribus patulis;
Facie ephelitica; mento ſubimberbi.
Pertinax, contentus, liber.
Pingit ſe lineis daedaleis rubris.
Regitur conſuetudine.

So wahr manche Züge in dieſen Zeichnungen ſind, ſo fehlerhaft ſind andere aufgenommen worden, z. B. die Temperamente, das Naturelle, Regierungsform u. ſ. f. Von ſolchen Charakteren wird hoffentlich kein Anthropolog unſerer Zeit mehr Gebrauch machen wollen.

4. Büffon nimmt 6 Menſchenraſſen an *d*):

a. Die Lappen oder Polarvölker

b. die Tatariſche Raſſe (nach dem gewöhnlichen Mißverſtändniſſe) eigentlich die Mongoliſche.

c. Die Bewohner Südaſiens und

d. von Europa.

e. Die Mohren,

f. die Amerikaner *e*).

5. Erxleben zählt gleichfalls 6 Rassen, den Lappen, Tataren, Asiaten, Europäer, Afrikaner und Amerikaner *f*).

6. Goldsmith *g*) nimmt auch 6 Rassen der Menschenspecies an, die Bewohner der Pole, die Tataren, die Australasiaten, die Neger, Amerikaner und Europäer.

7. Pownall nimmt nach der Zahl der drei Söhne Noahs auch drei Menschenrassen an und wendete zuerst der Schädelbildung eine vorzügliche Aufmerksamkeit zu. a) die weisse b) die rothe und c) die schwarze Menschenrasse u. s. w. *h*).

8. Abbé de la Croix theilt die Menschen in weisse und schwarze, und die ersteren wieder in eigentlich weisse, in braune, gelbliche und Olivenfarbene *i*).

9. Kant leitet von dem Urstamme, den er sich als weiß mit brunetter Farbe denkt, vier Rassen ab,

a. die weisse im nördlichen Europa
b. die schwarze in Senegambien
c. die kupferrothe in Amerika und
d. die gelbe in Hindostan *k*).

Ueber diese Eintheilung nach den Farben ist schon oben (§. 140) das Nöthige erinnert worden.

10. J. Hunter *l*) zählt sieben Rassen a) die schwarze, Neger, Papuas u. s. f. b) die schwärzliche, Mauren, Hottentotten: c) kupferfarbige, Ostindier. d) rothe, Amerikaner e) braune, Tataren, Perser, Araber, Chinesen u. s. f. f) bräunliche, im mittäglichen Europa, Sicilianer, Habessinier, Spanier, Türken, Samoyeden Lappen g) weisse, alle übrige Europäer, Schweden, Dänen, Engländer ꝛc. Kabardiner Georgianer, Mingrelier.

Es dient dieser Eintheilung eben nicht zur Empfehlung, daß Rassen und Varietäten durch einander laufen und durchaus verschiedene Rassen gesellig unter Einem Titel stehen.

11. Hr. Zimmermann verlegt den Sitz der Stammältern des Menschengeschlechts auf den hohen Buckel Asiens zwischen den Flüssen, Indus (Seind) Ganges und Obi und leitet von ihnen folgende Rassen ab, a) die Europäische, b) die im nördlichen Asien und dem nördlichsten Amerika (Mongolen) c) die Bewohner Arabiens, Hindostans nnd des Indischen Archipelagus.

d. Die Bewohner des südöstlichen Asiens, von China Corea u. s. w. Die Neger sind nach seiner Meinung entweder von der ersten oder dritten Rasse entstanden *m*).

12. Hr. Meiners *n*) führt alle Völker der Erde auf zwey Stämme zurück.

a. Der Mongolische Stamm, der wieder

α. die Mongolen, β. die Kalmücken unter sich begreift u. s. w.

b. Der Kaukasische oder Tatarische Stamm, unter welchen

α. die gothischen oder celtischen, und β. die Sarmatischen oder Slavischen Völker gehören.

In der neuern Ausgabe des angeführten Werkes hat eben dieser Schriftsteller die besagten beiden Stämme mit den Namen schön und häßlich bezeichnet; unter jenen gehören die weissen Menschen, unter diesen die dunkelfarbigen.

13. Hr. Klügel *o*) unterscheidet vier Stämme

a. den Urstamm der Stammvölker auf dem hohen Rücken von Asien, von wo aus das ganze übrige Asien, Europa, Nordafrika und das nördlichste Amerika bevölkert ist.

b. Neger, c. Amerikaner, die nördlichsten ausgenommen, d. Bewohner der Südseeinseln.

14. Hr. Wünsch *p*) stellt sechs Hauptrassen der menschlichen Gattung auf, den Amerikaner, Südindier und Ostindier, Afrikaner, Eu-

Europäer, Tataren, Polarmenschen. Endlich bestimmt

15. Hr. Metzger *q*) zwei Hauptrassen als Extreme

a. die weisse, welche die Bewohner Europas und der nördlichen Gegenden von Asien, Amerika und Afrika in sich faßt.

b. Die schwarze oder die Mohren des übrigen Afrikas. Den Uebergang zwischen beiden machen die übrigen Asiaten, die Südamerikaner und Südsee-Insulaner.

16. Girtanner *r*) stellt folgende Rassen auf:

1. die Rasse der Weissen, Europäer und Mongolen,

2. die Rasse der Schwarzen, Neger,

3. die Rasse der Olivengelben. Hindostaner,

4. die Rasse der Braunen, Malayen,

5. die Rasse der Zimmtfarbenen, Amerikaner.

Ueber die Vermischung der Mongolen und Weissen nachher ein Mehreres.

Gegen alle bisher aufgezählten Eintheilungen läßt sich mehr oder weniger einwenden; indeß würde dieß Geschäft uns hier zu weit führen.

a) Im Journal des Savans a. 1684. S. 133. Vergl. *Rob. de Vaugondy* (des Sohns) nouvel Atlas portatif. Paris. 1778. 4. Tab. 4.

b)

b) *Felleri* otium Hannoveran. S. 159.

c) Syſtema naturae. Ed. *Gmelini*. T. 1. p. 22.

d) A. a. O. B. 3. S. 371 ff. Supplément. T. IV. S. 454 ff.

e) Dieſe von Büffon aufgeſtellten Raſſen ſehe man mit lebendigen Farben ausgemahlt bei Herder a. a. O. B. 2. S. 4-68.

f) Syſtema regni animalis I. Mammalia. p. 1.

g) Hiſtory of the earth. II. S. 211.

h) A new collection of voyages etc. London 1767. 8. T. II. S. 273.

i) Geographie moderne T. 1. S. 62. 5 Ausgabe. vergl. Vaugondy a. a. O. Tab. 3.

k) Engel's Philoſoph f. d. Welt. B. 2. Berliner Monatsſchrift 1785. B. 6.

l) De hominum varietatibus. Edinb. 1775. Vergl. den Theſaur. medicus Edinburg. novus. Edinb. et Lond. 1785. Tom. I. S. 431.

m) Zimmermann a. a. O. B. 1.

n) Meiners' Grundriß der Geſchichte der Menſchheit 1785. Kap. 2. §. 1 ff. Neue Ausgabe von 1793.

o) Encyklopädie. B. 1. (Ausg. 2.) S. 523.

p) Kosmologiſche Unterhaltungen. Thl. 3. S. 72 ff.

q) Phyſiologie in Aphorismen S. 5.

§ 143.

Allgemeine Bemerkungen über die Menſchenraſſen.

Nach der mitgetheilten Charakteriſtik der einzelnen Menſchenraſſen bleiben noch einige Bemerkun-

kungen zu machen übrig, die sich über die etwa noch vorhandenen Nebencharaktere, über die nähere Abstammung und Verbreitung, über die Varietäten u. s. f. der einzelnen Menschenrassen erstrecken, hin und wieder auch mit der Widerlegung mancher Vorurtheile in Betreff einzelner Rassen sich beschäftigen sollen. Wo wir nicht selbst über einige Gegenstände ausführlich sprechen, da sollen zum wenigsten die empfehlungswürdigsten Schriftsteller angeführt werden.

§. 144.

Bemerkungen über die Kaukasische Rasse.

Der Nahme dieser Rasse schreibt sich vom Berge Kaukasus her, weil in seiner Nachbarschaft, zumahl auf der Südseite desselben, die schönsten Menschen, die Georgianer, wohnen *a*); und weil es zweitens aus mehreren Gründen höchst wahrscheinlich wird, daß in eben jener Gegend der ursprüngliche Sitz der ersten Stammältern und die Wiege des Menschengeschlechts gewesen sei. Ohne mich hier auf die heilige Urkunde zu berufen, erinnere ich nur an die scharfsinnigen und vortrefflichen Bemerkungen eines Pallas, Bailly, Kant, Zimmermann *b*), Herder *c*) Büffon u. a. m. über diesen Gegenstand.

Die Schönheit der Ureinwohner der dortigen Gegend, die mäßige und milde Temperatur, die leicht denkbare Verbreitung der Menschen von beiden Seiten des Rückens in Asien, einerseits nach Norden hinauf und andererseits nach Süden hinab;

der

der Umstand, daß dort die Heimath fast aller nützlichen, jetzt bekannten, Hausthiere liegt, z. B. des Pferdes, Esels, Ochsen u. s. f.; so wie daß Reis, Getreide, die vorzüglichsten vegetabilischen Nahrungsmittel sich ebendaselbst im wilden oder ursprünglichen Zustande treffen u. m. a. sind die vorzüglichsten Gründe, welche uns erlauben, den ursprünglichen Sitz des Menschengeschlechts mit vieler Wahrscheinlichkeit in die bezeichnete Gegend von Asien zu verlegen.

Daß aber ferner die weisse oder Kaukasische Menschenrasse der Urbildung am meisten sich nähern, und also am wenigsten entartet sei, wird dadurch höchst glaublich, daß eben diese weisse Farbe in einem heisseren Himmelsstriche viel leichter in eine dunklere übergeht, als umgekehrt die dunkle Hautfarbe in die hellere, wenn eine Versetzung vorgenommen wird; weil nähmlich bei den dunkelfarbigen Völkern schon eine Umbildung der Verhältnisse der organischen Functionen, also eine Abweichung vom Normaltypus, vorgegangen und folglich ein anderer Typus festgesetzt und eingewurzelt ist (§§. 21. 64. 93 ff.).

Diese weisse Menscheurasse zerfällt wieder in mehrere Spielarten, deren es nach Girtanner *d*) vier geben soll, nähmlich:

1. Fleischfarbene Spielart. Die meisten Europäer, Asiaten bis an den Obstrom, die kleine Bucharei und Persien. Diese soll sich denn wieder in die Nebenspielarten der Blonden und Brünetten theilen.

2. Dunkelgelbe Spielart. Mongolen. Sie finden sich in Asien, dem nördlichsten Europa und Amerika; diese Spielart fällt, nach unseren nachher mitzutheilenden Gründen, aus.

3. Bräunlich gelbe Spielart. Kreolen.

4. Bräunlich weisse Spielart. Mauritanier. Im nördlichen Theile von Afrika, bis zur nördlichen Gränze der Wüste Sara u. s. f.

Mit diesen Spielarten wird zugleich die Gränze bezeichnet, wo die Kaukasische Rasse meistens durch dazwischen liegende Halbrassen in andere übergeht. — Die Uebersicht der einzelnen Völker, welche unter jeder der drei wahren Spielarten gehören, mag man bei Girtanner *e)* selbst nachsehen.

a) Ueber die, so sehr verschiedenen, Völkerschaften des Kaukasus überhaupt s. das Götting. hist. Magazin. B. 2. St. 1. S. 110 ff. Ueber die Schönheit der menschlichen Bildung s. eben daselbst. St. 2. S. 270 ff.; und besonders über die Schönheit der Georgianer *Chardin* voyage en Perse etc. T. 1. p. 17. vergl. den schönen Schädel der Georgianerinnen in Blumenbach's naturh. Abbildungen. Heft 6. Tab. 51.

b) Geograph. Geschichte des M. B. 1. S. 114.

c) Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit. B. 2. Buch 10.

d) Ueber das Kantische Princip u. s. f. S. 59. ff.

e) A. a. O. S. 67 u. ff.

§. 145.

Bemerkungen über die Mongolische Rasse.

Sehr irrig hat man bis auf die neueren Zeiten die Mongolen mit den Tataren verwechselt *a*), da doch Letztere ohne Widerrede zur Kaukasischen Rasse gehören, und von den, freilich in ihrer Nachbarschaft wohnenden, Mongolen durch Gesichtsbildung, Sprache, Verfassung, Gebräuche u. s. w. höchst verschieden sind *b*). So übertrug noch Büffon, eben durch jene Verwechslung der Namen verleitet, die aus älteren Schriftstellern *c*) geschöpften, Rassencharaktere der mongolischen Völker auf die echten Tataren.

Soviel ist indeß gewiß, daß die Mongolen durch mehrere Halbrassen, z. B. die Kirgisen, Karakalpaken, Ssolonen, Jakuten, Jukagiren u. s. f. mit den Tataren zusammengränzen oder gleichsam verschmolzen sind; diese Halbrassen aber repräsentiren immer den Mitteltypus, der aus beiderlei Völkern entstanden ist. So scheinen die Mongolen auf der andern Seite durch die Halbrasse der Tibetaner in die Hindostaner, durch die Eskimos in die Amerikaner, und durch die Bewohner der Philippinen in die Malayische Rasse sich zu verliehren. Bei dem Allen behauptet aber die Mongolische Rasse ihre eigenthümlichen, unbezweifelten Charaktere, wie sie oben (§. 141) angegeben sind; zu denen sich indeß noch manche untergeordnete Unterscheidungszeichen, z. B. der dicke Hals, die krummen Schenkel, die kleine Statur, die herrschende Hagerkeit, der spärliche Bartwuchs u. s. f. hinzufü-

fügen lassen, und die man ausführlicher nachsehen kann in dem vollständigen Gemählde, welches Hr. Pallas *d*) von den Kalmücken, Mongolen und Buräten entworfen hat.

Nimmt man nun die (§. 141) aufgestellte Charakteristik dieser Rasse und die übrigen Nebeneigenschaften derselben zusammen, so wird man der Meinung eines Girtanner *e*), welcher die Mongolen lediglich für eine Spielart der Kaukasischen Menschenrasse hält, unmöglich beitreten können, oder man könnte mit eben dem Rechte die Amerikanische und die von ihm aufgestellte Hinoostanische Rasse in Spielarten der Kaukasischen verwandeln, wodurch man denn freilich die Mannigfaltigkeit der Einheit aufopfern und dem Principe der halbschlächtigen Zeugung untreu werden müßte.

Der Hauptbeweis, worauf Girtanner *f*) seine paradoxe Behauptung stützt, liegt aber eben darin, daß er die halbschlächtige Zeugung zwischen Weissen und Mongolen läugnet und auf das Zeugniß des Hrn Pallas sich beruft, dessen Worte er auf eine unzulässige Art verdreht. Hr. Pallas *g*) sagt nähmlich, daß die erste Zeugung zwischen Kalmücken und Tataren oder Russen, von männlicher und weiblicher Seite, Kinder von schönerer Gesichtsbildung gebe, als die Kalmückischen Aeltern und ihre unvermischten Kinder selbst haben. Allein ist denn 1) angenehmere Bildung und Kaukasisch Eins und dasselbe? Oder ist es 2) ein Wunder, daß die Blendlinge von besagten Weissen und Kalmücken schöner ausfallen, als die Kalmücken selbst sind? 3) Girtanner widerlegt sich in der

That

That selbst durch mehrere Stellen, die er aus dem Werke des Hrn Pallas entlehnt, z. B. daß das mongolische Volk von der gewöhnlichen menschlichen Gesichtsbildung (der Kaukasischen Rasse) eine fast eben so starke Ausnahme mache, als die Neger in Afrika; auch in dem Schädel der Kalmücken zeigt sich diese auffallend abweichende Bildung u s. f. *h*) Und doch sollen die Mongolischen Völkerschaften keine eigne Rasse seyn, nicht eben so gut, als die Neger? 4) wird aber Girtanner durch die, von ihm nicht angeführte Stelle des Hrn Pallas selbst widerlegt *i*), wo offenbar der halbschlächtigen Zeugung zwischen der Mongolischen und Kaukasischen Rasse das Wort geredet wird. Endlich widerlegt 5) Girtanner sich selbst durch andere Stellen seines Werkes *k*), wo er aus Mongolen und Tataren Halbrassen entstehen läßt, z. B. die Karakalpaken und Kirgisen.

Die einzelnen Völker, welche unter die mongolische Rasse gezählt zu werden verdienen, sehe man ebenfalls bei Girtanner *l*) verzeichnet, wo man auch die Spielarten und Halbrassen wird angedeutet finden.

a) Ueber den Ursprung dieser Verwechselung des Nahmens s. *J. E. Fischer* in quaestiones Petropolitanae S. 46. so wie in Dessen Sibirischer Geschichte B. 1. S. 23 142.

b) Pallas über die Mongol. Völkerschaften S. 1 ff.

c) Hr Blumenbach hat die Quelle der so oft wiederhohlten Beschreibung der Mongolen unter dem Nahmen der Tataren, so wie sie in neueren Naturgeschichten sich findet, z. B. beim Büffon, entdeckt in dem Briefe des *Tvo Narbonensis* de horribili va-

vastatione inhumanae gentis, quam *tartaros* vocant, der in die historia major des *Matheus Paris* S. 530. Londner Ausg. 1686 fol. aufgenommen ist. So wohl die Geschichte der Mongolischen Völker unter Tschinkis-Chan, als das Gemählde des Nyo von dessen Kriegern beweisen die unrichtige Verwechselung des Nahmens.

d) A. a. O. S. 98 ff. und S. 171 ff.

e) A. a. O. S. 87.

f) A. a. O. S. 89.

g) A. a. O. S. 99.

h) Girtanner a. a. O. S. 90. und Pallas a. a. O. S. 97.

i) A. a. O. S. 2.

k) Vergl. seinen Begriff von Halbrassen a. a. O. S 66. und die bezeichneten Halbrassen selbst S. 193.

l) A. a. O. S. 70 ff. und 75.

§. 146.

Bemerkungen über die Aethiopische Rasse.

Hört man über diese Rasse die Urtheile der meisten Schriftsteller ab, so begegnet man einem Vorurtheile über das andere; Einer mochte noch lieber, als der Andere, unsere schwarzen Brüder von dem Vorrechte der äußeren sowohl, als innern Humanität ausschließen, und sie zu einem Mittelgeschöpf zwischen Mensch und Affe herabwürdigen. Voltaire, der freilich mehr Witzling als Anthropolog war, ist im Ernste der Meinung gewesen, daß der Neger ein besonderes Species ausmache, und es hat ihm nicht an unkundigen Anhängern gefehlt. Indeß ist es sowohl aus der

An-

Anwendung unseres Princips der halbschlächtigen Zeugung, als auch aus den mancherlei Formen und Ursachen der Entartung dargethan worden, daß der Neger so gut Mensch sei, als der Weisse, trotz seiner Schwärze und eingebildeten Abstammung vom Cham u. s. f. *a*). Dergleichen Verirrungen entstehen am leichtesten, wenn man nur die Extreme der menschlichen Bildung auffaßt, die Uebergänge aber aus den Augen verliehrt, durch welche jene Extreme mit einander ausgesöhnt werden. Denn es gibt in der That beinahe keinen einzigen Charakter der Negerbildung, der nicht hin und wieder auch unter anderen Menschenrassen vorkommen sollte; und umgekehrt treffen sich bei vielen Negern manche dieser Charaktere gar nicht. Unter den schwarzen Völkern herrscht eben so wohl Mannigfaltigkeit, als unter den weissen. Dieß beweist nicht allein der Unterschied der Negerbildung in Hinsicht auf Schönheit, da es, nach dem Zeugnisse eines glaubwürdigen Beobachters *b*), unter den Negerinnen zumahl, vollendete Schönheiten gibt *c*); sondern auch die allmähligen, stufenweisen Uebergänge des Negergeschlechts in die benachbarten Völker, z. B. durch die Jalofen, Wulufs, Fuhlahs und Mandingoer, durch welche es sich allmählig in die Mauren und Araber verliehrt *d*).

So gewiß es nun ferner außer der oben (§. 147) mitgetheilten Hauptcharakteristik noch Nebeneigenheiten dieser Rasse gibt, die man bei Sömmering *e*) und Ludwig *f*) ausführlich finden kann; so gewiß hat sich auch in die Bestimmung mancher von diesen Charakteren Vorurtheil und Aberglau-

glaube gemischt. Männer nähmlich, welche den Negern die Ansprüche auf die äußeren Charaktere der Humanität nicht geradezu abdisputiren, wollen doch wenigstens den Samen derselben g) und das Gehirn *h*) schwarz gefunden haben, und suchen auf diese Art die Kluft zwischen dem Neger und Europäer noch zu erweitern; allein auch diese falschen Kennzeichen sind von mehreren Naturforschern mit Recht zurückgewiesen worden *i*).

Ferner nimmt man auf Glauben an, daß keine Menschenrasse in ihrem Aeußeren so sehr den Affen ähnlich sehe, als gerade die Neger. Diese schielende Behauptung ist aber auf der einen Seite so wahr, als falsch auf der andern. Daß Neger manche Züge ihrer Organisation mit den Affen gemein haben, läßt sich eben so leicht zugeben, als daß dieß der Fall mit den Europäern ist; allein es gibt fast unter allen Menschenrassen Völker, deren Gesicht mit der Affenbildung eine auffallende Aehnlichkeit zeigt, z. B. die Lappen *k*), Eskimos *l*), die Kaaiguas in Südamerika *m*), die Bewohner der Insel Mallicollo in Südindien *n*).

Endlich ist man geneigt, den Negern eine unvertilgbare Stupidität zuzuschreiben *o*), und ihnen den inneren Hauptcharakter der Humanität, nähmlich alle Perfectibilität (§. 69. 3), abzusprechen, ein Vorurtheil, das sich selbst in den Kopf mancher mir bekannten Philosophen eingeschlichen hat. Aber übersieht man nicht hier alle Bedingungen, unter denen die subjectiven Functionen bis zu einem vorzüglichen Grade sich erheben können? kennt man keine subjectiv wirkende Reize, Erziehung, Kultur

tur u. s. f.? und fehlen diese nicht bei dem Neger? und ist endlich der Neger der Kultur unfähig gewesen, wenn er in die ihr günstigen Umstände versetzt wurde?

Ich weiß in der That den Negern in dieser Hinsicht keine bessere Apologie zuschreiben, als die schon vor mehreren Jahren Hr Blumenbach *p*) für sie übernommen hat. Da wird man nicht nur die Zeugnisse glaubwürdiger Reisebeschreiber von dem guten Kopfe und Verstande der Neger finden, sondern auch mehrere nahmhaft gemachte Beispiele von Schwarzen, die in der Musik, im Zeichnen, als angenehme Gesellschafter, in der Mathematik, Physik, Rechenkunst, Medicin, Philosophie und Theologie, endlich als Schriftsteller in andern Fächern ihre Talente hinlänglich bewährt haben. Aber natürlich seufzten diese ausgezeichneten Neger nicht unter dem Drucke der Sklaverei oder der unmenschlichen Behandlung ihrer schwarzen und weissen Despoten, sondern Unterricht, Erziehung, Kultur, kurz die Summe der subjectiven Reize wurde vermehrt und daher das scheinbare Wunder. Dieß wird hoffentlich hinreichen, um den so sehr herabgewürdigten Negern Gerechtigkeit zu verschaffen. Die einzelnen Völker, welche zu dieser Rasse gehören, findet man aufgeführt bei Girtanner *q*).

a) S. Camper's kleine Schriften B. 1. St. 1. S. 35.

b) *Adanson* histoire naturelle du Senegal p. 22.

c) Vergl. Blumenbach's Decas cranior. 1. Tab. 6. 7. 8. und Decas 2. Tab. 17. 18. 19.

d) Herder a. a. O. B. 2. S. 38.

e) Ueber die körperl. Verschiedenheit des Negers vom Europäer.

f) Naturgeschichte der Menschenspecies §. 318. Ludwig macht S. 218 auf die schmalen Weichen und Hüften und das engere Becken aufmerksam; diese Bemerkung machte Thiebault de Chanvalon (voyage à la Martinique p. 58) sogar nach dem äußeren Ansehen, und er eignet eingedrückte Lendengegenden (reins) auch den Amerikanern zu. Auffallend war mir wenigstens diese Eigenheit der Bildung auch in den Abbildungen der Mongolen, welche Hr Pallas seinen Nachrichten u. s. f. beigefügt hat, und wo sie gar nicht zufällig scheint, indem sie in allen Darstellungen ist beibehalten worden.

g) Schon Herodot behauptet dieß kategorisch. S. die Stelle bei Camper a. a. O. S. 27; und in neueren Zeiten Le Cat a. a. O. Wagler bei Zimmermann a. a. O. B. 1.

h) Meckel a. a O. der mémoires de Berlin S. 71. Aus dieser vorgeblichen Schwärze des Gehirns leitete der große Mann erst die Schwärze der Haut ab.

i) Gegen die schwarze Farbe des Samens der Neger stritt schon Aristoteles. S. Sömmering a. a. O. §. 41. Camper a. a. O S. 29; und Meckel ist von Bonn, Walter, Sömmering (a. a. O §. 53) und Camper a. a. O. S. 32 widerlegt worden.

k) *Regnard* Oeuvres. T. 1. p. 71.

l) Blumenbach (de gen. h. v. nat. S. 310).

m) *Nic. del Techo* relatio de Caaiguarum gente p. 34.

n) R. Forster in observations p. 247.

o) *Charlevoix* histoire de St Domingo, Paris 1780.

Vergl. Sömmering a. a. O §. 62. der zugleich §§. 56 ff die größere Beschränktheit der Geisteskräfte der Neger aus ihrem, im Verhältnisse zur Stärke der Nerven, kleineren Gehirne ableitet, nach dem oben (§. 54) bestimmten Gesetze. Daß aber dieser Vor-

wurf

wurf der Stupidität alle ganz unkultivirte Völker mehr oder weniger trifft und treffen muß, ist eben so einleuchtend, als erweislich.

p) Beiträge zur Naturgeschichte S. 88 ff. Vergleiche auch Dessen Abbildungen, Text zu Tab. 5.

q) A. a. O. S. 72.

§. 147.

Bemerkungen über die Amerikanische Menschenrasse.

Außer der oben aufgestellten Charakteristik (§. 141) sind von dieser Rasse wenig bedeutende und wahre Nebeneigenheiten bekannt; desto mehr aber ist ihre Geschichte durch Uebertreibungen und Unwahrheiten entstellt worden. Denn

1. sollten alle Amerikaner durchaus **bartlos** seyn *a*), und dieß nicht etwa durch Künstelei *b*), sondern durch eine Ungunst der Natur *c*).

Ein so ungereimtes Vorurtheil jetzt noch zu widerlegen, ist überflüssig, nach der Menge von Zeugnissen, welche Hr Blumenbach dagegen gesammelt und mitgetheilt hat *d*). Denn es ist eben so wohl erwiesen, daß viele Völker Amerikas den Bart frühzeitig vertilgen, als daß es in Amerika Nationen gibt, die ihren Bart, wo nicht ganz, wenigstens zum Theil pflegen und wachsen lassen. Das Ausreissen der Barthaare ist aber nicht bloß bei den Amerikanern, sondern auch bei den Mongolischen *e*) und Malayischen *f*) Völkerschaften beobachtet worden. Daß der Bart der Amerikaner dünnharig und schwach ist, gibt uns doch kein Recht, sie ganz bartlos zu schildern; übrigens scheint diese

Ei-

Eigenheit in der dicken Haut der Amerikaner ihren Grund zu finden g).

2) Sollen die Amerikanischen Weiber, ganz gegen die Ordnung der menschlichen Oekonomie, gar keine Regeln haben (vergl. §. 68) *h*), weil die Europäischen Reisenden an den beinahe ganz nackten Weibern niemahls Spuren dieser Erscheinung beobachteten *i*). Diese Unsichtbarkeit der Regeln aber bei den Amerikanischen Frauenzimmern hat ihren sehr natürlichen Grund

a. in der Abgeschiedenheit desselben, wenn es sich in der Periode befindet, denn alsdenn müssen die Weiber in besondern entfernten Hütten wohnen *k*), und

b. in der außerordentlichen Sorge für die Reinlichkeit und der genauen Schliessung ihrer Schenkel *l*).

3. Sollen alle Amerikaner vom Norden bis Süden Eine und eben dieselbe Kupferfarbe haben. Dieß ist nun freilich schon durch die oben (§. 104. 5.) genannten Ausnahmen widerlegt worden. Daß aber die Farbe der Amerikaner viel weniger variirt, als bei andern Rassen, ist gleichfalls durch genaue Beobachter bewiesen worden *m*) Diese Gleichförmigkeit der Farbe ist zum Theil aus den geringen Unterschieden des Klimas *n*), zum Theil aus der nicht sehr lange bestandenen Einwirkung desselben *o*), endlich aus der Identität der Abstammung und Lebensart aller Amerikanischen Völker u. s. f. erklärbar *p*).

4. Schreibt man auch allen Amerikanern Eine und dieselbe Gesichtsbildung zu *q*), deren Uebereinstimmung so weit gehen soll, daß, wer Einen Amerikaner gesehen hat, sie alle gesehen haben soll, ja daß alle Amerikaner in der That nur Eins seyen *r*). Es kommt hier alles darauf an, den Ausdruck von der bleibenden Bildung des Gesichtes zu unterscheiden; jener ist, wie bei allen unkultivirten Völkern (§ 97. c.), so auch bei den Amerikanern, gewiß nicht bedeutend verschieden *s*); was aber die Gesichtsbildung selbst betrifft, so ist diese, die in der obigen Charakteristik (§. 147) angegebenen Hauptzüge ausgenommen, eben so mannigfaltig, als bei jeder andern Rasse *t*). So haben z. B. die Abiponer häufig Adlernasen, andere Völkerschaften hingegen geplätschte Nasen u. s. f.

Endlich noch ein Wort über die wahrscheinlichste Abstammung der Amerikaner. Daß sie, in Hinsicht ihrer Bildung, zwischen den Mongolen und Kaukasiern das Mittel halten, haben wir schon oben (§. 140) erinnert; auch ist ihre Aehnlichkeit mit den Mongolen von aufmerksamen Reisenden längst beobachtet worden *u*). Daraus also wird es wahrscheinlich, daß die Amerikaner von den Mongolen herstammen und diese auffallende Aehnlichkeit beider Rassen ist zugleich ein Beweis unter vielen für die glaublichste Meinung, daß Amerika von dem Nordöstlichen Asien aus und von den benachbarten Inseln seine Bewohner empfangen habe *v*) Dieß bestätiget sich auch durch die Uebereinstimmung dieser Nordöstlichen Asiaten mit den Bewohnern des

Nord-

Nordwestlichen Amerikas in Sprache, Kleidung, Sitten und Gewohnheiten *w*), durch ihre gemeinschaftlichen Thiere *x*) u. s. f. Die Möglichkeit der Bevölkerung Amerikas auf dem angezeigten Wege ist außer Zweifel gesetzt *y*) und die denkbaren Veranlassungen zu einer solchen Auswanderung der Mongolen des nördlichen Asiens sind entweder politische oder natürliche Revolutionen gewesen, wofern man nicht auch dem Zufalle dabei etwas zuzutrauen Lust hat. So hätten sich denn die besagten Mongolischen Völker immer weiter in Amerika hinabgezogen, durch die Eigenheiten des Amerikanischen Klimas u. s. f. in ihrem Rassencharakter Modifikationen erlitten, welche indeß die Mongolische Bildung noch immer deutlich durchschimmern lassen. Die später eingewanderten sind die **Eskimos**, welche noch offenbarer das Gepräge der Mongolischen Rasse tragen *z*), zum Theil, weil das Klima ihrer jetzigen Wohnsitze dem vorigen gleicht, zum Theil aber auch, weil sie noch nicht so lange, als ihre frühesten Vorgänger, die Wirkungen des eigenthümlichen Klimas von Amerika erfahren haben. So sind im Gegentheil die Bewohner der südlichsten Spitze von Amerika, welche sich allmählig von Norden herab durch die heisse Zone hingezogen haben, wieder in die Mongolische Bildung zurückgesunken *aa*) u. s. f.

Ueber die verschiedenen Völker, welche dieser Rasse angehören, findet man bei Girtanner *bb*) Auskunft.

a) De Pauw a. a. O. B. 1. S. 39.

b) Wie doch Dutertre (histoire des Antilles 1667. T. 2. p. 392. mit Recht behauptet.

c)

c) Thibault de Chanvalon a. a. O. S. 44.

d) Im Göttingischen Magazin von Lichtenberg und Forster. Jahrgang 2. St. 6. S. 419. Vergl. den Aufsatz eines gebornen Amerikaners Tayadaneega in den philos. transactions for the Year 1786.

e) Gmelin's Reise durch Sibirien. B. 2. S. 125. Pallas Nachrichten über die Mongol. Völkerschaften. S. 100.

f) z. B. die Sumatraner, (Marsden), Magindaner, (Forrest), die Bewohner der Palao-Inseln (Wilson), die Papuas (Carteret) u. s. f.

g) A Ulloa bei Girtanner a. a. O. S. 141. Die dünnhaarigen und zugleich dickhäutigen Thiere dienen hier zur Erläuterung.

h) *Schurig* Parthenologia. S. 200.

i) *Lery* voyage fait en la terre du Brefil S. 270.

k) *Sagard* voyage du pays des Hurons. S. 78.

l) Adrian van Berkel a. a. O. S. 46.

m) Smith a. a. O. S. 158. Home (Sketches T. 1. S. 13).

n) Zimmermann a. a. O. B. 1. S. 87. Büffon a. a. O. B. 3. S. 510. 512.

o) Girtanner a. a O. S. 153. Büffon a. a. O.

p) Kant im deutschen Merkur 1788. Febr. S. 120. Büffon a. a. O. S. 514.

q) Robertson a. a. O. B. 1. S. 293 u. a. m. Orten.

r) Gily a. a. O. B. 4. S. 254.

s) Smith a. a. O. S. 125. — Dasselbe bemerkt Tacitus a. a. O. K. 4. von den alten rohen Deutschen.

t) *Molina* ſulla ſtoria naturale del Chili S. 336.

u) Lettere di *Americ. Veſpucci.* S. 9. Vergl. Ulloa, Gumilla, Steller, Georgi.

v) Man ſehe darüber die ausführliche Abhandlung im Götting Hiſtoriſchen Magazin B. 3. St. 2. S. 193 - 218. und Girtanner a. a. O. S. 143 ff. Herder a. a. O. B. 2. S. 53 ff. Robertſon a. a. O. B. 1.

w) Pallas Beiträge B. 4. S. 105. B. 1. S. 245 ff. Steller a. a. O. S. 252.

x) Girtanner a. a. O. S. 145.

y) Vergleiche Steller, Pallas (Beiträge), Georgi, Girtanner; überflüſſig iſt indeß die Annahme des letzteren, daß Amerika in den älteſten Zeiten mit der nordöſtlichen Spitze (Oſtkap) zuſammengehangen habe. Zimmermann a. a. O. B. 3. S. 239 - 258.

z) Ellis a. a. O. p. 131. 232. Curtis in Sprengels Beiträgen B. 1. S. 105 Cranz Hiſtorie u. ſ. w. S. 177. 333 ff. Blumenbach's Decas cranior. 3. S. 43 - 45. Tab. 24 u. 25.

aa) Die Bewohner der Magellaniſchen Meerenge ſ. Linſchoten's Anm. zum *Acoſta.* S. 466, wo er ſie den Samojoden ſehr ähnlich findet.

bb) A. a. O. S. 76 - 80. Vergl. Gatterer's Abriß der Geographie. S. 696.

§. 148.

Bemerkungen über die Malayiſche Raſſe.

Auch ſie iſt eine Uebergangsraſſe, und ſteht in der Mitte zwiſchen der Kaukaſiſchen und Aethiopiſchen, ſo daß ſie bald nach der Einen, bald nach der Andern ſich mehr hinneigt. Daher gibt es auch in dieſer Raſſe auffallende Verſchiedenheiten und Abſtufungen in Hinſicht auf Farbe, Größe,

Schön-

Schönheit u. s. f. *a*); eine Bemerkung, welche R. Forster *b*) veranlaßte, die Bewohner der Südseeinseln in zwei Varietäten zu theilen, die er folgendermaßen charakterisirt. Die erste Varietät ist hellfarbiger, gut gebauet, athletisch, ziemlich groß u. s. f. und unter diese rechnet er die Bewohner von Otaheite, den Gesellschaftsinseln, Markesas-, Freundschafts-, Osterinseln und Neuseeland, dessen Einwohner schon in die zweite Varietät übergehen, die sich durch eine dunkle, bis ins Schwarze sich verliehrende Hautfarbe, durch die anfangende Krausheit der Haare, ihre kleine und niedrige Statur auszeichnet. Diese Varietät ist auf Neukaledonien, Tanna, Mallicollo und den Neuhebriden verbreitet *c*).

Sogar die Otaheiten hat man in zwei von einander verschiedene Stämme eingetheilt *d*), von denen sich der erstere mehr der Europäischen Bildung nähert, und die Arees unter sich begreift, der andere aber an Farbe und Geistesbildung an die Mulatten oder die zweite, von Forster aufgestellten, Varietät gränzt *e*). Die westlicher wohnenden Südseeinsulaner nähern sich also mehr der Negerbildung und fliessen durch die Bewohner der neuen Hebriden allmählig mit den Papus und Neuholländern *f*), diese Letztern aber mit den Negern selbst so unvermerkt zusammen, daß man sie gar nicht mit Unrecht zu der aethiopischen Rasse selbst rechnen dürfte *g*).

Zuletzt müssen wir noch die Frage aufwerfen, wie Südindien bevölkert worden sei? Von Amerika aus läßt sich die Quelle dieser Bevölke-

rung

rung auf keine Weise ableiten, wie Forster *h*) sehr bündig bewiesen hat. Der wahrscheinlichste Ursprung der Südseeinsulaner, auf den selbst der Zusammenhang der beiden Welttheile hinweist, ist also asiatisch und nahmentlich von den Bewohnern der Halbinsel Malakka herzuleiten, wie es aus folgenden Gründen erweislich wird; denn

1. reden die Bewohner der Südsee alle einerlei Sprache *i*), welche mit der Malayischen die größte Aehnlichkeit hat *k*).

2. ist die Lehnsverfassung unter ihnen eben so, wie unter den Malayen eingeführt.

3. die Pflanzen, die sie anbauen, stammen meistens aus Asien,

4. bezeugen auch die meisten Thiere der Südseeinsulaner ihre Abstammung von den Asiaten *l*).

Da die Malayen überhaupt nur eine Mittelrasse zwischen den Negern und Europäern constituiren, so bedarf es auch der Girtannerschen Hypothese *m*) nicht, um die ihrer Negerbildung am nächsten liegenden Bewohner der Südseeländer abzuleiten, zumahl da mehrere dieser Menschenvarietät auch einen Dialekt der Malayischen Sprache reden.

Die sämmtlichen Völker, welche diese Menschenrasse in sich begreift, findet man ebenfalls aufgezählt bei Girtanner *n*).

a) Herder a. a. O. B. 2. S. 48 ff.

b) Observations etc. S. 228.

c) Die nähere Beschreibung dieser Varietäten und der angehörigen Völkerschaften siehe bei Forster a. a. O. S. 229-243. — Zu der erstern Varietät sind indeß auch noch die Sandwich-Insulaner zu rechnen. S. Cook's dritte Reise von Georg Forster a. a. O. B. 2. S. 296. und die dazu gehörenden Abbildungen von den Bewohnern dieser Inseln.

d) Bougainville a. a. O. S. 214. R. Forster a. a. O. S. 229.

e) De Quiros, der Entdecker der Gesellschaftsinseln in *Dalrymple's* collection of voyages to the South-pacific Ocean. B. 1. S. 764.

f) Girtanner a. a. O. S. 132.

g) Siehe die Abbildungen von Neuholländern bei Georg Forster a. a O. und deren Schädel bei Blumenbach Decas 3. Tab. 27. Decas 4. Tab. 40.

h) Observations made during a Voyage. S. 260. Deutsche Uebersetzung S. 249.

i) Banks in Hawkesworth's Collection B. 3. S. 373.

I. Bryant in *Cook's* voyage to the Northern Hemisphere T. III. Appendix. Nr. 2. zu S. 528. die Uebersetzung von Georg Forster B. 2. wo nach S. 502. die vergleichende Tafel von den Zahlwörtern der Malayischen Völker vorkommt.

Marsden Archaeologia. T. VI. S. 154.

k) Nicht etwa bloß die braunen Bewohner der Südseeinseln, wie Girtanner glaubt, sondern auch mehrere zur zweiten Forsterschen Varietät gerechneten Völkerschaften reden einen Malayischen Dialekt.

l) Girtanner a. a. O. S. 129.

m) Ebendaselbst S. 131.

n) Ebendaselbst S. 74. und 76.

§. 149.

Beschluß.

Aus allen diesen Bemerkungen über die verschiedenen Menschenrassen geht am Ende das Resultat hervor, daß zwischen allen denselben ein allmähliger Uebergang einer Rasse in die andere Statt findet, und daß selbst die allertiefste Abartung durch mancherlei Abstufungen in die Kaukasische Rasse, die Repräsentantin der Urgestalt, sich verliehret, daß also endlich auch keine der besagten Abartung von der menschlichen Gattung darf ausgeschlossen werden. Mit dieser nothwendig (§. 86) fragmentarischen Uebersicht der Schicksale unseres Geschlechts schließt sich die Anthropohistorie, wartet auf den Anbruch des helleren Lichtes, das fortgesetzte Forschungen über sie verbreiten werden und stimmet ein in den Wunsch eines Herder *a*), wenn er sagt: es wäre schön, wenn ich jetzt durch eine Zauberruthe alle bisher gegebenen Wortbeschreibungen in Gemählde verwandeln und dem Menschen von seinen Mitbrüdern auf der Erde eine Gallerie gezeichneter Formen und Gestalten geben könnte, aber wie weit sind wir noch von der Erfüllung dieses anthropologischen Wunsches *b*)!

a) A. a. O. B. 2. S. 68.

b) Näher sind wir ihr freilich gekommen durch Blumenbach's Verdienste (Abbildungen naturh. Gegenst, H. 1. und durch die treuen Zeichnungen bei Cook's dritter Reise (Georg Forster a. a. O.); aber auch da scheint zuweilen die Treue der Schmeichelei und Verschönerungssucht zu weichen, und überhaupt gibt es der guten zuverlässigen Abbildungen von den verschiedenen Völkern unseres Geschlechts leider! noch zu wenige. Möchte uns doch Blumenbach, der, zum Besten der Anthropologie, in so vortrefflichen und seltenen Verbindungen steht, nach und nach mit treuen Zeichnungen der Menschenvarietäten in seinen naturhistor. Abbildungen beschenken! —

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Liebsch, Wilhelm

Grundriß der Anthropologie physiologisch und nach einem neuen Plane bearbeitet

Bd.: 1

Göttingen 1806

Anthr. 90-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10255316-1